

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Manfred Alexander, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Jörg K. Hoensch, Rudolf Jaworski, Walter Schamschula,
Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka, Stanley B. Winters

Band 35

Heft 1

1994

INHALT

AUFSÄTZE

- Lemberg, Margret: Im Strudel der böhmischen Ständekatastrophe. Das unvollendete Verlöbnis des Albrecht Johann Smiřický mit Amelie Elisabeth von Hanau und der Kampf um das Erbe 1
- Schulte, Regina: Rüstung, Zins und Frömmigkeit: Niederländische Calvinisten als Finanziere des Dreißigjährigen Krieges 45
- Press, Volker †: Böhmen und das Reich in der Frühen Neuzeit 63
- Burger, Hannelore: Die Badenischen Sprachenverordnungen für Mähren: Ein Europäisches Gedankenspiel 75
- Pasák, Tomáš: Přemysl Pitters Protest: Eine unbekannte tschechische Stimme gegen die Greuel in den Internierungslagern 1945 90

II

DISKUSSION

Luft, Robert: „Als die Wachsamkeit des Regimes nachließ“: Zur Beschäftigung mit der Vergangenheit des eigenen Faches in der tschechischen Geschichtswissenschaft nach 1989	105
Loewenstein, Bedrich: Die Zunft der Historiker und ihr Heimatmuseum	122

CHRONIK

Tätigkeitsbericht des Collegium Carolinum	126
Schlesien und Böhmen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Joachim Bahlcke)	148
VII. Kongreß der tschechischen Historiker (Christiane Brenner)	150
Jahrestagung der Historischen Kommission für die Sudetenländer (Heidrun Dolezel)	152
Autoritäre Regime in Ostmitteleuropa 1919–1944 (Peter Heumos)	153
Verbindendes und Trennendes an der Grenze (Robert Luft)	155
Vertreibung – Flucht – Deportation (Manfred Alexander)	156

NEUE LITERATUR

Otto, Stephan: Rekonstruktion der Geschichte. Zur Kritik der historischen Vernunft (Jaroslav Marek)	157
Clios Rache. Neue Aspekte strukturgeschichtlicher und theoriegeleiteter Geschichtsforschung in Österreich. Hrsg. v. Karl Kaser und Karl Stocker (Robert Luft)	158
Křen, Jan: Historické proměny českství (Ferdinand Seibt)	160
Morison, John (Hrsg.): The Czech and Slovak Experience (Robert Luft)	164
Malý, Karel/Sivák, Florian: Dějiny státu a práva v českých zemích a na Slovensku do r. 1918 (Helmut Slapnicka)	166
Rexroth, Frank: Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln (Ivana Čornejová)	168
Baum, Wilhelm: Kaiser Sigismund: Hus, Konstanz und Türkenkriege (Jörg K. Hoensch)	169
Čornej, Petr: Lipanská křižovatka. Příčiny, průběh a historický význam jedné bitvy (John Klassen)	172
Weber, Matthias: Das Verhältnis Schlesiens zum Alten Reich in der Frühen Neuzeit (Joachim Bahlcke)	175
Matějek, František: Morava za třicetileté války (Joachim Bahlcke)	178
Kultura baroka v Čechách a na Moravě. Hrsg. v. Zdeněk Hojda (Walter Schamschula)	180
Vlnas, Vít: Jan Nepomucký, česká legenda (Ferdinand Seibt)	182
Saurer, Edith: StraÙe, Schmuggel, Lottospiel (Ferdinand Seibt)	183
Brauneder, Wilhelm: Leseverein und Rechtskultur. Der Juridisch-politische Leseverein zu Wien 1840 bis 1990 (Helmut Slapnicka)	184
Karl und Luise Kautsky. Briefwechsel mit der Tschechoslowakei 1879–1939. Hrsg. v. Zdeněk Solle (Christiane Brenner)	186
Klinger, Ruth: Die Frau im Kaftan. Lebensbericht einer Schauspielerin (Bohumil Černý)	188
Berlin und der Prager Kreis. Hrsg. v. Margarita Pazi und Hans Dieter Zimmermann (Stefan Bauer)	190

Winclawski, Włodzimierz: Lud – naród – socjologia. Studium o genezie socjologii slowackiej (Wolfgang Kessler)	192
Dietl, Werner: Die Deutsche Christlichsoziale Volkspartei in der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1918–1929 (Manfred Alexander)	193
Jakubec, Ivan: Vývoj československých a německých drah, 1929–1937 (Christoph Boyer)	195
Nationales Selbstverständnis und politische Ordnung. Abgrenzungen und Zusammenleben in Ost-Mitteleuropa bis zum Zweiten Weltkrieg. Hrsg. v. Hans Hecker und Silke Spieler (Ursula Häckermann)	197
Lacaze, Yvon: L'opinion publique française et la crise de Munich; dies.: La France et Munich (Bernard Michel)	199
V boj. Edice ilegálneho časopisu (Detlef Brandes)	200
Hübler, Ursula: Meine Vertreibung aus Prag. Erinnerungen an den Prager Aufstand 1945 und seine Folgen. Hrsg. v. Juliane Wetzel (Utta Müller-Handl)	201
Quellen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen. Bearb. v. Bernhard Parisius und Manfred Pult (Hermann Müller)	203
Sladek, Paulus: Not ist Anruf Gottes. Dokumente zur Geschichte der Vertriebenen-seelsorge. Hrsg. v. Rudolf Ohlbaum (Josef Hemmerle)	205
Slovník zakázaných autorů 1948–1980; Slovník českého románu 1945–1991 (Peter Drews)	206
Jičínský, Zdeněk: Právní myšlení v 60. letech a za normalizace (Helmut Slapnicka)	208
Národy, národnosti a etnické skupiny v demokratickej spoločnosti (Eva Hahn)	209
Mason, David S.: Revolution in East Central Europe (Eva Hahn)	212
Die politischen Kulturen Ostmitteleuropas im Umbruch. Hrsg. v. Gerd Meyer (Christiane Brenner)	214
Das neue Osteuropa von A–Z. Hrsg. v. Peter Rehder (Eva Hahn)	216
KURZANZEIGEN	218
SUMMARIES	241
RÉSUMÉS	244
RESUMÉ	247
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	249
MITARBEITER DES HEFTES	251

IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Hahn, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 81669 München.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgern oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 60311 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 76,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postcheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudienreferentin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepper, Private, Söchtenau; Cécilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 93183 Kallmünz.

ISSN 0523-8587

IM STRUDEL DER BÖHMISCHEN STÄNDEKATASTROPHE

Das unvollendete Verlöbniß des Albrecht Johann Smiřický mit
Amelie Elisabeth von Hanau und der Kampf um das Erbe

Von Margret Lemberg

1618: Von vornehmen Personen seindt Todts verfahren [...] Albertus Joannes Freyherr von Schmiritzky, am 18. Novemb. dem seine Braut / ein Gräffin von Hanau / eine schöne Cron von Roßmarin unnd köstlichen Perlen geschickt / welche ihm auch auffgesetzt / unnd ihr Bildnuß / sampt einer Gülden Ketten an Halß gehengt worden¹.

Mit diesen Worten gedachte Michael Caspar Londorp, ein bedeutender Chronist des 17. Jahrhunderts, des Todes eines der Prager Fensterstürzer, der eigenhändig am 23. Mai 1618 die Statthalter des Kaisers Matthias II., Jaroslav von Martinitz und Wilhelm von Slavata, und den Sekretär Philipp Fabricius aus einem Fenster der Böhmisches Kanzlei auf der Prager Burg geworfen hatte. Für Londorp war aber nicht nur der Tod des böhmischen Adligen Albrecht Johann von Smiřický (Abb. 1) erwähnenswert, sondern auch der Umstand, daß eine Gräfin aus Hanau ihm die „Krone der Ehren“² und ihr Bildnis mit ins Grab geben durfte.

Die für August 1618 vorgesehene Hochzeit zwischen dem jungen Aufständischen mit dem größten Landbesitz in Böhmen und der Tochter aus einem streng kalvinistischen Grafenhaus, das dem Geschlecht der Smiřickýs enge verwandtschaftliche Bindungen zu Nassau-Oranien, den französischen Hugenotten und zur Pfalz eingebracht hätte, kam nicht mehr zustande, weil der Ständekrieg in Böhmen ausbrach, in dessen Verlauf Albrecht Jan Smiřický alsbald verstarb. Im folgenden sollen anhand eines bisher unbeachteten Quellenbestandes aus dem Hessischen Staatsarchiv Marburg, dem Stadtarchiv Frankfurt, dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien und einiger weniger Archivalien aus dem Státní ústřední archiv in Prag die möglichen Perspektiven und die unvorhersehbaren, turbulenten Konsequenzen dieses unvollendeten Verlöbnisses dargestellt werden.

¹ Nicolaus Bellus [Michael Caspar Londorp]: Kayserlicher Triumpff-Wagen und Victoria, das ist / kurtze wahrhafftige Historische Beschreibung aller gedenckwürdigen Sachen [...] von dem 1617 biß auf dieses 1631. Jahr zugetragen. Frankfurt 1632, 9. – In der lateinischen Chronik „Laurea Austriaca, Hoc est Commentariorum de Statu Rei publicae nostri [...] Liber II“ verwendet derselbe Autor einen ähnlichen Text. Am Schluß (S. 137) heißt es dort: *In den geschlossenen Händen hielt er ein Buch: Dies alles ist ihm aber von seiner Braut und deren Mutter gegeben und in den Sarg hineingelegt worden.* – Siehe auch Zedler, Johann Heinrich: Grosses Universal-Lëxicon. 38. Bd. Leipzig-Halle 1743, Spalte 105/106.

² Lemberg, Margret/Oberlik, Gerhard: Sprechende Steine. Grabmalkunst zwischen Renaissance und Romantik im Marburger Raum. Marburg 1987, 73 ff.

Albrecht Johanns Jugend

Die adelige Familie der Smiřickýs gehörte zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu den reichsten Großgrundbesitzern Böhmens, deren Burgen, Städte und Dörfer im Osten und Nordosten Böhmens lagen. Ihr großzügiges Stadtpalais in Prag unterhalb des Burgbergs steht nahezu unverändert heute noch³. Wie viele der reichen böhmischen Magnaten hatte schon der Vater Albrecht Johanns, Sigismund von Smiřický, versucht, durch Aufgaben am Hofe Kaiser Rudolfs II. und durch Reisen in die spanischen Niederlande und nach Frankreich seinen Blick zu weiten. Da er als ehrgeiziger Mann erkennen mußte, daß ihm seine unsystematische Schulbildung zum Nachteil gereichte, war es seine ganze Sorge, daß seine beiden Söhne⁴, der 1588 geborene Jaroslav und der 1594 geborene Albrecht Johann, einen hervorragend gebildeten Erzieher, den Arzt Caspar Dornavius, erhielten und ein damals bedeutendes Gymnasium besuchten, die von Kaiser Maximilian begründete Schule in Görlitz. Auch die beiden Töchter, Elisabeth Katharina und Margaretha Salomena, wurden sorgfältig erzogen.

Einen besonders großen Einfluß auf das Denken der jungen Männer scheint der Freund des Vaters, Wenzel von Budovec, ein führendes Mitglied der Brüdergemeinde, gehabt zu haben, denn er billigte oder mißbilligte die Ziele der Bildungsreise des Ältesten, die dieser in der Obhut des Arztes Caspar Dornavius beginnen sollte, und bestimmte seinen Sohn Adam von Budovec als deren Begleiter. Ein Studium an einer der kalvinistischen Universitäten, in Heidelberg, Basel oder Genf, war für einen begabten jungen böhmischen Adligen in den Augen von Wenzel von Budovec erstrebenswert, aber eine Italienreise lehnte er strikt ab, da ihm die Verführung durch den katholischen Kult für empfängliche Knaben zu groß erschien. Jaroslav Smiřický scheint mehr als einer jener bildungsbeflissenen reichen Adligen gewesen zu sein, denen die Poeten und Gelehrten ihre Werke widmeten, da sie sicher waren, reich beschenkt zu werden; er veröffentlichte in Basel für seine Zeit grundlegende Abhandlungen über die Aufgaben eines Hofbeamten⁵. Sein Ziel war es sicherlich, nach dem Studium der Rechtswissenschaft eine führende Rolle am Hof in Prag zu übernehmen. Doch sein Vater Sigismund starb schon 1608, und Jaroslav, sein ältester Sohn, mußte seine Reisen und Studien abbrechen und in die Verwaltung des reichen Erbes eintreten. Wieder beriet ihn der väterliche Freund Wenzel von Budovec und half ihm, Kontakte zu seinen böhmischen Standesgenossen, besonders zu Peter Wok von

³ In der Nerudagasse, an der Nordseite des Kleinseitner Rings, steht der 1763 leicht barockisierte alte Palast der Familie Smiřický. Die eigentliche „Residenz“ des Adelsgeschlechts der Smiřickýs war das Renaissance-Schloß Schwarzkosteletz (Kostelec nad Černými Lesy). Heute befindet sich in dem nahezu unveränderten Schloß eine Landwirtschaftliche Hochschule; die Schloßkapelle ist hervorragend restauriert worden und bewahrt den Zustand aus der Zeit Albrecht Johanns.

⁴ Der 1592 geborene Heinrich Georg war geistesschwach. Da er seine Brüder überlebte, sollte um seine Vormundschaft, d. h. um die Nutznießung des riesigen Vermögens, nach 1618 ein skandalträchtiger Streit beginnen. Für sachkundige Erklärungen in der Kapelle danke ich Herrn Ing. Jiří Neuhöfer, ebenda.

⁵ Smiřický, Jaroslav: De quaestione politica an in eo, cui officium politicum committitur, aetas, genus, divitiae spectanda, 1605.

Rosenberg⁶, zu knüpfen, den er um Hilfe gegen die Truppen des Neffen Kaiser Rudolfs II., des Bischofs Leopold von Passau⁷, bat.

Bei ihrem Überfall auf Prag hatten die „Passauer“ den Palast der Smirickýs auf der Kleinseite geplündert und die „Alterthümer, Natur- und Kunstseltenheiten, Edelsteine und Prachtmöbel“⁸ geraubt. Der feinsinnige und kunstbeflissene Jaroslav soll aus Gram über den Verlust seiner Kostbarkeiten gestorben sein. Nun hätte der erst 17jährige Albrecht Johann das reiche Erbe antreten müssen. Doch nach dem im Geschlecht der Smirickýs geltenden Majorat übernahm der 20jährige Albrecht Václav Smirický, ein Vetter Albrecht Johanns, die Verwaltung der meisten Güter, und Albrecht Johann begann eine mehrjährige Bildungsreise. Auch er hatte eine hervorragende Erziehung genossen, war mit 11 Jahren, wie zuvor sein Bruder, nach Görlitz geschickt worden und in dieser guten Schule bis zu dessen Tod im Jahr 1611 geblieben. In Görlitz fand er im Rektor des Gymnasiums, dem Erzieher und Reisebegleiter seines Bruders Caspar Dornavius, den Mann, der ihn wohl am nachhaltigsten geprägt hat. Die „Oratio“ des klugen Arztes Dornavius, die er zum Tod seines Schützlings in Hanau 1619 drucken ließ⁹, spiegelt die humanistische Bildung des Schreibers, aber auch sein Einfühlungsvermögen in den ehrgeizigen und umtriebigen jungen Mann Albrecht Johann. Daß dieser bei einer Schüleraufführung in einem Theaterstück mit dem Titel „Der Reichstag Maximilians I. in Regensburg“ am 19. Januar 1611 die Rolle des ersten der Kurfürsten, des böhmischen und ungarischen Königs, spielen durfte, war sicherlich ein Zufall, könnte aber auch als Vorzeichen gedeutet werden, denn Wenzel Budovec und sein Kreis versuchten, wie vorher seinen Bruder und Vetter, den reichen jungen Mann für die Brüdergemeinde zu gewinnen und als mögliches Mittel im Kampf der böhmischen Stände gegen die Herrschaft der Habsburger zu benutzen.

So wurde eine der bedeutenden kalvinistischen Hochschulen, nämlich Heidelberg, zum Ziel seiner ersten Bildungsreise bestimmt. Viele böhmische Adelige und Anhänger der Brüdergemeinde pflegten hier zu studieren. Sicherlich übte auch die am pfälzischen Hof gepflegte französische Kultur einen besonderen Reiz aus. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß Albrecht Johann bei seinem Aufenthalt im Jahre 1611 Zugang zum Hof selbst hatte, denn Kurfürst Friedrich IV.¹⁰ war 1610 gestorben und Pfalzgraf Johann von Zweibrücken übte die Regierungsgeschäfte bis zur Volljährigkeit seines Nachfolgers Friedrich V. aus. Mit den pfälzischen Räten Camerarius und von

⁶ Uflacker, Hans Georg: Christian I. von Anhalt und Peter Wok von Rosenberg. Eine Untersuchung zur Vorgeschichte des pfälzischen Königtums in Böhmen. Phil. Diss. München 1926.

⁷ Kurz, Franz Sev./Černý, Albin: Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolks in Oberösterreich und Böhmen (1610–1611). Linz 1897.

⁸ Hormayr, Joseph: Der Smiriczkysche Nachlaß. In: Taschenbuch für die vaterländische Geschichte 30/12 (1841) 325–340, hier 327.

⁹ Dornavius, Caspar: Princeps Iuventutis, hoc est de vita et morte Illustris et Generosi Domini, Dn. Alberti Joannis, L. B. [...]. Hanau 1619. – Siehe auch Katalog der fürstlich Stolberg=Stolberg'schen Leichenpredigten=Sammlung. Bd. 1. Leipzig 1927.

¹⁰ Wolf, Karl: Zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 35 (1940) 275–314.

Plessen scheint er sich aber bekannt gemacht zu haben¹¹. Daß übrigens seine spätere Braut Amelie Elisabeth von Hanau zur selben Zeit in Heidelberg von ihrer Tante, der kurfürstlichen Witwe Louise Juliane aus dem Haus Oranien, erzogen wurde, ist ein weiterer Zufall im Leben des Albrecht Johann. Doch ein ruhiges Studieren und geduldiges Ausharren scheinen nicht in seinem Naturell gelegen zu haben; vielleicht hatten auch seine gelehrten Begleiter Friedrich Seidelius und der berühmte Johann Jessenius¹² nicht den Einfluß, den Caspar Dornavius auf ihn ausgeübt hatte, denn schon nach wenigen Monaten verließ er mit seinem kleinen Gefolge, gegen den Willen seiner böhmischen Verwandten, Heidelberg, reiste durchs Elsaß, in die Schweiz nach Basel und über Burgund nach Genf. Überall wurde der freigiebige Adelige, wie sein Bruder wenige Jahre zuvor, von Poeten begrüßt, die sich eine reiche Belohnung versprachen¹³. Über Südfrankreich ging es nach Paris, wo er mit seinen Begleitern den Winter verbrachte; weiter zog er durch Nordfrankreich, nach Belgien und Flandern, setzte über nach England, besuchte London, die Universitätsstädte Cambridge und Oxford, kehrte nach London zurück und mußte auf Anraten seines Arztes Jessenius im Herbst 1613 England verlassen, da das feuchte Klima für ihn gefährlich war, und den Winter über in Paris leben. Hier, wie an anderen Plätzen auch, erkrankte er ernstlich, so daß die Bitte seiner Familie, er möge die Strapazen meiden und nach Hause zurückkehren, wahrlich berechtigt war. Übrigens lernte er in Paris seinen späteren Hofmeister und väterlichen Reisebegleiter kennen, den Frankfurter Juristen Dominicus Porsius¹⁴.

Gerade als er trotz des Widerstands aus Böhmen nach Italien reisen wollte, erhielt er die Nachricht vom plötzlichen Tod seines Vormunds. Auch dieser war im Alter von noch nicht 24 Jahren, am 24. April 1614, gestorben, und Albrecht Johann, nun der Besitzer „einer der größten Domänen seiner Zeit in Mitteleuropa“¹⁵, mußte als einziger männlicher Erbe die Aufgaben des Hauptes seines Geschlechts erfüllen. Wieder läßt sich beobachten, daß er nach mehr als dreijähriger Abwesenheit nur das Notwendigste in möglichst kurzer Zeit erledigte. Er ordnete zwar die Verwaltung, nahm die Huldigung seiner Untertanen entgegen und kontrollierte die umfangreichen Steuer-

¹¹ Odložilík, Otakar: Poslední Smiřičtí [Die letzten Smiřickýs]. In: Od pravěku k dnešku. Díl 2. Sborník prací z dějin československých. K šedesátým narozeninám Pekaře vydal Historický Klub. Praha 1930, 70–87, hier 77. Die Übersetzungen tschechischer Texte verdanke ich meinem Mann, Hans Lemberg.

¹² Polišenský, Josef: Jessenius, Fradelius und die späthumanistische Bildung in Mitteleuropa. Studien zur Geschichte Osteuropas. Teil 3. Graz-Köln 1966.

¹³ Odložilík: Poslední Smiřičtí 76f.

¹⁴ Reckerus, Johannes: Peregrinatio Jacobi, Das ist/Christliche Leichpredigt [. . .] Bey Volkreicher unnd ansehnlicher Sepultur, deß Weyland Wohl Edlen/Gestrengen und Vesten/Dominici Porsii, Fürstlichen Hessischen=Darmbstädtischen vornehmen Raths [. . .] Welcher den 4. Tag Aprilis deß 1642 Jahres [. . .] zu Darmstatt/seliglich in dem Herren entschlaffen, Franckfurt am Main M.D.C.XLII. – Siehe auch Lenz, Rudolf u. a.: Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt. Sigmaringen 1990, 364 (Marburger Personalschriften-Forschungen 11, 1). – Für den Hinweis auf die Leichenpredigt und für Auskünfte über die einschlägigen Archivalien in Frankfurt danke ich Herrn Dr. Roman Fischer, Stadtarchiv Frankfurt.

¹⁵ Pešák, Václav: Panství rodu Smiřických v letech 1609–1618 [Die Herrschaft des Geschlechts Smiřickýs]. Sborník archivu ministerstva vnitra (1940) 7–203, 1 Tab.

listen, doch selbst die Begrüßungsgedichte der Prager Poeten¹⁶ und die seines alten Lehrers Dornavius¹⁷ konnten ihn nicht zum Bleiben bewegen. Zwar erhielt Dornavius als Belohnung für sein Gelegenheitsgedicht 500 Taler¹⁸, doch zur Enttäuschung seiner Familie setzte der junge Smiřický Tobias Steffek von Koloděj in die Verwaltung seiner Güter ein und erfüllte sich den Traum einer Italienreise. Auf dieser einjährigen Reise begleitete ihn nicht mehr Seidelius, sondern jener Dominicus Porsius, der mit dem väterlichen Mentor Budovec zusammen den folgenschweren Plan einer Eheschließung mit einer hohen Adelligen aus Westeuropa betrieb.

Die Brautwerbung in Hanau

Der Gedankengang des überzeugten Böhmisches Bruders Wenzel Budovec war überaus logisch: Zum Kampf gegen das Haus Habsburg und um die Selbständigkeit der Böhmisches Länder benötigte die antihabsburgische Partei erstens Geld, über das der junge Albrecht Johann verfügte, zweitens eine Person, der alle Aufständischen glaubten vertrauen zu können, und vor allem einen engen, möglichst verwandtschaftlichen Kontakt zum westeuropäischen Calvinismus, falls eine militärische Hilfe nötig würde. Unter diesen Voraussetzungen holten Budovec und Porsius Informationen über heiratsfähige fürstliche Töchter ein. Der alte Budovec wählte klug und machte Albrecht Johann auf das gräfliche Haus Hanau-Münzenberg aufmerksam. Wenzel Budovec hatte den Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg bei dessen Besuch in Prag aus Anlaß seiner Ernennung zum Kaiserlichen Rat im Jahre 1607 kennen- und schätzengelernt, und beide Männer korrespondierten bis zum Tod Philipp Ludwigs miteinander¹⁹. Der Inhalt ihrer Briefe war von ihrem gemeinsamen Interesse an theologischen Problemen bestimmt; sie informierten einander über die politische Situation in Böhmen und im Reich und sorgten sich um die Stärkung der Reformierten im Widerstand gegen die katholischen Habsburger, aber auch um die Einigung aller Protestanten im Reich und in Westeuropa.

Der Hanauer Graf war von Wenzel Budovec nicht nur als religiös gleichgesinnter Gesprächspartner geschätzt worden, er war auch seiner engen verwandtschaftlichen Kontakte mit den kalvinistischen Höfen des Westens wegen wichtig: Philipp Ludwig II. war am Hof in Dillenburg von seinem Vormund Graf Johann VI. und seinem

¹⁶ Spacier, Adam Gurimensis: Felix reditus et auspiciata inauguratio novi herois illustr. Domini Alberti Johannis Smirzicky [...]. Praegae 1614.

¹⁷ Caspari Dornavi Invidiae Encomium ad [...] Dn. Albertum Joannem Smirzicum L.B. a Smirzic; Dedikation Q. D. B. V. III et Generoso Dn. DN. Alberto Joanni Smirzicio [...] felicem reditum ex peregrinatione Germanica, Gallica, Scotto-Britannica, Belgica, felicissimum vitae diuturnae cursum precatus, hoc qualemcumque adfectus et obsequii monumentum offereb. dedic. Caspar Dornavius.

¹⁸ O d l o ž i l í k : Poslední Smiřičtí 79.

¹⁹ Hessisches Staatsarchiv Marburg (StAM) 81a A Nr.31/8. – Glücklich, Julius: Václava Budovce z Budova korespondence z let 1576–1619. Praha 1908. – Siehe auch Cuno, Fr. W.: Philipp Ludwig II., Graf zu Hanau und Rieneck, Herr zu Münzenberg. Ein Regentenbild. Prag 1896. – Müller-Ludolph, Ute: Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg (1576–1612). Eine politische Biographie. Darmstadt-Marburg 1991 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 83).

Stiefvater Johann VII. von Nassau-Dillenburg kalvinistisch erzogen worden. Johann VI. hatte ihn mit seiner Nichte Katharina Belgica, der Tochter Wilhelms von Oranien, verheiratet. Somit war Prinz Moritz von Oranien sein Schwager: Die Schwester Katharina Belgicas, Louise Juliane, hatte auch auf Drängen Johann VI. von Nassau-Dillenburg den Pfalzgrafen bei Rhein, Friedrich IV., geheiratet. Der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken war mit Amelie, einer weiteren Tochter Wilhelms von Oranien vermählt, eine vierte hatte der bedeutende Hugenotte Turenne zum Ehegemahl erhalten. Philipp Ludwig selbst trat 1612 erfolgreich am englischen Hof als Brautwerber um Elisabeth Stuart für seinen Neffen Friedrich V.²⁰, den späteren böhmischen König, auf.

Wenn nun Budovec den jungen Albrecht Johann auf die älteste Tochter des verstorbenen Grafen von Hanau aufmerksam machte, geschah das mit der klaren Absicht, mit Hilfe einer ehelichen Verbindung für seinen Zögling eine Standeserhöhung zu erlangen und einen direkten Zugang zu den kalvinistischen Höfen des Westens zu bahnen. Es ist durchaus möglich, daß Budovec den ehrgeizigen Albrecht Johann schon zu dieser Zeit mit der Aussicht auf die böhmische Krone lockte. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war aber auch der Jurist Dominicus Porsius. Seine Familie stammte aus Frankfurt bzw. Hanau²¹, und er verfügte über genaue Ortskenntnis, denn die sogenannte „Brautwerbung“ verlief etwas eigenwillig.

Normalerweise fühlten fürstliche Familien mit heiratswilligen Söhnen bei gemeinsamen Festlichkeiten, bei Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen und offiziellen Jagden, vor, ob eine Werbung für eines ihrer Kinder aussichtsreich sein könnte. Erst wenn eine positive Zusage zu erwarten war, trat der offizielle Brautwerber auf, meist ein Verwandter des zukünftigen Bräutigams. Wen hätte Albrecht Johann schicken sollen? Er war kein Mitglied der weitverzweigten europäischen Fürstenfamilien, sondern ein unbekannter böhmischer Adelige, dessen Name schwer zu schreiben war und der ausschließlich böhmische Vorfahren hatte. Zudem kannte man innerhalb des böhmischen Adels zwar eine Stufung in Herrenstand und Ritterstand, aber die westeuropäischen Adelstitel, die es jedem Interessierten ermöglichten, den Rang der Familie am Titel zu erkennen, waren in den Ländern der Böhmisches Krone nicht vorhanden. Daß Wenzel von Budovec in der Korrespondenz einmal mit „Baron“, einmal mit „Dominus“ angedredet wird, heißt wenig. In den Briefen Albrecht Johanns an Katharina Belgica fällt auf, daß er sich „Freiherr“ nennt.

Entsprechend abenteuerlich war sein erster Auftritt im Hanauer Schloß; er mutet wie eine Mischung aus Dreistigkeit und Schüchternheit, abgekartetem Spiel und tastendem Versuch an. Am 15./25. Mai 1615 traf Albrecht Johann auf dem Weg nach Italien in Hanau ein und erhielt wirklich eine Audienz bei der völlig überraschten

²⁰ Weiß, John Gustav: Die Vorgeschichte des böhmischen Abenteuers Friedrichs V. von der Pfalz. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 53 (1940) 383–492.

²¹ StAM 81a A 32/13 Bl. 9: *Die person welche er hernauß geschicket ist in großen gnaden und ansehen bey Ihme, welches auch auß dero bestellung so sehr hoch leufft, zu vermercken. Dero Vatter ist ein Landtkindt und Hanauischer Unterthan gewesen. Und kann man noch zur Zeit andersten nicht wissen, als wenn derselbe auß trewer affection gegen dise Herschafft seinem Vatterlandt, solchen Vorschlag Seinem Herrn gethan habe.*

Witwe Katharina Belgica. Dominicus Porsius muß, so hat man den Eindruck, Vertraute unter den Dienern gehabt haben, denn sein „Eintritt“ ins Schloß, die Mahlzeit und der Spaziergang mit den Damen im Garten klingen in einer Zeit starrer Konventionen wie eine Passage aus einem Märchen. Daß sein Besuch auch bei den hanauischen Räten große Verwirrung und bei Katharina Belgica Ratlosigkeit hervorgerufen haben muß, läßt sich an dem Wortlaut des Memorials²² erkennen, das anschließend aufgesetzt wurde. Auch der Umstand, daß der Schreiber weder den Nachnamen des Adligen noch den seines Stallmeisters verstanden hatte, trug zur Konfusion bei.

Den 16. May A. 1615 ist der Wolgeborn Herr Albert Johan von ... zusampt seinem Rhat und Hoffmeister N. ... Pors, und Stalmeistern N. ... neben noch Zweyen Edelungen und zweyen Dienern von Auchpurg (:dannn ir vorhebens war stracks naher Italien zureisen, und albereit sein Hoffgesindt zu ruck naher Behmen gesandt hatte:) alhir auff einer Miedtkutschen, unbekannter weise, ankommen und seine Herberg in der Newenstat zu den dreyen Koningen genommen. Folgendten tags morgens, die neue arbeit, an der Newen Stadt und Schlosses wallen, besichtigt, in Comit at etlicher der Durchlaucht. H[och]geborner unser Gn. Fürstin und Frawen diener, denen in Vertrawter Heimlichkeit etwas von der Ursach S. W. ankunfft bewust war.

Als S. W. baldt am neuen Hinterthor des Schlosses kommen, haben sie angezeigt, waß maßen Ihre große gnad daran beschebe, da sie Vollendts das schloß besichtigen auch Hochgedacht unsere gn. Fürstin und Fraw die Reverentz zu thun und die Handt küssen mochten.

Welches I. F. W. vermeldet und belieh worden. Daruff S. W. in I. F. W. gezimmern geführt und (in beysein des Hoff und Stalmeisters seinen seiten auch etlicher Rhaten I. F. W. seiten) dieselbe gnedigst reverentyrt und angesprochen, darnach den dreyen anwesenden Frewlein gleichfalls die Handt gebotten.

Meine gn. F. und F. zeigt an, waß gestalt I. F. W. von dero herzlichern Hern und Ehegemaal Christlichen [Andenkens] daß Königreich Behmen und darinnen Ihre von etlichen Hern bezeigte ehr guts und courtoise hochlich gerümbt worden, dabero umb desto mehr I. F. W. wünschen mochten, daß S. W. auch diser ort hinwiderumb ehr und auffwartung wiederfhüre. So were aber bey diesem Wittiben standt leider, die Hoffhaltung eingezogen, wolte aber S. W. eine Wittwers schlechte malzeit vorlieb nemen, Solte es dero lieb sein. S. W. ergab sich in I. F. W. belieben.

Darauff Sie zum gemach geleitet, und baldt darauff zur taffel beruffen, sich allenthalben in moribus sitten, sehr (wo nit zu vil) demütig. Auch im reden und discursen fast etwas blödt und gleichsam etwas bestürzt, in essen und trincken messig verhalten, Aber ein gleßlein uff I. F. W. ges[un]d[th]eilt vor erzeigte ehr und guthat außgetruncken und stehendt uff bescheidt gewartet.

Nach gehaltener taffel ist S. W. auff den schloßthurm gestiegen, baldt darauff mit m. gn. Fürstin und Fraw zusampt den dreyen Frewlein im Lustgarten²³ gangen. Waselbst I. F. W. etliche schreiben p[re]sentirt, welche zu verlesen hören Sie ein wenig beywegs gangen, durch welche Veranlassung, S. W. mit dem Frewlein Charlotte geredt aber sehr wenig.

Und baldt darauff derweil Ihre zuwor angedeutet zu vermeidung verdachts bey dem umstandt, die sach nit lang zu machen, urlaub von I. F. W. und den Frewlein genommen, und zu Ihr losament in die Neustat gangen²⁴.

²² StAM 81 a 32/13 Bl. 5r–6v. Verlobung der Gräfin Amalie Elisabeth von Hanau-Münzenberg mit Albrecht Johann Freiherr von Smirický, Intus: Auszug aus dem bis 1380 reichenden Stammbaum des Bräutigams. 1615–1618.

²³ Uta Löwenstein erwähnt diesen Garten in ihrem Aufsatz: „Fremde Gärten – Augenweide, Gaumenfreude. Vom ästhetischen und kulinarischen Gewinn des Reisens“. In: Ertzdorff, Xenja von, u. a.: Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Amsterdam 1992, 531–548 (Chloe Beihefte zum Daphnis 13).

²⁴ StAM 81a A 32/13 Bl. 5r u. 5v.

Die Charakteristik, die man hier von dem hanauischen Schreiber²⁵ vermittelt bekommt, klingt sehr positiv: Albrecht Johann verhielt sich demnach bescheiden, zurückhaltend; bei Tisch fiel es besonders angenehm auf, daß er *in essen und trincken messig* war. Er kannte auch die höfischen Gebräuche, daß man stehend auf die Gesundheit der Dame des Hauses zu trinken und geduldig auf die Antwort zu warten hatte. Nur bei der Unterhaltung bei Tisch wirkte er zu wenig sicher und gewandt: *Im reden und discursen fast blödt und gleichsam etwas bestürzt*. Nun hat das Wort *blöd* einen Bedeutungswandel durchgemacht; im 17. Jahrhundert bedeutete es soviel wie zaghaft, schüchtern, was der Schreiber auch mit der Formulierung *gleichsam etwas bestürzt* zu umschreiben versuchte. Daß der in anderem Zusammenhang als selbstsicher, fast ungestüm beschriebene Albrecht Johann so bescheiden wirkte, entsprang sicherlich der Situation, in die ihn Budovec' und Porsius' Plan gebracht hatte. Daß der junge Böhme so reibungslos zum Ziel gelangen würde, hatte sich wohl keiner der drei Männer vorstellen können. Köstlich ist die Beschreibung der Szene im Lustgarten, in der die Gräfin zur Seite trat, um den Inhalt einiger Briefe zu erfahren, und Albrecht Johann die Chance ergriff und mit der ahnungslosen Auserwählten ein paar Worte zu wechseln versuchte.

Der nächste Tag brachte dann des Rätsels Lösung: Sein Rat und Hofmeister Dominicus Prosius dankte für den freundlichen Empfang und fiel mit der Tür ins gräfliche Haus:

Was sonsten S. Gn. principal intent dero ankunft dieses Orts anlangte, were es an deme, daß durch sonderbahrer schickung Gottes, vermittels vertrauter personen angeben, eine besondere Zuneigung zu diesem Grafflichen Hauß genommen, darauf ferners entstanden, daß er nach fleißiger anruffung Gottes, auch eine inbrünstige affection und herzliche ehr und lieb uff dem Eltisten Frewlein, dessen vilfältige tugenden, würden und schone gaben S. Gn. hochlich gerumbt worden, geschopffet, gestalt dan solche lieb dermassen zugenommen, daß wofern es von Gott dem Almechtigen versehen, und der Fraw Mutters seiner gn. Frawen consens dabey sein würde, S. Gn. es für die größte wolfart und glückseligkeit hielten, da sein genediges Frewlein, hinwiederumb gegen seine person dergleiche affection und lieb tragen und solche beyderseits zu künftiger ehe und heürath außschlagen möchte.

Mit einem so unverblühten Antrag hatte man in Hanau wahrlich nicht gerechnet. Die um ihre Reputation besorgte Witwe mußte sich sicherlich Gedanken machen, wie sie ihre drei Töchter versorgen konnte, aber so fern aller Etikette ging es dann doch nicht. Ihre Antwort, die sie über ihre Räte vermitteln ließ, war diplomatisch geschickt formuliert; doch einmal direkt ausgesprochen, konnte man den Antrag nicht mehr negieren.

Bedanckten sich der guten Zuneigung zu disem Hause. Das ubrige stunde in Gottes Vorsehung, der müsse vor allem dingen darüber angerufen werden, Und würde der Herr I. F. W. nicht verdencken, daß sie sich ferners nicht erkleren konte, in erwegung derselbe auß dieser wichtigen sach daran zeitliche theils auch ewige wolfarth gelegen sich werde mit den Vormundtlichen adjuncten, [...] noch auch nechsten Hern Verwandten unterredet, Viel weniger umb des frewleins

²⁵ Der Schrift nach war es Sturio, der auch seine späteren Verhandlungen mit D. Porsius protokolliert hat.

*affection gewißheit bette. Theten dem Hern zu seiner fürhabenden Italienischen reise glück, heil und segen wünschen und Ihn in Gottes obacht befahlen*²⁶.

Albrecht Johann begann, voller Zuversicht auf seine baldige Eheschließung mit Charlotte Louise, seine große, fast ein Jahr dauernde Italiertour. Wie fest er mit einem Erfolg gerechnet haben muß, läßt sich daraus schließen, daß er in allen größeren Städten für seinen zukünftigen fürstlichen Hausstand Luxuswaren einkaufte, denn sein Stadtpalast in der Nerudagasse in Prag war seit dem Überfall des „Passauer Kriegsvolks“ im Jahre 1611 vermutlich noch nicht renoviert worden. Da um die ungewöhnlich kostbaren *mobilia* nach seinem Tod ein langwieriger Streit auf höchster Reichsebene geführt werden sollte, haben sich in den zahlreichen Briefen, Verfügungen und Prozeßunterlagen auch Aufstellungen über die umstrittenen Kostbarkeiten mit Wertangabe erhalten²⁷.

Zur Ausstattung des Prager Hauses kaufte er *Niederlendische Tapezerias*²⁸. Neben diesen Wandteppichen erwarb er *etliche viel große stuck verguldet Leder, die Zimmer damitt zubeheucken*. In der großen höfischen Welt hatte ihn wohl die Sitte, die hölzernen Tische mit Teppichen zu decken, begeistert, denn er fügte *ungefehr 22 Turckische Tisch und taffelteppich, so in Venedig mehr als 5000 Gulden kosten*, hinzu. Aber nicht nur die Wände und Tische sollten kostbar bedeckt sein, auch die gräflichen Betten plante er neu zu polstern, zu beziehen und zu bedecken. *Ungefehr 15 Seydene Turki-sche Bettdecken, so in Venedig mehr als 700 Gulden kosten. Allerley new weiß leinen [...] so uber 2000 werth. [...] Vielstück zwilich zu Ober- unnd Underbetten, Viel Koltern unnd Kotzen vber Bett zudecken*. Daß er natürlich auch Brokatstoff für 1600 Gulden, jeweils *etliche dutzent seidene Camisol*, seidene Strümpfe und *Romanische Handschuhe vor Mans- und Frawen Persohnen* erstand, versteht sich bei diesem Kaufrausch von selbst. Die Liste der Aussteuerstücke ließe sich beliebig fortsetzen über Satteldecken, Samt- und Seidenlivree und *profumirte* (parfumierte) Felle. *Samt vile andere kostbare sachen, so in Eill nicht konnnten verzeichnet werden*, wie es am Schluß einer solchen Aufstellung heißt, in der es nicht einmal um die unschätzbaren Juwelen und das Silbergeschirr im Preis von 40 000 Gulden ging.

Vermutlich hatte er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien, Ostern 1616, Nachhilfe in dynastischen Fragen erhalten, denn am 17./27. April 1616 setzte sich Graf Georg Friedrich von Hohenlohe²⁹ vehement bei seiner Base Katharina Belgica

²⁶ StAM 81a A 32/13 Bl. 6v.

²⁷ StAM 41a 47 Nr. 7. Handlungen und Korrespondenzen betr. das von dem Freiherrn Albrecht Johann v. Schmirnitzky der Landgräfin Amalie Elisabeth vermachte Legat an Kleindodien und Mobilien, Verbringung derselben von Prag nach Frankfurt, Konfiszierung auf Befehl des Kaisers. 1620–1624. – HHStAW Fsc. 81 fol. 1–162 Smřický'sche Verlassenschaft.

²⁸ StAM 4a 47 Nr. 7. „Ungefährliche Verzeichnuß unnd aestimation der Schmirtzitzischen mobilen begriffenen Vornembsten stuck.“ – Caspar Dornavius sah in der Lebensbeschreibung seines Zöglings den Erfolg dieser Reise mit anderen Augen. Er läßt den jungen Albrecht Johann in Italien die öffentlichen und privaten Bauten und Kunstwerke studieren, sich im Rechtswesen und in der Verwaltung belehren und in Bibliotheken arbeiten.

²⁹ Der mit dem hanauischen Grafenhaus eng verwandte Graf Georg Friedrich von Hohenlohe hatte sich als Offizier im Kampf gegen die Ungarn ausgezeichnet und Besitzungen in Böhmen

für Albrecht Johann ein und trug am 22. 4./2. Mai 1616 eine offizielle Werbung um die Hand der ältesten, 18jährigen Tochter *Loysa Scharlotte* vor³⁰. Graf von Hohenlohe, der später in den Dienst der böhmischen Stände eintreten und neben Graf Thurn das Ständeheer kommandieren sollte, wurde von nun an der Mittelsmann zwischen Albrecht Johann und Katharina Belgica von Hanau. Georg Friedrich von Hohenlohe wiederum wurde in seinem Bemühen um die Zukunft des jungen Smiřický vom Oberhofmeister Adam von Wallenstein, einem Mitglied des Herrenstandes, unterstützt³¹.

So ganz unvorbereitet war man in der Zwischenzeit in Hanau nicht geblieben. Schon am 13./23. August 1615, also vier Monate nach dem ersten Besuch des jungen Mannes, trafen die ersten Nachrichten über die Smiřickýs und über deren ungeheueren Reichtum in Hanau ein. In einem regelrechten Steckbrief findet sich die richtige Schreibweise des Namens, die Herrschaften werden aufgezählt, sein Stammbaum bis zum Jahr 1380 zurückverfolgt und seine Fähigkeiten, geistigen und körperlichen Vorzüge herausgestrichen. Bei den Familienverhältnissen jedoch überging der Informant die dunklen Punkte der Familie Smiřický: Die eines vermeintlichen Skandals wegen auf Drängen der eigenen Mutter³² inhaftierte Schwester Elisabeth Katharina und der geistig behinderte Bruder Heinrich Georg wurden einfach verschwiegen. So erfuhr man in Hanau nur, Albrecht Johann sei *Ein einiger Sohn und der letzte seines geschlechts. Seine einige Schwester ist von einem Teutschen Fürsten zur ehe begert, Als sie aber albereit einen Herrn von Slavata, so bey Kays. Mayt in grossen ansehen, verlobt, ist solches ohn effect verbliben*³³. Der überwiegende Teil des umfangreichen Schreibens beschäftigt sich mit dem Vermögen des möglichen Bräutigams, was in den Augen der hanauischen Informanten sehr wichtig war, konnte man doch an dem Namen Smiřický wenig ablesen. So heißt es: *Sein Reichthumb wirdt hoch gerümbt [...] In Summa Er solle bey nahe einen Virtentheil in ganz Böhmen haben*. Nach der Aufzählung seiner Residenzen und der Beschreibung seiner Hofhaltung wagte der hanauische Schreiber eine vorsichtige, wenn auch recht naive Beurteilung: *Und kann man doch zur Zeit andersten nicht wissen, als wenn derselbe [Dominicus Porsius] außtrewer affection gegen dise Herrschafft solchen Vorschlag Seinem Herrn gethan habe*.

erworben (die Herrschaften Grulich und Kosmonos), so daß er sogar in der böhmischen Landtafel eingetragen war. 1621 wurde er, wie die anderen Aufständischen auch, vom Kaiser geächtet. 1623 erhielt er die offizielle kaiserliche Verzeihung. Im „*Laurea Austriaca*“ S. 648, aus dem Jahre 1627 heißt es: *Sub id Georgius Fridericus, Comes Hohenloius, qui antehac propter turbas Bohemicas à Caesare proscriptus fuerat, gratiam obtinuit. & IX. Octobr. Viennae in aulici dicasterii atrio à banni fulmine in ipsum vibrato proprius absolutus, & pristino honori restitutus.*

³⁰ StAM 81a A 3/14 Bl. 5: Planung der wegen der böhmischen Unruhen nicht zustandegekommen Heirat zwischen Gräfin Amalie Elisabeth von Hanau-Münzenberg und Albrecht Johann Freiherr von Smiřický. Intus: Auszüge über die Ausstattungen hanauischer Gräfinnen seit 1360. 1617–1618.

³¹ StAM 81a A 32/14 Bl. 20r.

³² Hormayr, Nachlaß, S. 326.

³³ StAM 81a A 32/13 Bl. 9r. – Diese Schwester Margareta Salomena, die etwas älter als Albrecht Johann war, wird von Anton Gindely im Jahr ihrer Flucht aus Böhmen, November 1620, zu einer 15jährigen Witwe mit einem zweijährigen Sohn gemacht. Golo Mann übernimmt in seiner Wallenstein-Biographie diese irriige Angabe ungeprüft.

Der Segensspruch zum Abschluß des Schreibens spiegelt ein wenig von der Frömmigkeit am Hofe in Hanau wider. Auch später, als die Eheberedung schon begonnen hatte, war Katharina Belgicas große Sorge, ob ihrer Tochter in Prag auch ein kalvinistischer Theologe zur Verfügung stünde. *Der Allmechtig Gott wolle daß werck zu seinen ehren und der parten seligkeit, ab oder zu dirigieren. Amen*

*Sols Sein, So Sey es
Was Gott beschert
Bleibt unverwehrt.*

Die Braut

Doch in dem Augenblick, als der Kandidat ernsthaft erwogen wurde, kam Widerstand von der so heftig „geliebten“ Braut; sie verspürte keine Zuneigung³⁴, und auch gutes Zureden, wie Hohenlohe riet, half nichts. Graf Hohenlohe machte daraufhin dem betrübten Bewerber den Vorschlag, selbst ins Reich zu kommen, möglichst zu ihm, Hohenlohe, nach Weikersheim, und dort wolle er ein Treffen mit den Damen arrangieren³⁵. Albrecht Johann war sofort bereit, die Einladung anzunehmen, und kündigte in einem Brief vom 6./16. August 1616 seine Reise ins Reich an. *Wann nun erst hochgedachtes mein genediges fräulein mir so tief inß hertz gewachsen, daß Ich sie und ihre affection zu gewinnen anders zu thun nit vermag*³⁶. Doch im Hinblick auf Charlotte Louise sollte seine Reise umsonst gewesen sein. Die älteste Tochter aus Hanau blieb übrigens unverheiratet und starb 1649 bei ihrer Schwester, der hessischen Landgräfin Amelie Elisabeth, in Kassel. Damit wäre unter normalen Bedingungen die Ehesache erledigt gewesen. Doch nicht bei Albrecht Johann, Budovec und Porsius. Ihnen ging es ja weniger um Charlotte Louise, sondern um eine Gräfin aus dem Hause Hanau, und die Witwe hatte noch zwei, wenn auch bedeutend jüngere Töchter. Die zweite Tochter Katharina Belgicas, Amelie Elisabeth, muß Gefallen an dem Jüngling aus Prag gefunden haben, denn am 25. 12./4. Januar 1617 konnte Albrecht Johann dem Grafen Hohenlohe stolz bekennen, daß er nun, da er seine *affection* auf die jüngere Schwester Amelie Elisabeth *transferiert unndt versetzt [habe], trostlicher guter Hoffnung sei*, nun glaube er, *auch alles meines leidts unndt bißhero Umbsonst erlittener leibschmertzens wiederumb ergetzt zu werden*³⁷. Unmittelbar darauf, am 22. 2./

³⁴ StAM 81a A 32/14 Bl. 13–14: *Bei der Kindtauff* in Zweibrücken werde man darüber reden.

³⁵ StAM 81a A 32/14 Bl. 28. – Bl. 29–31 enthält ein ausführliches Memorial von Georg Friedrich von Hohenlohe über den Stand der Verhandlungen.

³⁶ StAM 81a A 32/14 Bl. 43r.

³⁷ StAM 81a A 32/14 Bl. 48 r. – Aus Anlaß der Verlobung schrieb der spätere Arzt Johann Peter Lotichius ein Hochzeitscarmen und ein umfangliches Gedicht, in dem Bäume die Tugenden des Bräutigams und Blumen die der Braut besingen: *Bibliotheca poetica P. I. II. in quibus non tantum Thraciae et Graeciae, sed etiam Italiae et Hispaniae Poetae celebriores singulis Tetrastichis singuli recensentur, una addita (velut in Compendio) eorundem vita, natalibus et diebus emortualibus, Francofurti 1625. 8 P. IV. et ult., in qua diversarum nationum, videlicet Galliae, Angliae, Ungariae, Daniae, Poloniae, Bohemiae etc. Poetae – recensentur. Auf Seite 167–229 steht: „Accessit ad calcem Hortulus Schmirzticianus bipartitus, in quo florentissimi p. m. herois. Alberti Johannis L. B. Smirtzii, tum sponsi virtutes elegiaco carmine per arbores, sponsae v. generosae laudes repraesentantur per herbas“. Francofurti 1628.*

4. März 1617, begann die Eheberedung, und am 1./11. März 1617 konnte die stolze Mutter Katharina Belgica allen befreundeten Höfen die Verlobung ihrer Tochter offiziell mitteilen³⁸.

Die zweite Tochter des Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg, Amelie Elisabeth, war am 28. 1./7. Februar 1602 geboren worden und nach ihren Tanten Amelie, der Pfalzgräfin von Zweibrücken, und Elisabeth Flandrica, der Mutter des berühmten Marschalls Turenne, genannt worden. Früh kam sie zur Erziehung an den pfälzischen Hof, und ihre Liebe für die französische Sprache hat sicherlich hier ihren Ursprung. Erst im Jahre 1612 kehrte sie mit ihrer Tante, der Mutter des späteren Winterkönigs, an den hanauischen Hof zurück, um an der Beerdigung ihres so früh verstorbenen Vaters teilzunehmen³⁹. Wenige Wochen später durfte die Zehnjährige ihre Mutter, die unter dem Tod ihres Ehemanns und den Folgen der Geburt ihres nun vaterlosen zehnten Kindes Jakob Johann sehr litt, auf einer Reise in die Niederlande zu Moritz von Oranien begleiten.

In der Leichenpredigt⁴⁰ auf Amelie Elisabeth aus dem Jahre 1651 wird ihr Lebensweg bis 1613 ähnlich beschrieben, ihre Verlobung mit dem böhmischen Adeligen jedoch stillschweigend übergangen. Hier, wie auch in der Biographie von Karl Wilhelm Justi⁴¹, erscheint als nächstes Ereignis erst wieder die Eheschließung mit dem Thronfolger des hessischen Landgrafen, mit Wilhelm V. von Hessen-Kassel, im Jahre 1619. Selbst Christoph von Rommel, der bei seinem umfassenden Aktenstudium zu der mehrbändigen „Geschichte von Hessen“ auf die Akten zur Eheberedung und zum Kampf um die Kleinodien gestoßen sein muß, versteckt die geplante böhmische Hochzeit als angebliche Kolportage der Jesuiten in einer Anmerkung⁴². Erst am Ende des 19. Jahrhunderts, in einer veränderten politischen Landschaft, sah man in dieser Verbindung keinen Makel mehr, sondern einen Grund, stolz darauf zu sein, daß eine Hanauerin, die die bedeutendste hessische Landgräfin werden sollte, sich mit einem böhmischen Adeligen verbinden wollte, einem protestantischen Adeligen zudem, der sich gegen das katholische Habsburg erhoben hatte⁴³.

Unterschiedslos aber wird Amelie Elisabeth (Abb. 2) in allen Schriften als anmutig und schön, als klug und sanftmütig beschrieben⁴⁴, so daß man den Zeilen in der

³⁸ StAM 81a A 32/14 Bl. 147r u. v. – Diese beschriebenen Höfe sind u. a. „Churpfalz, Waldeck, Pfalz-Zweibrücken, Nassau-Sarbrücken“, nicht Hessen-Kassel!

³⁹ Zimmermann, Ernst J.: Hanau Stadt und Land, Kulturgeschichte und Chronik. Hanau 1903, 723.

⁴⁰ Neuburger, Theophil: Christliche Leich- und Trost Predigt. Kassel 1651.

⁴¹ Justi, Karl Wilhelm: Bruchstücke aus dem Leben der Hessen-Kasselischen Landgräfin Amalie Elisabeth. Marburg 1799 (Elfte Fortsetzung der Nachrichten vom Ev. Luth. Waisenhause). – Ders.: Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen. Gießen 1812. – Plönnies, Ph. Carl Wilhelm Gottfried von: Amalia Elisabeth oder das ähnliche der gegenwärtigen Zeiten mit den älteren Heßischen. O. O. um 1764.

⁴² Rommel, Christoph von: Neuere Geschichte von Hessen. Bd. 4. Kassel 1843, 9, Anm. 11.

⁴³ Cuno: Philipp Ludwig II., 127. – M.B. [Pfarrer Hens, Windecken]: Amelia Elisabeth, Landgräfin zu Hessen, geb. Gräfin von Hanau. Eine Erinnerung zum 13. Juni (Lamnoyfest) an Hanaus größte Tochter. In: Hanauer Anzeiger von 1901. – Brandt, Otto: Amalia Elisabeth, Landgräfin zu Hessen. Hessenland 10 (1896) 170, 186, 202, 215, 228, 243 u. 256.

⁴⁴ Friedrich Schiller beurteilte in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ die Regentin

Leichenpredigt glauben kann: Sie sei schon als kleines Mädchen *von männlichen geliebet und geehret / auch von vielen hohen Persohnen nicht wenig aestimiret / und schon dero Zeit eine sonderbahre gute hoffnung von ihro geschöpfft worden*. Diese Fünfzehnjährige nahm sich des liebesbedürftigen jungen Mannes an und erfüllte damit den so sorgsam entworfenen Plan des Wenzel von Budovec. Zwar sind die Privatbriefe zwischen Albrecht Johann und Amelie Elisabeth leider nicht aufbewahrt worden; nur einige der herzlichen Schreiben zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn sind vorhanden. Aber die Brautleute müssen regelmäßig miteinander korrespondiert haben, denn am 4./14. August 1617 in einem Brief an Katharina Belgica teilte Albrecht Johann ihr seine Freude über ihre Genesung mit, indem er betont, daß *er von meinem vertrauten Schaz berichtet*⁴⁵ bekommen habe, daß sie, Katharina Belgica, krank gewesen sei und sich in Sauerbrunnen erholt habe. Das sei *ein sonderlicher Trost in meiner selbst eigenen Schwachheit, (darinnen ich vor ungefehr 14 Tagen durch ein Fieber gerathen)*⁴⁶.

Die Sorge um die liebe Gesundheit spielte überhaupt eine große Rolle in den erhaltenen Briefen an die zukünftige Schwiegermutter; aber auch diese bangte um ihren Schwiegersohn. Als er Ende Dezember seinen Besuch wohl zum Geburtstag seines Schazes ankündigte, reagierte sie in einem Brief vom 28. 12./7. Januar 1618 wie eine besorgte Mutter: *Er wölle dero gelegenheitt in achtnehmen. Und sich bey dießer kalten Zeit, da man leichlichen etwas bloßen unterwegs Uffangen möchte, so viel möglichen schonen, Und vor dero gar guten gelgenheitt Uff die raiß sich nicht begeben, darmitt wir uns vermittelt Göttlicher gnaden gesund sehen, unnd unß aller seits mit frl. Gespräch ergetzen mögen*⁴⁷. Nicht nur hier in dem Briefwechsel zeigt sich, daß Albrecht Johanns Konstitution anfällig war; auch Caspar Dornavius betont in seiner Lebensbeschreibung die ständige Angst der Familie, daß der letzte männliche Smiřický als Jüngling dahingerafft werden könnte, wie sein Bruder Jaroslav, sein Onkel Albrecht Václav und die Brüder seines Vaters.

Aber die Sehnsucht nach seiner Verlobten war wohl größer als die Angst vor einer Erkrankung, denn am 28. 1./8. Februar 1618 bestand er in seinem Brief darauf, trotz der Kälte nach Hanau zu kommen. *Als bin ich entschlossen auff nechstvorstehenden Montag mitt Gott meinen weg hier naher Hanau zunehmen, Undt zuversichtt noch von dato 14 Tag daselbsten zu seyn, gänzlicher gutter Hoffnung, das hochgedachter E. G. ich ein angenehmer Diener seyn werde, als der Ihr im geringsten nitt gedencktt beschwerlich zu seyn, noch einige Unruhe zuerwecken*⁴⁸. Wenn er gehnt hätte, welche Pläne die Gräfinmutter, die Hanauer Räte und im Hintergrund der pfälzische

Amelie Elisabeth überaus positiv: *Sie war durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten, die Zierde ihres Geschlechts, durch häusliche Tugenden das Muster eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verstand und Muth, eine große Fürstin*. – Caspar Dornavius beschreibt Amelie Elisabeth in seiner Biographie (S. 32) mit folgenden Worten: *Ea excellentia formae, quae hunc sexum ornat maxime*.

⁴⁵ Der Ton seiner Briefe unterscheidet sich auch an anderer Stelle angenehm vom floskelhaften Stil, in dem üblicherweise die Briefe zwischen den Höfen verfaßt wurden.

⁴⁶ StAM 81a A 32/14 Bl. 161.

⁴⁷ StAM 81a A 32/14 Bl. 167.

⁴⁸ StAM 81a A 32/14 Bl. 266.

Hof⁴⁹ als Vorbereitung zu seinem Besuch schon geschmiedet hatten, wäre er vermutlich in Prag oder in seiner „Residenz“, dem Renaissance-Schloß Schwarzkosteletz, geblieben.

Die Sorge um die wahre Religion

Auf einer offiziellen Konferenz in Hanau war schon am 16./26. Februar 1618 festgelegt worden, welche offenen Fragen noch mit dem Bräutigam zu besprechen sein würden. Ein in den Augen Katharinas Belgicas ungelöstes Problem war die *wittums- und morgengabeveranschreibung*, die bei allen fürstlichen Eheschließungen die Versorgung der Braut nach dem Tod des Ehemanns regelte. Der andere Punkt betraf den Ort der Hochzeit. Die Hanauerin hätte gern eine Kindtaufe am Heidelberger Hof zum Anlaß genommen, um den Bräutigam fester an den westeuropäischen Adel zu binden. Der dritte strittige Punkt war schon fast eine konzertierte Aktion zwischen dem pfälzischen Hof und Hanau in Sachen Calvinismus: Der pfälzische Gesandte Conrad Pawel⁵⁰ hatte mit Katharina Belgica einen Sieben-Punkte-Katalog entworfen, in dem es nur um die Religionsfrage ging und Albrecht Johann schier unerfüllbare Forderungen abgerungen werden sollten.

Der vermutlich nichts Böses ahnende Albrecht Johann machte seine Ankündigung wahr und traf Mitte Februar in Hanau ein. Sofort müssen die Verhandlungen mit den Räten begonnen haben, denn schon am 21. 2./3. März 1618 unterschrieb er in Hanau einen für die Zukunft seiner Braut wichtigen Vergleich, dessen Inhalt zeigt, daß der in allen nebensächlichen Angelegenheiten nachgiebige junge Mann bei grundsätzlichen Fragen unverrückbar bei seiner Meinung blieb. Er scheint nämlich nach zähem Ringen als Sieger aus dem Streitgespräch der Juristen hervorgegangen zu sein, denn er bestand darauf, daß es in Böhmen nicht üblich sei, *daß yber und neben der Heurathsabrede, auch sonderbare wittumbs, morgengab- und widerfalls verschreibungen Pflegen vfgerecht zuwerden*. Der Heiratsvertrag sei *der Böhmischen Landtafel einzulegen*, und damit seien die Ansprüche der Ehefrau gesichert. Auch im zweiten Punkt, dem Ort der Eheschließung, scheint er seine Vorstellung durchgesetzt zu haben, denn kurz darauf wurden in Hanau die Kutschen für die *Pragische Reyse anno 1618*⁵¹ repariert.

Doch alle diese Schwierigkeiten erscheinen nebensächlich, verfolgt man das Protokoll über die Religionsdiskussion: Katharina Belgica und vor allem die fanatischen Calvinisten am pfälzischen Hof scheinen in Albrecht Johann ein geeignetes Werkzeug gesehen zu haben, dem Calvinismus in Böhmen zum Sieg zu verhelfen. Ohne jedes Gespür für die komplizierten Religionsverhältnisse in den Ländern der Böhmischen Krone verlangten sie von dem Bräutigam, *eine gemeine reformation in dero Landt* anzustellen. In sieben Punkten faßte der Rat Sturio die Haltung der böhmischen

⁴⁹ Die pfälzische Regierung war seit dem Jahr 1603 offen auf Konfrontation mit Habsburg gegangen und hatte versucht, den Reichstag funktionsunfähig zu machen.

⁵⁰ Conrad Pawel war übrigens der erste pfälzische Unterhändler, der unmittelbar nach dem Fenstersturz nach Prag geschickt wurde.

⁵¹ StAM 81a A 32/14 Bl. 260 u. 261. Am 29. 3./8. 4. 1618 erging der Auftrag, die Kutschen und die Packwagen herzurichten, die Pferde zu beschaffen und die Bekleidung der Diener in einer bestimmten Farbe anzufertigen.

Seite, vertreten durch den Juristen Dominicus Porsius, zu dem pfälzisch-hanauischen Ansinnen zusammen: Nachdem Porsius die Böhmisches Brüder als eine Religionsgemeinschaft den Calvinisten ähnlich definiert hatte, betonte er, daß sein Herr einen Hofprediger einstellen wolle, die Einführung des Calvinismus lehne er jedoch kategorisch ab: *Solches wirdt von anderen Religions genossen heftig widerraten, derweil es dem gemeinen Religions wesen zu wider*⁵². Auch für die Person seines Herrn fand er die geforderte *umsattelung zur anderen religion [...] nicht rathsam im geringsten zgedencken, dan es würde sein Herr solches zu schmerzlichen gemüth gehen, und vermeinen, man sehe ihn vor leichtfertig an*. Er sei fromm, *sein disch sey ohn hiesigen Catechismo, bibel, postill, nim[mer]mehr, und werde alls von Ihme darin gelesen*. Katharina Belgica möge ihm *trawen*.

Nun ist schwer zu entscheiden, ob Albrecht Johann die Falle nicht gesehen und seine Naivität ihn deshalb davor bewahrt hat, sich zum pfälzischen Werkzeug machen zu lassen, oder ob er bzw. Porsius den Angriff durchschaut haben. In jedem Fall ist es erstaunlich, daß der böhmische Adelige sich in diesen wesentlichen Punkten durchzusetzen verstand. Die Landtafel⁵³ war für ihn als Mitglied des Herrenstandes die verbindliche Grundlage für Recht, Besitz und Ordnung. Warum sollte er sich anders verhalten als alle seine adeligen Standesgenossen in Böhmen? In der Religionsfrage war die Sache noch komplizierter. Trotz der gegenreformatorischen Bestrebungen der katholischen Kirche waren die Mehrheit der Bevölkerung Utraquisten. Die Utraquisten, die das Abendmahl in zweierlei Gestalt nahmen, vertraten die eigentliche Staatskirche. Unter dem Schutz des Majestätsbriefs von 1609 hatten die Böhmisches Brüder, die wiederum Kontakt zum westeuropäischen Calvinismus suchten, Einfluß in Prag gewonnen und die Bethlehems-Kapelle als Predigtraum erhalten. Selbst die Krönung des kalvinistischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum böhmischen König am 4. November 1619 vollzogen ein Utraquist und ein Böhmisches Bruder gemeinsam, so sehr war man bemüht, alle Nichtkatholiken zum gemeinsamen Widerstand gegen den Kaiser zu einen. Erst die pfälzische Herrschaft versuchte mit Gewalt, den Calvinismus einzuführen und die Kirchen von Bildern zu reinigen⁵⁴.

⁵² StAM 81a A 32/14 Bl. 140.

⁵³ Die Böhmisches Landtafel war mehr als nur ein adeliges Grundbuch; in ihr wurden alle Verträge und Verschreibungen der Adelligen und die zwischen König und Adel eingetragen. Der böhmische König mußte in seiner Wahlkapitulation den Ständen die Unantastbarkeit dieser seit dem 14. Jahrhundert existierenden Form der Fixierung garantieren. – Siehe auch Zedler: Universal-Lexikon. Bd. 16, Sp. 573.

⁵⁴ Der die Prager empörende Bildersturm im Veitsdom auf dem Hradschin wurde am 22. 12. 1619 von Scultetus, dem Hofprediger des pfälzischen Kurfürsten, und von Wenzel von Budovec organisiert. – Siehe auch Tieftrunk, Karel: Pavla Skály Zhoře Historie Česká od r. 1602 do r. 1623. 3 Teile: 1602–1616, II: 1617–1618, III: 1619–1620 [P. Skálas Böhmisches Geschichte]. Praha 1865–1867, hier 417–421 (Monumenta Historiae Bohemica II, ed. Antonín Gindely, Praha 1865–1867). – Gindely, Anton: Geschichte des Böhmisches Aufstandes von 1618. 3 Bde. Prag 1869–78, hier II, 314–321.

Albrecht Johann und der Prager Fenstersturz

Während der Hanauer Hof von der großen Sorge erfüllt war, ob bei der Prager Hochzeit nicht *des Gravenstands reputation*⁵⁵ leiden werde, und die Schleppe am Hochzeitskleid zum Inhalt eines Briefes wurde⁵⁶, waren in Prag Ereignisse abgelaufen, denen gerade die Hochzeit zum Opfer fallen sollte, die zur Unterstützung der böhmischen Ständepolitik mit so viel Sorgfalt eingefädelt worden war. Um die unselbige Verquickung von privatem und öffentlichem Geschehen, von Politik und Religion im Hinblick auf die Brautleute ermessen zu können, deren Hochzeit für den 17./27. August 1618 vorgesehen war, ist es nötig, die Beteiligung des Bräutigams an dem unmittelbaren Aufstand ins Auge zu fassen.

Über die Einhaltung der religiösen Freiheiten, die nicht nur den Adeligen, sondern auch den Bürgern und Bauern im Majestätsbrief von 1609 gewährt worden waren, wachten sogenannte Defensoren. Diese Freiheiten schlossen auch den Bau von Kirchen auf königlichem Gebiet ein. Der eigentliche Streit entzündete sich nun an zwei evangelischen Kirchen, deren eine auf dem Gebiet des Prager Erzbischofs Lohelius errichtet worden war, die andere auf dem der Benediktinerabtei in Braunau. Die Evangelischen vertraten die Ansicht, jedes Gebiet unter geistlicher Herrschaft gehöre dem König als Obereigentümer. Der unnachgiebige katholische Erzbischof ließ jedoch eine der Kirchen niederreißen, die andere verschließen und einige Braunauer Bürger verhaften⁵⁷. Die Defensoren nahmen diese schon einige Zeit zurückliegenden, aber noch nicht bereinigten Aktionen zum Anlaß und beriefen zum 23.2./5. März 1618 eine Versammlung der evangelischen Stände in die Aula des Collegium Carolinum⁵⁸ ein, um dem Kaiser die Mißstände mitzuteilen. Da sie eine schnelle Antwort aus Wien erwarteten, beschlossen sie, für die nächste Versammlung den 11./21. Mai zu bestimmen. Die Antwort aus Wien, das sogenannte „Schwere Schreiben“, traf wirklich erstaunlich prompt ein und untersagte, unter Androhung strengster Strafen, jede weitere Sitzung der legalen ständischen Vertreter. Ein zweites Schreiben aus Wien klang zwar weniger rigoros, änderte aber nichts an der Verfügung.

Diese Reaktion aus Wien war für die antihabsburgische Partei das Signal, nun vollendete Tatsachen zu schaffen und die Zögernden zum aktiven Widerstand gegen den Kaiser zu zwingen. Der zweite „Protestantentag“ begann, trotz kaiserlichen Verbots, am 11./21. Mai 1618 im Collegium Carolinum. Eine relativ kleine Gruppe der Mitwisser kam am nächsten Tag zu einem konspirativen Treffen im Palast des Albrecht

⁵⁵ StAM 81 a A 31/14 Bl. 137r.

⁵⁶ StAM 81a A 32/14 Bl. 229r: *seint wir berichtet worden, daß in Behmen der gebrauch sei, daß bei herrenstands Hochzeiten Schleppen pflegen getragen zu werden, [...] so haben wir nicht underlassen wollen, von E. Ld. zuvernehmen, [...] ob etwan dißem Hauß schimpfflich sein solte, wan davon abgesetzt wurde, uf solchen fall müßten wir solches verhüten, undt sehen, wie dem rock noch zu helfen.*

⁵⁷ Bosl, Karl (Hrsg.): Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. 2. Bd. Stuttgart 1972, 273 ff.

⁵⁸ Petrůň, Josef: Das Karolinum. Prag 1988, 24 ff. – Ders.: *Nástin dějin filozofické fakulty Univerzity Karlovy* [Abriß der Geschichte der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität]. Praha 1983, 55 ff.

Johann Smiřický unterhalb des Hradschin zusammen, um eine folgenreiche Aktion für den nächsten Tag zu verabreden. Obgleich Wenzel von Budovec in seinem Verhör drei Jahre später, nach der Schlacht am Weißen Berg, als Teilnehmer des Treffens nur den Grafen Thurn, Albrecht Johann Smiřický und sich selbst nannte, war die Gruppe der Verschwörer sicherlich größer. Der Historiker Anton Gindely, der in seiner „Geschichte des Böhmisches Aufstandes von 1618“⁵⁹ auch die zeitgenössische Chronik des Paul Skála von Zhoř⁶⁰ benutzt hat, bezweifelt mit Recht die Wahrheit der Aussagen von Budovec, wenn er sagt:

„Wenigstens liegt die Vermutung nahe, daß Budovec bei seinem Verhör nur jene Personen genannt hat, welche die kaiserliche Rache nicht ereilen konnte; denn Thurn war damals flüchtig und Smiřický todt. Andere Mittheilungen machen es zweifellos, dass Ulrich Kinsky gleichfalls um das Geheimnis wusste und ebenso liefern die Vorgänge am folgenden Tage den Beweis, dass auch Wenzel von Ruppá, Colonna von Fels, Paul und Liwin von Řičan und ein Bruder des Ulrich Kinsky ins Vertrauen gezogen worden sind. Von Ruppá und Fels möchten wir behaupten, dass die mit Thurn die ersten und einzigen Urheber der folgenden Gewaltthat gewesen sind, und dass alle übrigen, selbst Budovec nicht ausgenommen, erst später gewonnen wurden.“

Hier nun, im Hause des Bräutigams, beschloß man den Gewaltakt gegen die kaiserlichen Statthalter, die man für die Urheber, wenn nicht Verfasser des kaiserlichen Schreibens hielt. Am nächsten Tag setzte man die Tagung im Carolinum fort, und alle Teilnehmer zogen zur Burg, ohne zu wissen, was eine kleine Gruppe geplant hatte. Den meisten Teilnehmern mußte der Fenstersturz als ein spontaner Akt nach einer heftigen Diskussion zwischen Evangelischen, die ihre Rechte verletzt sahen, und den kaisertreuen katholischen Statthaltern erscheinen, so gut war alles organisiert⁶¹. Albrecht Johann als der Jüngste der Wissenden beteiligte sich aktiv an der beabsichtigten Ermordung der drei Männer, denn daß diese mit dem Leben davorkamen, war eher ein peinliches Mißgeschick.

Wilhelm von Slavata, aber auch der Sekretär der Landtafel, Philipp Fabricius, der später vom Kaiser den Adelstitel Herr von Hohenfall verliehen bekam, erwähnten in ihren Lebensbeschreibungen und Berichten ausdrücklich Albrecht Johann Smiřický als Täter. Fabricius teilte mit, er *habe meistentheils des Herrn Smiřický Beförderung genossen, von deme ich auch vorher auf allerlei Manier genugsam tribuliret worden*⁶². Unmittelbar nach der „Beseitigung“ der kaiserlichen Statthalter setzten die Aufständischen eine provisorische Regierung aus 30 Direktoren ein, je 10 aus jedem Stand. Wenzel Wilhelm von Ruppá wurde wenig später zum Vorsitzenden gewählt. Albrecht Johann Smiřický war einer der Direktoren und erreichte sogar, daß sein „Regent“ Tobias Steffek von Koloděj als Vertreter der Bürger der Prager Neustadt bestimmt wurde. Der junge Smiřický identifizierte sich, im Unterschied zu vielen seiner Standesgenossen, völlig mit dem beginnenden Kampf gegen Wien. Er übernahm diplo-

⁵⁹ Gindely: Geschichte des Böhmisches Aufstandes I, 274.

⁶⁰ Skála: Chronik II, 135 ff.

⁶¹ Skála bezeichnet diese Tat als „das Tor zu all unserem Elend und Trübsal“.

⁶² Zitiert nach Müller, Karl August: Fünf Bücher vom Böhmisches Krieg in den Jahren 1618 bis 1621. 1. Theil. Leipzig 1841, 9.

matische Missionen, so war er einer der Teilnehmer der Verhandlungen mit dem pfälzischen Oberhofmeister Albrecht von Solms⁶³, schickte seinen Juristen Dominicus Porsius auf eigene Kosten mit Botschaften in die Niederlande und ins Reich, stellte nicht nur 1200 Fußsoldaten und 90 Berittene von seinen Herrschaften zur Verfügung, sondern sorgte auch für deren Kleidung, Bewaffnung und Ernährung. Gindely erwähnt das nachlässige Verhalten der anderen Adligen und hebt dadurch das des ehrgeizigen Smiřický besonders hervor, der sich zu dieser Zeit ernsthafte Hoffnungen auf den böhmischen Thron machte⁶⁴:

„Schon im September, also zu einer Zeit, in der das Aufgebot eine greifbare Gestalt bekam, zeigten sich die auf dasselbe gesetzten Hoffnungen als eitel. Allerdings wenn Jedermann seiner Pflicht mit demselben Enthusiasmus nachgekommen wäre, wie der reiche Albrecht Smiřický, dann wäre das Resultat ein glänzendes gewesen. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit hob der junge Mann auf seinen Gütern an 1200 Mann aus, 90 von ihnen rüstete er als Reiter aus, die anderen bewaffnete er wie das geworbene Fußvolk, versah sie mit allen Kriegsbedürfnissen, sorgte pünktlich für ihre ordentliche Verpflegung und zog mit ihnen selbst in das Lager, um unter Thurns Commando am Kampf theilzunehmen [...] Die Mehrzahl handelte jedoch anders. Die Directoren klagten in einem Patente, dass der Adel des Landes statt sich am Sammelplatz mit seinem Gefolge einzustellen, nur Stellvertreter anschicke, armselige Knechte, die keinen Begriff von der Handhabung der Waffen hätten.“⁶⁵

Die Damen in Hanau hingegen mußten aus den Briefen Albrecht Johanns einen ganz anderen Eindruck von seinem Engagement gewinnen. Bevor sie noch von irgendeinem anderen Informanten etwas Genaueres hätten erfahren können, hatte der besorgte Sohn und Bräutigam schon seine Version von seiner Beteiligung am Fenstersturz als die eines vorsichtigen, die Obrigkeit achtenden Mannes festgelegt und damit auch die Verwirrung der nächsten Monate verursacht. Es ist schwer zu entscheiden, welche Beweggründe er gehabt haben könnte, seine Rolle dermaßen herunterzuspielen. Möglicherweise wollte er, daß sich seine Braut und seine Schwiegermutter nicht aufregten und seine revolutionäre Tat nicht mit einer Mißachtung vor Fürstenthronen gleichsetzten. Nach den üblichen Bemerkungen über die Gesundheit und seine Freude über das bevorstehende *Hochzeitliche fest*, das alle *in vollkommener Freude besuchen möchten*, schreibt er:

Demnach aber auch zweyffels ledig Unsere Behmische Religions händel vor E. Gn. gelangen, Undt unterschiedene bericht darvon beschehen werden, hab dieselbe hiermit ich gebührlich ersuchen undt bitten wöllen, falls dabey auch ungleich von mir referirt werden sollte, daß E. Gn. selbigen leichtlich nicht glauben zustellen wölte, vielmehr aber dafür halten, daß so viel mich selbige berühren, ich zum behuttsambsten in allem Verfahre, damit auff alle begebenheyt ich

⁶³ Die böhmischen Stände hatten einen Antrag auf Aufnahme in die Union gestellt, der abgelehnt wurde.

⁶⁴ Skála (ii. Bd., S. 185) zitiert eine für Kaiser Matthias angefertigte Denkschrift, in der es unter Punkt XX heißt: *Man möge achtgeben auf Thurn und nach ihm auf den Smiricky, der in dieser Rebellion zur Anwerbung von Volk 50.000 Taler geborgt hat. Er meint auch, daß er König in Böhmen werde, weil er Schwager des pfälzischen Kurfürsten wird.*

⁶⁵ Gindely: Geschichte des Böhmisches Aufstandes II, 422.

*Gott undt der höchsten Obrigkeit, ja maniglichen darvon genugsame rechenschafft thun könne*⁶⁶.

Postwendend müssen Amelie Elisabeth oder ihre Mutter nach Prag geschrieben haben, denn schon am 1./11. Juni reagierte der Bräutigam sehr einfühlsam auf hanauische Sorgen, indem er schrieb:

*und weyl mir nitt zweyffelt, es werden E. Gn. wegen der hiebevor angedeutten bey Uns entstandenen schwierigkeytten meiner person halben in allerley sorglichen gedancken stehen, als habe ich hiermitt zugleich meinen wohlstandt zuverstehen geben sollen, gestalt es dann auch ins gemeine alhier noch ziemlich rubig ist, sientemahl wir von keiner öffentlichen wiederparth zur Zeytt wissen*⁶⁷.

Spiegelt dieser Teil des Briefes den möglichen Zustand in Prag wider, so erscheint der nächste Satz, in dem er anzeigt, daß er einer der zehn Direktoren ist, wieder recht unverständlich; denn nach Lage der Dinge müßte er doch stolz sein, eine Etappe auf dem Weg zum Ziel erreicht zu haben und die politischen Entscheidungen mittragen zu dürfen. Vielleicht ist es auch nur eine zeittypische Demutsgeste:

Wiewol nichts destoweniger täglich noch von den Directoren (: so von den allgemeinen Evangelischen Ständen hierzu deputirt, darunter ich auch Unwürdig gerathen:) starck von allernotturft geratschlagt wirdt.

Doch Katharina Belgica sah sich und ihre Tochter – trotz der beruhigenden Nachrichten aus Prag – von Gerüchten über Krieg und Kriegsgefahr umgeben, hörte von Vertreibung der Jesuiten⁶⁸, von Flucht und Enteignung der Kaiserstreuen und empfand die beruhigenden Zeilen aus Prag als Versuch einer unverantwortlichen Beschönigung. Sie befand sich in einem Zwiespalt: Die Etikette gebot es, daß sie ihre Freunde und Verwandten zeitig genug zum Beilager in Prag einlud; die Sorge jedoch für deren Wohlergehen bei solch einer Reise in ein Land, in dem kriegerische Auseinandersetzungen drohten, belastete sie. So verfaßte sie am 8./18. Juni einen Brief an ihren Schwiegersohn und einen in etwa gleichlautenden an Hohenlohe, in denen sie um ungeschminkte Auskunft bat. Wie schwer ihr die Abfassung dieser Briefe gefallen sein muß, kann man an den zahlreichen sonst nicht üblichen Korrekturen im Konzept erkennen⁶⁹.

Damit unß so wohl alß auch den unserigen bey angehender Hochzeit kein schimpff begegnen möge, alß haben wir nicht unzeitig bedencknuß getragen, [...] niemants unserer freunde wegen

⁶⁶ StAM 81a A 32/14 Bl. 218r, Brief vom 18./28. Mai 1618.

⁶⁷ StAM 81a A 32/14 Bl. 219r.

⁶⁸ Die Jesuiten hatten am 23. 5./2. 6. 1619 ihre Ausweisung erhalten; sie zogen am 29. 5./8. 6. feierlich aus Prag ab.

⁶⁹ Im Hanauer Archiv befinden sich die Briefe von Albrecht Johann Smiřický und Graf Hohenlohe im Original, die der Hanauer Gräfin an Albrecht Johann Smiřický nur in Konzeptform. Die Originale ihrer Briefe müßten im Archiv der Smiřickýs existiert haben, die in den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs verlorengegangen sind. – Einige Briefe und Urkunden der adeligen Familie der Smiřickýs liegen im Státní ústřední archiv, Prag. Unterlagen für die Zeit 1615–1620 sind nicht mehr vorhanden. Für Hinweise auf diese Archivalien danke ich Frau Professor Dr. Inge Auerbach, Hessisches Staatsarchiv Marburg. Auskünfte über die Geschlechter der Smiřickýs/Slavatas gab mir freundlicherweise Herr Dr. Miroslav Kunšát, Archiv der Karls-Universität in Prag.

des bestimmbten Hochzeitstermins noch zur zeit zu beschreiben. Sie bat ihn, reiflich nach[zu]denken und unß bei negster Post gewiß [zu] berichten⁷⁰.

Da sie vermutlich nicht sofort Antwort erhielt, schickte sie am 15./25. Juni 1618 einen Boten nach Prag und bat noch einmal ihren Schwiegersohn, er möge durch ihn eine genaue Beschreibung geben, *auch den eigentlichen Verlauff der entstandenen unruh unß berichten, weil die zeitung sehr wiederig und ungleich lauten*. Doch der zu einem kurzen Besuch in Hanau weilende Georg Friedrich von Hohenlohe konnte vermutlich die Sorgen zerstreuen, denn er nahm bei seiner Weiterreise am 20./30. Juni schon eine Einladung zur Hochzeit mit zum Grafen von Nassau-Saarbrücken. Die übrigen Freunde und Verwandten lud die Gräfin in den nächsten Tagen zur Hochzeit ein und bat sie, am 31. 7./10. August sich in Hanau zur Weiterreise nach Prag zu versammeln⁷¹.

Doch dieser Schritt sollte sich als zu voreilig herausstellen, denn am 9./19. Juli traf ein sehr langes und wohlformuliertes Schreiben aus Prag ein⁷², das der besorgte zukünftige Schwiegersohn am 26. 6./6. Juli datiert hatte. Nachdem er eingangs von den intensiven Vorbereitungen zur Hochzeit berichtet und seine Vorfriede ausgedrückt hatte, sah er sich doch genötigt, von der drohenden „Musterung“ eines *Kriegsvolcks zu Roß und fuß* und vor allem von dem *Stillstandt der Landtthaffel und aller Rechten* zu schreiben. Er bat seine zukünftige Schwiegermutter um Nachricht, wie er sich im Hinblick auf den Hochzeitstermin verhalten solle, voller Sorge, in Hanau könnte der Eindruck entstehen, *als ob Ich unser Christliches Ehowerck, so ohne das mit größter meiner Ungedult erwarte, leichtfertig verschieben wolle*. Hohenlohe gab mit der gleichen Post einen ähnlichen Lagebericht und fügte als Krieger noch hinzu, daß *er kein ander Mittel [sehe], alß zur Waffen zu greiffen*. Auch er erwähnte, die Sorge seiner gräflichen Verwandten kennend, daß die *Landtthaffel [...] gantz gesperrt und danieder lige*, und beantwortete sogar noch die Frage der Schleppe für das Hochzeitskleid⁷³. Während beide Briefe schon zur Abfertigung bereitlagen, muß Albrecht Johann das Schreiben von Katharina Belgica vom 15./25. Juni erreicht haben, denn in einem Postscriptum stimmte er, nach einer Unterredung mit Hohenlohe, für eine Terminverschiebung und versprach, daß *eine aller sachen kundige Person, den gantzen Verlauff E. Gn. umbständig erklären solle, weyl es anizo mitt der Post sehr mißlich undt wie ich annehmen kan, uns beyderseits schreiben hinderhalten werden*.

Katharina Belgica mußte sich endlich dazu durchringen, die politischen Zustände in Böhmen in ihrer ganzen Tragweite zu akzeptieren. Der ausschlaggebende Faktor war wohl der in beiden Briefen aus Prag ausgesprochene *Stillstandt der Landtthaffel und aller Rechte*. Wie hätte sie ihr Kind auch in eine Zukunft schicken können, in der eine Fixierung rechtlicher Vorgänge nicht mehr möglich schien? Auch der von Albrecht Johann angedeutete *Aufenthalt* der Briefe gab ihr zu denken. Trotzdem scheint es ihr

⁷⁰ StAM 81a A 32/14 Bl. 220r, Brief vom 8./18. Juni 1618.

⁷¹ StAM 81a A 32/13 Bl. 16–17.

⁷² StAM 81a A 32/14 Bl. 244r.

⁷³ StAM 81a A 32/14 Bl. 246r.

überaus schwer gefallen zu sein, die Vorbereitungen abzubrechen und die Gäste wieder auszuladen, denn es waren schon die ersten Glückwünsche eingetroffen, verständlicherweise verbunden mit gewundenen Absagegründen⁷⁴. So ist auch – im Unterschied zu dem früheren freundlichen Ton – ein gewisse Verärgerung in diesem entscheidenden Schreiben zu erkennen⁷⁵. Selbst in einem Brief an Hohenlohe unter demselben Datum gab sie ihrem zukünftigen Schwiegersohn indirekt die Schuld an der Peinlichkeit, nun allen Freunden absagen zu müssen. Albrecht Johann habe es bei dem *bestimmbten Tag [dem Termin für die Hochzeit] stillschweigend [...] bewenden lassen*. Erst Hohenlohes Bote Badehorn habe ihr erklärt, in *was zustandt das gemeine wesen in vermelten Königreich begriffen* sei. Sie sei nun seines Rats *in solch vorhabender heiratssachen hochbedürftig*⁷⁶.

Ogleich das Mitglied des Direktoriums Albrecht Johann von Smiřický mitten in einer Revolution wichtigere Sorgen hatte, als an Hochzeitseinladungen und -ausladungen Anstoß zu nehmen, berücksichtigte er die Hanauer Ängste und gab am 8./18. Juli seiner Braut und der verehrten Mutter Auskünfte über sich und die allgemeine Lage⁷⁷. *Da die läuffte bey Uns je länger undt mehr sich gefehrlicher anlassen, schicke [er] nun die vertraute Person*. Sie könne besser als *dero Cantzleybotten* in Hanau eine genaue Beschreibung der Lage erstatten.

Die „gefehrlichen Läuſfte“

Um zu ermessen, wie stark beide, Albrecht Johann und Georg Friedrich von Hohenlohe, in den Kampf der böhmischen Stände involviert waren, genügt es, die politische Lage kurz zu beschreiben: Ogleich die Aufständischen immer wieder die religiösen Motive betonten, handelte es sich bei den Ereignissen im Mai und in den nächsten Monaten eher um eine adelige Rebellion⁷⁸. Hohenlohe war im Juli 1618 durch Vermittlung des pfälzischen Oberhofmeisters, des Grafen von Solms, in den Unterredungen mit den Direktoriumsmitgliedern, unter ihnen Albrecht Johann Smiřický, neben Graf Thurn zum Feldherrn eines noch aufzustellenden Ständeheeres ernannt worden. Für das Direktorium und damit für seine Mitglieder gab es unendlich viele ungelöste Fragen, die lange Sitzungen zur Folge hatten und auf den einberufenen Landtagen diskutiert werden mußten. Als erstes mühte man sich, den Aufstand offiziell zu legitimieren. Schon zwei Tage nach dem Fenstersturz ließen die Aufständischen eine Rechtfertigungsschrift, „Die erste Apologie“, verfaßt von dem

⁷⁴ StAM 81a A 32/14 Bl. 250–254. In Heidelberg schob man wichtige Geschäfte vor, die den Kurfürsten daran hinderten, *sich außer Landes zubegeben*. In Nassau-Saarbrücken hat man *Leibs- auch andere ohngelegene geschäfte*. Nur in Hanau-Lichtenberg hatte man der Nähe wegen schon von der Verschiebung erfahren.

⁷⁵ StAM 81a A 32/14 Bl. 283r. u. v.

⁷⁶ StAM 81a A 32/14 Bl. 284–285.

⁷⁷ StAM 81a A 32/14 Bl. 249r.

⁷⁸ Sturmberger, Hans: *Aufstand in Böhmen. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges*. München 1959, 35f. – Urban, Helmut (Hrsg.): *Der Fenstersturz in Prag 23. Mai 1618 und der Aufstand in Böhmen, zeitgenössische Drucke, Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek zum 350. Jahrestag des Ausbruchs des Dreißigjährigen Krieges*. München 1968, 9. – Bosl (Hrsg.): *Handbuch* 267ff.

Direktoriumsmitglied Peter Milner von Milhausen, drucken und sandten sie am 16./26. Mai 1618 an den Kaiser. Als nächstes galt es, Mitstreiter in den angrenzenden Ländern der Habsburger Monarchie, Ungarn⁷⁹, Mähren, Schlesien und der Lausitz, zu finden. Um die Stimmung im Ausland zu erkunden und den Standpunkt der böhmischen Stände zu erläutern und für deren Politik zu werben, mußten Gesandtschaften mit Instruktionen versehen werden und in die evangelischen Länder im Reich, nach Kurpfalz und Kursachsen, in die Niederlande und nach England geschickt werden. Diese mußten bestrebt sein zu erfahren, wie sich die anderen Unionsfürsten zu den böhmischen Ereignissen verhalten würden, ob sie bereit waren, den böhmischen Aufstand als Religionsfrage zu betrachten und mit dem Unionsheer zu Hilfe zu kommen, und ob man sich auf eine finanzielle und militärische Unterstützung der Niederlande und Englands verlassen konnte. Außerdem mußte man wissen, wie man reagieren sollte, wenn der Kaiser wirklich einlenken und der angestrebte Interpositions-vorschlag allgemeine Zustimmung finden sollte. Bei all diesen großen diplomatischen Aufgaben darf man nicht vergessen, daß unter den Direktoriumsmitgliedern kaum einer Verwaltungs- oder gar Regierungserfahrung hatte. Das Urteil, das der Historiker Gindely in seinem dreibändigen Werk „Geschichte des Böhmisches Aufstandes von 1618“ über die Gruppe fällt, ist vernichtend: „Die Staatsmänner, die Parlamentsredner, die Feldherren und die Geistlichen, alle waren von einer betäubenden Mittelmäßigkeit.“⁸⁰

Aber es blieb nicht nur beim Kampf mit Worten⁸¹; mit Waffen dachte man den katholischen Widerstand im Land schnell zu brechen. Thurn belagerte mit dem geworbenen Ständeheer seit 15./25. Juni 1618 das katholische Budweis; Hohenlohe hatte derweil die Werbung und Ausrüstung der Soldaten in Prag übernommen, deren Aushebung auf dem Augustlandtag angeordnet worden war, da kaiserliche Truppen ins südliche Böhmen vorgerückt waren. Der Söldnerführer Graf Ernst von Mansfeld war am 20./30. August in den Dienst der böhmischen Stände getreten und bemühte sich seit September, mit 4000 Mann die katholische Stadt Pilsen zu erobern. Herzog Karl Emanuel von Savoyen, ein vehementer Gegner der Habsburger, hatte sich bereit erklärt, dieses Unternehmen zu finanzieren: Als Gegenleistung erwartete er nichts weniger als den böhmischen Königs- und den deutschen Kaiserthron. Der pfälzische Hof, d. h. Christian von Anhalt-Bernburg, der als Vermittler bei allen antihabsburgischen Aktionen seit Jahren tätig war, wiegte den ehrgeizigen katholischen Savoyer in dem Glauben, die böhmischen Stände würden sich auf das Geschäft einlassen. So gingen Gesandtschaften in Prag ein und aus, und die kollektive Führung in Gestalt des 30köpfigen Direktoriums tat sich schwer, mit einer Stimme zu sprechen. Ebenso wenig gab es unter den drei rivalisierenden Feldherren eine gemeinsame Linie; selbst in Notfällen kamen sie einander nicht zur Hilfe.

⁷⁹ In Preßburg versuchte der Rektor des Collegium Carolinum, der berühmte Arzt Dr. Jessenius, der mit Albrecht Johann von Smřický durch Westeuropa gereist war, für die Sache der Aufständischen zu werben; doch er wurde schon im Juli 1618 von den Kaiserlichen verhaftet und nach Wien gebracht.

⁸⁰ Gindely: Geschichte des Böhmisches Aufstandes I, 305.

⁸¹ Bohatcová, Mirjam: Im Irrgarten der Schicksale. Einblattdrucke vom Anfang des Dreißigjährigen Kriegs. Prag 1966.

Trotzdem fand Albrecht Johann noch Zeit, am eigentlichen Hochzeitstag, dem 17./27. August in Eyl nach Hanau zu schreiben und die Verschiebung der Hochzeit erneut zu begründen. Da es der letzte erhaltene Brief (Abb. 3) aus seiner Feder ist, soll er ungekürzt zitiert werden.

Hochgebohrne Fürstin unndt Frawe, Ihr seyndt meine gehorsame dienste mitt anwündtschungk aller wohlfahrt zuvor, Gnedige Frawe, als Mutter. Aus deroselben mir durch meinen abgeordneten hinwieder vbersendten antwortsscheiben, hab ich ablesendt so viel vernohmen, daß E. Gn. zwar nitt weniger ungerm, als ich selbstn die verschiebung unsers hochzeitlichen Ebnfestes Verstanden, iedoch aber waß nachmahls hirinn zu thun, zu des wohlgebohrnen, meines freundlichen lieben Schwagers, als Veters, Herrn Graff Georg-Friedrichs Von Hohenloe Ld., unndt meinen eigenen nachdencken unndt gutachtten stellten. Wann denn Unsere bewusste Irsaalen sich täglich zu künftiger unndt gefährlicher weyterung anlassen, wie Zweiffels frey E. Gn. aus wohlgedachtes H. Graffen hierbey gefügten schreiben mitt mehrern Vernehmen werden, dahin ich mich kürzt halben will bezogen haben, mir auch diesmahl, gleich andern Ständen, aus dem Landt zu reysen weder gerathen noch erlaubt wirdt: Als könnten wier noch zur Zeytt kein mittel sehen, wie in oder ausserhalb dieses Königreichs Unser Hochzeytt füglich angestellt werden möggt, sondern müssen es nach wie vor beyderseytts Gott dem Allmechtigen zu fernerer Versehung in gedultt heymgestellt seyn lassen, dem ich hiermitt auch hochgedachte E. Gn. zu allen Fürstlichen wohlstandt Unndt bestendiger leybs-gesundtheytt gantz eyfferig, mich aber zu dero behaerlichen gnedigen affection demüttig will empfohlen haben, als

E. Gn.

Gehorsamer Sohn unndt Diener

Albrecht-Johann Fh Von Smirtzitz

Dat. in Eyl Prag 17/27 Aug. ao. 1618⁸².

Sein Mentor Hohenlohe beschrieb in dem von Albrecht Johann angekündigten Brief den augenblicklichen Zustand kraß und realitätsnah, indem er prophezeite, daß (wofern der Liebe Gott darumb wir ihn Höchlichen zu bitten, nicht gnedig verhütet,) es dem ansehen nach in diesem Königreich ganz Vber Und Vber geben möchte.

Da mit diesem Schreiben der Briefwechsel zwischen Katharina Belgica und Albrecht Johann Smiřický abbricht bzw. sich keine Briefe von seiner Hand, die später als zum 17./27. August datiert sind, erhalten haben, ist man auf andere Quellen angewiesen, um die wenigen Wochen zu verfolgen, die Albrecht Johann noch leben sollte. Caspar Dornavius, der Lehrer des hoffnungsvollen jungen Mannes am Gymnasium in Görlitz, hat unmittelbar nach seinem Tod eine Lebensbeschreibung mit dem Titel verfaßt: „*Princeps Iuventutis: Hoc est de Vita et Morte Illustris & Generosi Domini DN. Alberti Johannis L. Baronis Smirzici [...] Oratio Parentalis.*“⁸³ Schon der Titel, den er dem Verstorbenen verlieh, ist ein Programm, bezeichnete *Princeps Iuventutis* doch im republikanischen Rom den Führer der Ritterzenturien; in der römischen Kaiserzeit wurden mit diesen Ehrennamen die kaiserlichen Söhne benannt, so daß man ihn etwa mit Kronprinz, Prinz übersetzen könnte. Aber nicht nur der Titel ist signifikant, genauso zu beachten ist die Benennung der Darstellung: Caspar Dornavius bezeichnete seine Lebensbeschreibung nämlich als *oratio parentalis*, als einen Vortrag aus elterlichem Gefühl. Diese Zuneigung zum Gegenstand seiner Betrachtung spürt der

⁸² StAM 81a A 32/14 Bl. 269r.

⁸³ Dornavius: *Princeps Iuventutis*.

Leser in jeder Zeile. Häufig gerät seine gelehrte Prosa in die Nähe der Hagiographie. Albrecht Johanns Leben und Sterben sind wichtig, wichtig ist aber auch, daß der Verstorbene, wie es einem Herrscher ziemt, in einer Geschlechterfolge steht. Sein Dasein wird eingebettet in das vorbildliche Geschlecht der Smiřickýs, so daß der Vater Sigismund, die Mutter Hedwig, der Bruder Jaroslav – er wird als *iuuenis literatissimus* bezeichnet – und der Vetter Albrecht Václav fast panegyrisch gefeiert werden und die Beschreibung von Albrecht Johanns Sterbestunde durch wörtliche Rede, Gebete und christliche Gedanken zwischen Wenzel von Budovec, Wenzel Wilhelm von Ruppá und dem Sterbenden an eine Heiligenlegende erinnert.

Anders als in den berühmten Leichenpredigten, in denen alles Tun und Lassen des Verstorbenen auf die Heilige Schrift bezogen wird und Beispiele für dessen vorbildliches Verhalten aus dem Alten und Neuen Testament gewählt werden⁸⁴, werden in dieser *oratio* die antiken Autoren bemüht. Plutarch und Xenophon, Herodot und Vergil, Horaz und Ariost, Caesar und Cicero, Livius und Ovid, alle dienen dem gebildeten Dornavius dazu, das Leben Albrecht Johanns zu erhöhen. Die Überhöhung beginnt schon mit der Geburt; dieser *Princeps iuventutis* sei am Ende des Jahres 1594 geboren wie Heinrich Tudor, der älteste Sohn des Königs von England, und wie Otto zu Hessen, der älteste Sohn des Landgrafen Moritz. *Nascabatur paulo post, Casselis nocte Christi natalitia, Otto Hassiae Landgravius, Augustissimi patris filius Augustissimus: cum Iacobus Magnus, Magnae Britanniae Rex Henricum Fridericum, Scotiae Principe primogenitum*⁸⁵. Wie diese beiden sei auch Albecht Johann zu früh verschieden. Dessen Mutter Hedwig nennt Dornavius in einem Atemzug mit Sarah und Penelope, in ihrer Fürsorge und Bescheidenheit vergleicht er sie zusätzlich mit der Mutter der Gracchen⁸⁶.

Auf der schon vorher erwähnten Bildungsreise nach Italien, auf der Albrecht Johann Teppiche und Geschmeide, Seidenhemden und Handschuhe en gros eingekauft hatte, habe er unermüdlich die öffentlichen und privaten Bauten und Kunstwerke studiert, sich Kenntnisse im Rechtswesen und in der Verwaltung angeeignet und seine freie Zeit in Bibliotheken verbracht. So wundert es den Leser nicht, daß Dornavius auch die Werbung um Amelie Elisabeth in die Nähe der antiken Heroen rückt: Sie entspreche der Werbung Alexanders des Großen um Rhoxane und Kaiser Augustus Oktavians um Livia⁸⁷.

⁸⁴ Cyrill, Jan: Kázání pohřební při provázení mrtvého těla pana Albrechta Jana Smiřického [Leichenpredigt bei der Überführung des Leichnams der Herren A. J. S.]. Verm. Prag 1619. – Spacier, Adam: Pohřební slavná Křest'anská památka Albrechta Jana Smiřického [Ruhmreiches Christliches Begräbniß-Gedächtnis des A. J. S.]. Verm. Prag 1619.

⁸⁵ Dornavius: *Princeps Iuventutis* 8f.

⁸⁶ Dornavius: *Princeps Iuventutis* 15f.: *Quod enim Cornelia Gracchorum mater, cum mulier quaedam Campana mundum illi suum, monilia, torques, anulos, gemmas ostentaret; sermone eam traxit; dum è schola redirent Siberi.*

⁸⁷ Dornavius: *Princeps Iuventutis* 32: *Promittitur thalami socia Aemilia Elisabetha, inclyta Hanoviae Comes; ea excellentia formae, quae hunc sexum ornat maxime: non indigna, quae vel, pro Esthera, Artaxeri, vel pro Aspasia Cyro; vel Alexandro Magno, pro Rhoxana; vel pro Livia, Octavio Augusto nubere debuisset.*

Tod und Begräbnis

Doch jetzt soll uns nur die Beschreibung der letzten drei Monate im kurzen Leben von Albrecht Johann interessieren. Dornavius macht keinen Hehl daraus, daß er Albrecht Johanns Leben in diesen Wochen auch nur vom Hörensagen beschreiben kann; doch da sein Buch schon 1619 in Hanau erschienen ist, hat seine Erinnerung den Vorzug der zeitlichen Nähe. Die sächsischen Agenten in Prag und Skála, der tschechische Gewährsmann, erwähnen in ihren Texten den jungen Mann nur, wenn er das politische Geschehen mitbestimmt hat; sie berichten jedoch auch von seinem Tode und seiner Beerdigung und beschreiben ausführlich die Begebenheiten am 1. Februar 1620, als sich nach dem Tod Albrecht Johanns der Kampf um das reiche Erbe der Smiřickýs zum Skandal ausweitete⁸⁸.

Versuchen wir also eine Beschreibung, die auf der lateinischen Biographie des Dornavius, den Berichten der sächsischen Agenten und der tschechischen Chronik Skálas fußt. Wie schon berichtet, gab es kein einheitliches militärisches Kommando; Mansfeld belagerte mit einem Söldnerheer die katholische Stadt Pilsen im Westen Böhmens, die sich weigerte, sich den Aufständischen anzuschließen. Thurn bedrängte mit einem erworbenem Heer das katholische Budweis im südlichen Böhmen, Hohenlohe führte ihm im September ein Ständeheer zu. Albrecht Johann hatte seine Ehre darein gesetzt, wie es auf dem Augustlandtag beschlossen worden war, sein vorbildlich aufgerüstetes eigenes Aufgebot von 1200 Mann Fußvolk und 90 Reitern selbst ins Heerlager zu begleiten. Obgleich Dornavius und Skála seine Unternehmung lobend erwähnen, bleibt unklar, warum die beiden ehrgeizigen und überschätzten Militärs, Thurn und Hohenlohe, Albrecht Johanns Aufenthalt Ende Oktober 1618 im Lager abzukürzen trachteten. Ob sie in ihm ein Kontrollorgan des Direktoriums sahen, ihm seinen Reichtum mißgönnten und sein Streben nach der böhmischen Krone nicht unterstützen wollten oder ob sie einfach nur um seine Gesundheit bangten, ist nicht zu entscheiden. Sie versahen ihn mit einer Geheimbotschaft für Mansfeld, und Albrecht Johann verließ das Heerlager im südlichen Böhmen, ritt nach Prag, verbrachte dort eine Nacht, um die Pferde zu wechseln, und jagte mit kleiner Begleitung zu Mansfeld nach Pilsen. *Cui Legationi idoneus visus Smirzicius, redit Pragam vixque nocte illic edormiens unica, per dispositos equos, paucis comitatus, sequenti mane, ad Mansfeldi castra properat: cum eo, uti convenerat, necessaria communicat*⁸⁹.

Auch hier bleibt ungewiß, wie lange sich Albrecht Johann im Mansfelder Lager aufgehalten hat. Nur soviel steht fest, daß er am 2./12. November todkrank nach Prag gebracht werden mußte, wo er in der Nacht des 8./18. November trotz ärztlicher Hilfe starb. Sofort rankten sich um seinen Tod die wildesten Gerüchte. Sie reichten

⁸⁸ Skála: Chronik III, 437–443. – Gindely: Geschichte des Böhmisches Aufstandes II, 324–332. – Müller: Fünf Bücher 288–295. Der sächsische Agent Lebzelter berichtete am 3./13. Februar 1620 den Vorfall nach Dresden. – Svátek, Josef: Pád rodu Smiřických [Der Untergang des Geschlechts der Smiřickýs]. Praha 1927, 567–634. Dieser historische Roman macht aus Albrecht Johann einen gewissenlosen Frauenheld, der in einem Duell nach der Einnahme von Pilsen von der Hand eines Katholiken fällt. Mit besonderem Genuß breitet der Autor den Familienskandal aus, den er wiederum von Skála übernommen hat.

⁸⁹ Dornavius: Princeps Iuventutis 36.

vom wüsten Treiben im Mansfelder Lager bis zur Vergiftung durch seine Schwester Margaretha Salomena Slavata, der man unterstellte, das Erbe der Smiřickýs ungeteilt besitzen zu wollen⁹⁰. Doch Dornavius' vorsichtige Darstellung überzeugt, gerade weil er mit jedem Satz zeigt, daß er kein vorschnelles Urteil fällen möchte:

Auf welch unsicherem Boden bewegt sich die Gesundheit, selbst die der blühendsten Jünglinge. Er [Albrecht Johann] fühlte, daß sich durch eine krank machende Widrigkeit befallen wurde: Diese hatte entweder die Witterung des an sich krankheitsbringenden Herbstes erzeugt, wodurch in unsicherer Luft Mattigkeit die Körper befällt, oder die militärische Lebensweise, die jener nicht gewohnt war und die zu seinem ansonsten lobenswerten Temperament nicht paßte: oder durch die Bewegung vom schnellen Reiten, durch das falsche Säfte erzeugt worden sind; und gleichsam deren aufgeführter Unrat erzeugte Dämpfe: Denn dem Verdacht, Gift getrunken zu haben, nachzugeben, verbietet die christliche Liebe. Die innen erzeugten äußerst schlechten Dämpfe griffen die Burg des Lebens, das edelste Herz, an: sie entfachten einen fiebrigen Brand: Weil er dadurch zuerst einen Schmerz im Rückgrat fühlte, kehrte er nach Prag zurück und war in seinem Palast ans Bett gefesselt⁹¹.

An dieser Stelle ändert Dornavius den Stil seiner Biographie. Dominierten bisher die antiken Autoren, treten sie nun deutlich zurück, und der Erzieher beschreibt Albrecht Johanns Sterbestunde, indem er Psalmen und Gebete zitiert, die der alte Freund Budovec und Wenzel Wilhelm von Ruppä mit ihm zusammen sprachen, um den jungen Mann in seinem Leid zu trösten. Dornavius rühmt an ihm, daß er zwar dem Körper nach ein Jüngling, dem Geist nach aber ein weiser Mann gewesen sei, er sei *das Licht des Vaterlandes, die Säule der Kirche, die Freistatt der Guten und die Zuflucht der Leidenden*. Durch die mystischen Gebete des Bernhard von Clairvaux, die er ihm in den Mund legt: *Jesu, dulcis memoria, / Dans cordi vera gaudia; / Sed super mel et omnia / Dulcis eius praesentia*⁹², macht er ihn in seiner Sehnsucht zu Christus zu einem evangelischen Heiligen, der in der Nacht gestorben sei, als der Tag zu dämmern begann, der dem zweiten Namen seiner Braut Amelie Elisabeth gewidmet sei: *Facta est haec beatissima hora tertia noctis, quae praecessit Elisabethae diem, sponsae suae cognominem*⁹³.

Der Leichnam wurde wahrhaft königlich im schwarzverhangenen Palast der Smiřickýs auf der Kleinseite aufgebahrt (Abb. 1). Albrecht Johann trug kein Leichenhemd, sondern war mit seinem Hochzeitsgewand bekleidet. Auf seinem Kopf ruhte ein Rosmarinkranz, mit weißen Perlen durchwirkt, den ihm seine Braut als Ehrenkrone, als Symbol der Jungfräulichkeit, geschickt hatte. Auf seiner Brust lag ein Medaillon mit dem Bild Amelie Elisabeths, und in den geschlossenen Händen trug er ein Buch, das die Mutter der Braut, Katharina Belgica von Hanau, übersandt hatte.

⁹⁰ Gindely: Geschichte des Böhmisches Aufstandes II, 328.

⁹¹ Dornavius: Princeps Iuventutis 37. – Für Hilfe bei der Übersetzung bin ich Herrn Oberstudienrat Richard Kramer, Marburg, zu Dank verpflichtet.

⁹² Dornavius: Princeps Iuventutis 39. – Bernhard von Clairvaux' Hymnus „Jesu, dulcis memoria“ steht im Mittelpunkt der innigen Gebete, die Dornavius zitiert. Herrn Oberstudienrat Johannes Dohmen und Herrn Studiendirektor Dr. Bernhard Unckel, beide Marburg, danke ich für die Gespräche über Bernhard von Clairvaux' poetische Werke.

⁹³ Dornavius: Princeps Iuventutis 41.

Die Prager Bürger nahmen in Scharen von dem Adeligen Abschied, von dem viele meinten, daß er vielleicht ihr König geworden wäre.

Einen Tag vor der offiziellen Leichenfeier in der Nikolauskirche auf der Kleinseite, am 17./27. Januar 1619, fand im Collegium Carolinum, der utoquistischen Universität, deren Professoren sich mit dem Ständeaufstand identifiziert hatten, eine akademische Trauerfeier statt. Der Schmerz der Gelehrten war sicherlich ehrlich, und sie verfaßten ihre Gedichte nicht nur, um ihre Gelehrsamkeit zu demonstrieren, denn gerade Albrecht Johann Smiřický war – wie sein Bruder Jaroslav und sein Onkel Albrecht Václav – einer derjenigen Böhmen gewesen, welche sich nach einer Bildungsreise einer wissenschaftlich wie materiell verarmten Anstalt großzügig angenommen hatten und auf den die wenigen verbliebenen Professoren ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten. Ihre Epicedien, Threnodien und Widmungsadressen erschienen schon im selben Jahr in Prag⁹⁴. Am 18./28. Januar 1619 nun geleiteten die Verwandten, Freunde, die Direktoren und zahlreiche Gesandte der befreundeten westeuropäischen Höfe den Toten von seinem Palast zur nahen Nikolauskirche. Die Pfälzer ließen sich durch Achatius von Dohna vertreten, die Hanauer durch einen Adeligen mit Namen Peldenheim⁹⁵, wie Dornavius schreibt. Die Leichenpredigt hielt der Senior der Brüdergemeinde, Jan Cyrill Třebický, der zehn Monate später zusammen mit einem Theologen der Utraquisten den Pfalzgrafen Friedrich zum böhmischen König krönen sollte⁹⁶. Nach der kirchlichen Feier ging der Leichenzug nach Schwarzkosteletz im Osten von Prag, wo die offizielle Grablege der Familie war.

Dieses Renaissance-Schloß ist als einziges aus der Reihe der zahlreichen Paläste der Smiřickýs nicht barockisiert worden. Die katholischen Liechtensteiner, die es von Wallenstein erworben hatten, hatten selbst die inzwischen hervorragend restaurierte Schloßkirche mit der Ausstattung aus der Zeit der Erbauung im Jahre 1568, den beiden Flügelaltären, der Kanzel und dem Hauptaltar, unverändert belassen. Sogar die Wappen der Smiřickýs und Hasenbergs aus dem Jahre 1568 schmückten das Gewölbe. Nur die sieben Bleisärge der Familien Smiřický und Slavata, darunter zwei Kindersärge, stehen nicht mehr in der Gruft, sondern links vom Chor in einem separaten Raum, wohl der ehemaligen Sakristei⁹⁷. Der mittlere der Särge – auch sie sind seit der Zeit

⁹⁴ Fradelius, Petrus: Threnodia Nobiliss. et Celeberrimi Viri D. D. Georgii Remi, I. C. Patrit: Aug: Consilarii et Advocati Norici, Aliorum item Praestantium Virorum in praematurum abitum obtiumque Illustris, Generosis, Literarum et Linguarum Martis et Artis Honore florentissimi Herois: DN: DN: Alberti Jani Smiriczii L.B. De Smiricz, etc. Rupium, Dubae, etc. [...] à M. Petro Fradelio, Collegii Angelici Praeposito, collecta, lucique; publicae data, Pragae [...] 1619.

⁹⁵ Dornavius: Princeps Juventutis 42. Ein hanauischer Adeliger Peldenheim ist nicht bekannt, hingegen der hanauische Rat Philipp Heinrich von Bellersheim, der am 27. Mai 1619 mit dem Ehepaar Slavata verhandelt hat; es ist durchaus möglich, daß Caspar Dornavius sich verlesen hat und seine irriige Lesart seitdem ungeprüft übernommen worden ist. – Für den Hinweis auf das hanauische Geschlecht der von Bellersheim möchte ich Frau Dr. Uta Löwenstein (Hessisches Staatsarchiv Marburg) herzlich danken.

⁹⁶ Cyrill: Kázání pohřební.

⁹⁷ Im Jahre 1699 sollten alle Särge an einen Metallhändler verkauft werden. Siehe Šimáček, František: Za poznáním města Kostece nad Černými Lesy a jeho okolí. Kostelec 1935, 44, Anm.

des Dreißigjährigen Kriegs, als sie aufgebrochen worden waren, erstmals restauriert worden – ist der Albrecht Johanns. Es ist ein vornehmer Metallsarg mit sparsamen Schmuckelementen im Renaissancestil (Abb. 4). Auf dem Sargdeckel sind zwei Platten eingelassen. Die obere trägt den Leichspruch, der aus je einem Spruch aus Eccles. 2, aus dem 1. Brief an die Philipper und aus Hiob, Kap. 19, besteht. Auf der größeren Platte in der Mitte des Sarges liest man den eigentlichen Leichtext:

Quieti & securitati sacr.

Albertus Ioannes Smirciscius, L. Baro de Smircisc, Dominus & Possessor utriusque Scaw, Dubae, Fridstenii, Cumburgi, Zlunicrii, Dymocwii, Risenburgii Scuoreczii, Colodiegii, Aurze novvescii, Chreinicrii, Girzinii, Turnoviae, Nachodii Horziscii, Costeletzii, ad Sylvas Hereynias & c.

Postquam natus essem Anno Christi 1594 die 7/17 Decembr. vixissemque omnibus animi, corporis & fortunae dotibus, quantum homini contingere potest, absque Bonorum invidia praeditissimus, annos 23 mensis 11, dies 11. vera in Christum fiducia, obiit 1618, die 8. Nov. atque in hanc urnam conditus, spe resurrectionis & vitae coelestis sub eadem quiesco⁹⁸.

Der Kampf ums Erbe

Doch kaum war Albrecht Johann beerdigt, da begann schon der Streit um seine Hinterlassenschaft. Es ließ sich ganz harmlos an: Die hanauischen Gesandten hatten erwartet, daß ihnen, wie es damals selbst bei bürgerlichen Familien im Reich üblich war, nach der Beerdigung der Brautwagen und die zur Hochzeit angefertigten Kleindien für die Verlobte übergeben würden. Doch Heinrich Slavata als Sprecher seiner Frau Margaretha Salomena erklärte, er wisse von nichts als von dem Brautwagen. Erst als sich die Grafen Hohenlohe und Thurn und der pfälzische Gesandte, die die Beleidigung ermaßen konnten, die man dem hanauischen Hause durch solch eine Mißachtung zufügte, für die Interessen der Braut einsetzten, ließ sich Slavata herab und erklärte, den Brautwagen, jedoch ohne Pferde, und einige kleinere Schmuckstücke übergeben zu wollen. *Alß aber nach verrichteter begrebnus Hochgedachter I.F.G. abgeordneter solch legatum und darin gehörige stück gefordert, hat wohlermelter von Slawata erstlich fast von nichts, alß nur von dem bloßen Hochzeitswagen ohne die Pferd etc. wissen wollen, Nachgehends aber uf ferner zusprechen, sonderlich beider Herrn Grafen von Hohenlohe etc. und vom Thurn etc. wie auch des Churpfälzischen Gesandten sich zu etlichen wenigen stücken bekennt⁹⁹.*

⁹⁸ Der Ruhe und der Sicherheit sei dies geweiht: Albertus Johannes Smiřický. Freiherr von Smiřitz, Herr und Besitzer beider Skal [Skála], von Dauba, Friedstein [Frýdštejn], Kumburg, Schlunitz [Žlunice], Dimokur [Dymokury], Risenburg [Rysenburk], Skuhrow [Skuhrov], Kolodei [Koloděje], Aurschinowitz [Uhřínovice], Kreinitz [Krejnice], Jitschin [Jičín], Turnau [Turnov], Nachod, Horschitz [Hořice], Schwarz-Kosteletz [Kostelec nad Černými Lesy], bei den Herzynischen Wäldern etc. Nachdem ich im Jahre Christi 1594 am Tage des 7./17. Dez. geboren worden war und mit allen Gaben des Geistes des Körpers und des Glücks, soviel nur der Mensch erreichen kann, ohne die Mißgunst der Guten, in hervorragendster Weise versehen, 23 Jahre, 11 Monate und 11 Tage im wahren Vertrauen auf Christus gelebt hatte, bin ich 1618 am 8. November gestorben und in diese Urne gelegt worden; in der Hoffnung auf die Auferstehung und das ewige Leben ruhe ich unter ihr.

⁹⁹ StAM 81a A 32/14 Bl. 255 r u. v.

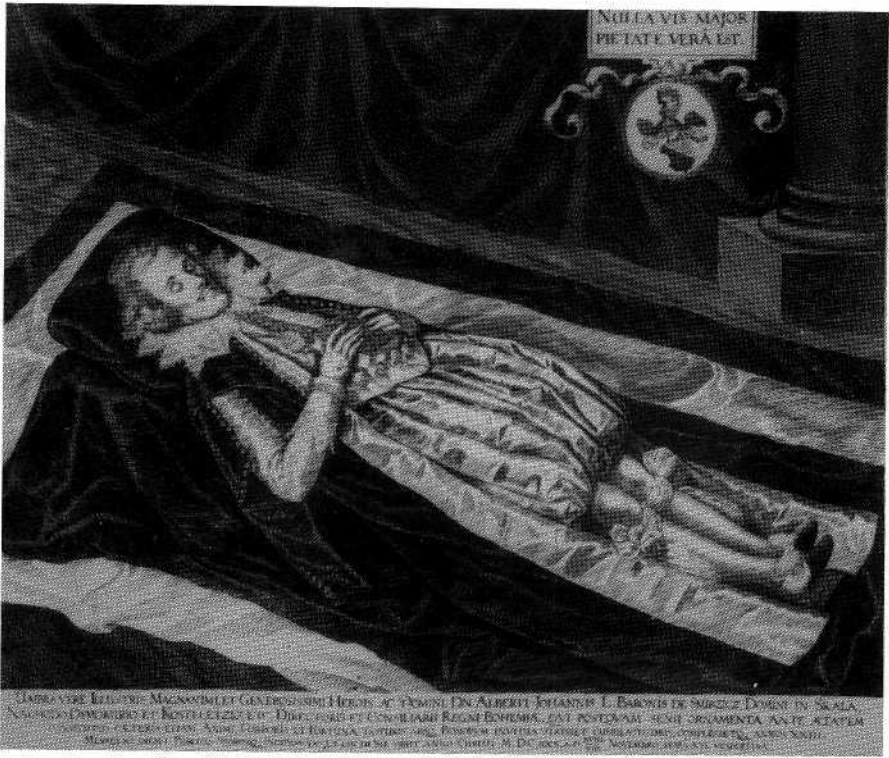


Abb. 1: Albrecht Johann Smirický auf dem Totenbett



Abb. 2: Amalie Elisabeth Landgräfin zu Hessen-Kassel, geb. Gräfin von Hanau-Münzenberg

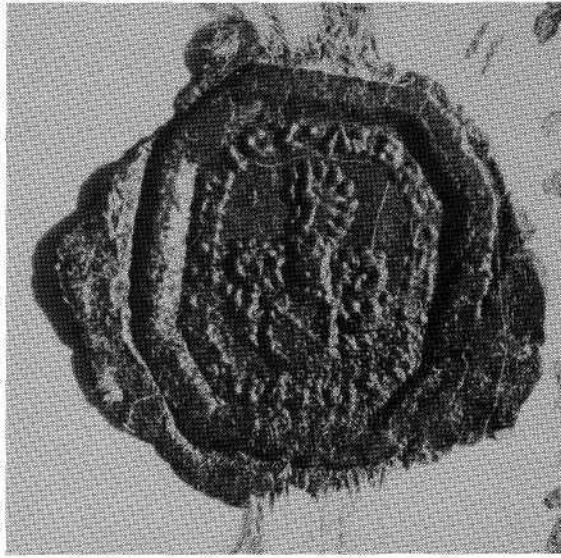


Abb. 3: Das Siegel des Johann Albrecht Smiřický,
Originalgröße 1 cm



Abb. 4: Der Bleisarg in der Kirche in Schwarzkosteletz

Die Herausgabe einer Perlenkette von 32 Perlen, deren Abriß Albrecht Johann schon in Hanau stolz gezeigt hatte (*ein Abriß oder Contrefeit von solcher schnur albir zu Hanau fürzeigen lassen*), und eines goldenen Pokals mit hanauischen Wappen verweigerte er. Vermutlich waren er und seine als äußerst habgierig beschriebene Ehefrau über den Zustand des aller seiner Kostbarkeiten beraubten Prager Stadtpalais und über die hohen Ausgaben zur gräflichen Hochzeit empört und zeigten nun ungebremst ihre Verachtung. Als die Gesandten mit leeren Händen nach Hanau zurückkehrten, legten Katharina Belgica und ihre Räte schon am 9./19. März 1619 dem bedeutenden Juristen Johann Goeddaeus d. Ä. in Marburg das Problem vor und baten um Rechtshilfe. Doch bei wem sollte die Mutter der Braut klagen? Das Direktorium unter Wenzel Wilhelm Ruppa hatte dem Antrag der Margaretha Salomena Slavata stattgegeben, sie offiziell zur Vormünderin ihres geistesschwachen Bruders ernannt und ihr am 14./24. November 1618 die Nutznießung des gesamten Erbes zugesprochen. Die Bestechungssumme für Ruppa soll sich nach Skála auf 50.000 Taler belaufen haben¹⁰⁰. Damit waren nicht nur Amelie Elisabeths Interessen, sondern auch die der seit 1608 inhaftierten Elisabeth Katharina, der als älterer Schwester das alleinige Recht oder doch wenigstens die Hälfte des Erbes zugestanden hätte, übergangen worden.

Dieses anrühige Geschäft wäre vermutlich nach einiger Zeit vergessen worden, wenn es nicht eine Person gegeben hätte, die von Anfang an von der Parteilichkeit der Rechtsprechung im chaotischen Böhmen überzeugt gewesen wäre, nämlich Dominicus Porsius, der Jurist aus Frankfurt. Er hatte, wie man den späteren Prozeßunterlagen¹⁰¹ und seinen Schreiben an den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, den Kurfürsten von Sachsen und den Kaiser in Wien¹⁰² entnehmen kann, auf Bitten seines Herrn, Albrecht Johanns von Smiřický, den Ständen 18.000 Gulden geliehen, die dieser ihm sofort wieder zurückerstatten wollte. Außerdem hatte er noch auf der Fastenmesse 1618 in Frankfurt Wein und andere zur Hochzeitsfeier dienende Waren im Auftrag seines Herren gekauft und zur Bezahlung dieser Gegenstände in Frankfurt im Namen Albrecht Johanns einen hohen Kredit aufgenommen. Zu diesen Beträgen kam noch sein Lohn für das Jahr 1618 und die ihm in einem Vertrag zugesagte Summe nach Beendigung seiner Hofmeistertätigkeit in Böhmen. Obgleich Porsius die Schuldverschreibung und die anderen Rechnungen und Verträge besaß, fühlte sich nach dem plötzlichen Tod Albrecht Johanns niemand verpflichtet zu zahlen. Die offizielle „Erbin“ wies sein Ansinnen schroff zurück, und auch Wenzel Wilhelm von Ruppa, der am 30. Juli 1618 mit seiner Unterschrift für die Richtigkeit des Vertrags gebürgt hatte,

¹⁰⁰ Skála: Chronik III, 437 ff. – Gindely: Geschichte des Böhmisches Aufstandes II, 327. – Müller: Fünf Bücher 290. Müller zitiert aus einem Bericht des sächsischen Agenten Lebzelter nach Dresden die folgende Bemerkung: „Man sagt der Oberst Kanzler, der von Ruppa, habe große Schmiralia genommen und das Werk betrieben.“

¹⁰¹ StAM 4a 47 Nr. 7: *Copia Actum Porsiens contra Schlawata in Vormünderin nahmen*; den Prozeßunterlagen vom 7. 12. 1620 liegt eine Abschrift einer Hauptverschreibung über 18.000 Gulden mit dem Datum 30. Juli 1618 bei.

¹⁰² HHSStAW Österreichische Akten – Böhmen, Fasc. 81, Smiřickýsche Verlassenschaft, 1621–1625 (des böhm. Rebellen Schmirfizky nach Frankfurt geflüchtetes Vermögen und Mobilien, Präntensionen des Dominik Porsius und der Landgräfin zu Hessen auf selbes, dann Bitte des Speyerschen Assessors Brankenhofer, als Denunziant, um Belohnung).

reagierte nicht. In seiner Bittschrift an den Kaiser aus dem Jahre 1621 beschrieb Porsius diese unerquickliche Situation:

*Die [Erben hätten] jedoch selbiges (ob sie wohl sonsten alle Legatorios contentirt) underlassen und zuvörderst die noch alhier zu Frankfurt verbleybende mobilien in Händen haben wollen, dazu aber ich nitt verstehen können, sondern zuvor meine schuldige satisfaction meines Legats und obiger forderungen rechtswegen gesucht und darumb angehalten, darüber wir uns entzweyhet, Sie mir neben anderem mein Legat und ich ihnen hinwider besagte mobilien bis hirher auf gehalten haben*¹⁰³.

Wenn schon die Slavatas der legalen Braut aus hohem deutschem Adel ihr Legat streitig zu machen suchten, kann man sich vorstellen, wie sie mit einem Bürgerlichen aus dem Reich umgingen, den sie verdächtigten, Sachwerte beiseite geschafft zu haben. Aus den Briefen und umfangreichen Prozeßakten im Hessischen Staatsarchiv in Marburg, im Stadtarchiv Frankfurt und im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien kann man schließen, was zum Ärger der Erben Wochen vorher passiert gewesen sein muß. Albrecht Johann muß noch vor seinem Tod veranlaßt haben, daß die gesamte transportable Inneneinrichtung seines Prager Stadtpalastes, die Gobelins, die Teppiche, die goldfarbenen Ledertapeten, eine Fülle von Decken, das umfangreiche Familiensilber, der kostbare Schmuck, ungeheure Mengen unterschiedlicher Stoffballen, seine Garderobe und sogar der Ehevertrag mit Amelie Elisabeth von Hanau-Münzenberg sorgsam verpackt und mit Hilfe des Porsius vor den kaiserlichen Truppen nach Frankfurt in Sicherheit gebracht wurde. Daß der Abtransport der unschätzbaren Kostbarkeiten geheim von statten gehen mußte, ist mehr als verständlich, denn einer der führenden Direktoren konnte doch unmöglich zugeben, daß sein Vertrauen in den Sieg der Heere der Aufständischen so gering war, daß er eine Wiederholung der Plünderung seines Palastes in Prag wie im Jahre 1611 fürchtete. (*Von dem wolseligen Herrn von Smirizitz selbst anderswo transportirt, auch biß[her] noch nicht widerumb herbeigeführt worden sein*¹⁰⁴.) Zwar unterstellten die Slavatas, daß Porsius die *mobilia* als Pfand für die hohen Außenstände heimlich beiseite geschafft habe; doch erscheint seine Version glaubhafter, denn die so heiß umstrittenen Kostbarkeiten bestanden aus 10 Kisten und 7 großen Ballen, von denen einige 8 oder 9 Zentner wogen. Diese Warenmenge konnte kein noch so geschickter Hofmeister ohne Wissen der Herrschaft und der Diener auf Wagen geladen und ins Reich transportiert haben.

Porsius wurde im Palast in der heutigen Nerudagasse in Prag inhaftiert, 24 Wochen festgehalten und unter Druck gesetzt, damit er den Verbleib der Luxusgegenstände im Wert von etwa 600.000 Taler mitteilte. Selbst in Hanau wußte man nichts von dem Schatz in unmittelbarer Nähe und versuchte wiederholt, mit den Slavatas in Verhandlungen zu treten, damit man, falls die Kleinodien wieder auftauchen sollten, den mündlich vermachten Anteil erhalten würde, denn trotz aller Nachforschungen mußte man die bittere Wahrheit *deß Testamens halber* akzeptieren, *es were keines niemabls zu Papier gebracht worden*¹⁰⁵. Was half da die Aufstellung der Kleinodien, auf

¹⁰³ HHStAW Österreichische Akten – Böhmen, Fasc. 81 fol. 76 v.

¹⁰⁴ StAM 81 a A 32/15 Bl. 11r.

¹⁰⁵ StAM 4a 47 Nr. 7.

die Amelia Elisabeth glaubte Anspruch zu haben: 1. *etzlich dutzet von Golt und mit Edelstein besetzte Knöpff*, 2. *des Herrn sel. Hudtschnur*, 3. *das Cornu Copiae*¹⁰⁶, 4. *ein paar Ohrgehenge*, 5. *ein Haarnadel*, 6. *eine Kette sampt anhangenden Cleinod*¹⁰⁷?

Während Katharina Belgica mit allen Mittel versuchte, den „Schimpf“, den man ihrem Hause anzutun drohte, abzuwenden, wurde sie, ohne es zu wollen, unmittelbar hineingezogen in die Auseinandersetzungen zwischen den rebellierenden böhmischen Ständen und dem legalen böhmischen König Ferdinand, der nach dem Tod seines Onkels Matthias am 10./20. März 1619 als offizieller Kandidat für die Kaiserkrone galt. Auf Drängen des englischen Gesandten Lord Doncaster hatte das Direktorium in Prag Gesandte nach Frankfurt zur Kaiserwahl geschickt, damit diese – und nicht König Ferdinand – die Rechte der böhmischen Kur bei dem Wahlakt vertreten sollten. Da nach den Regeln der Goldenen Bulle nur die Kurfürsten und ihre Vertreter mit kleinem Gefolge in Frankfurt wohnen durften, warteten der englische Gesandte und die böhmischen Herren im nahen Hanau als Gäste Katharina Belgicas von Hanau auf die Genehmigung zum Zutritt zur Wahlstadt. Der überzähligen Begleitung des zukünftigen Kaisers verweigerte die Gräfin den Zutritt¹⁰⁸. Die Verquickung der Hanauerin mit der böhmischen Sache steigerte sich noch, als bekannt wurde, daß der böhmische Landtag in Prag am 17./27. August 1619, einen Tag vor der Kaiserwahl, dem Kandidaten für die Kaiserkrone offiziell die böhmische Krone und damit auch seine Kurstimme abgesprochen hatte.

War Katharina Belgicas Parteinahme offen und ehrlich, so stellt sich die des pfälzischen Kurfürsten Friedrich in den entscheidenden Wochen als überaus zwiespältig dar: Der Pfalzgraf, der seit November 1618 von der Absicht wußte, daß die böhmischen Stände ihm die Königskrone anbieten wollten, hatte seinem Obersthofmeister Albrecht von Solms, seinem Geheimrat Camerarius und seinem Kanzler von Plessen eine Vollmacht zur Kaiserwahl mitgegeben, die besagte, daß sie mit der Mehrheit der Kurfürsten für den böhmischen König Ferdinand stimmen sollten, wenn sein Kandidat, der Herzog Maximilian von Bayern, nur die pfälzische Stimme erhalten sollte.

Die böhmischen Gesandten müssen nach ihrer Rückkehr aus Hanau im September 1619 energisch bei dem Direktorium die Interessen ihrer hanauischen Gastgeberin vertreten haben, denn der inhaftierte Porsius wurde nun offiziell aufgefordert, den Ort bekanntzugeben, an dem die Mobilien und Kleinodien verwahrt wurden. *Borsius wolle doch andeuten wo die Sachen, so Herr Schmirtzützky seliger, ihrer Gnaden, dem Fräulein von Hanau vertestirt zu finden, undt das Er dieselbige hirher nach Prag liefern solle. Da solches geschehe, weren I. G. Herr von Slavata erbötig des jenigen vertestirtirten wegen, sich mit ihme also zu vergleichen, das Er mitt I. G. und deroselben*

¹⁰⁶ Ein „Cornu Copiae“ ist vermutlich ein Schmuckstück in der Form eines Füllhorns. In der griechischen Mythologie gibt es eine Sage um ein *Cornu Copiae*: Herkules kämpfte mit König Achelous, der sich in einen Ochsen verwandelt hatte, *welchen aber Hercules auf die Schulter nahm, und mit der andern das eine Horn hielte, ihn in Sand streckte, und das ergriffene Horn abbrach, aus welchen die Nymphen hernach das Cornu Copiae machten* (Zedler: Universal-Lexicon. Bd. 1, Sp. 318).

¹⁰⁷ StAM 81a A 32/15; Konzept einer Instruktion für einen Gesandten nach Prag in mehrfacher Ausfertigung.

¹⁰⁸ Rommel: Geschichte von Hessen III, 362, Anm. 376.

vieligeliebten *Fraw Gemahlin zufrieden sein solle und künne*¹⁰⁹. Das Ehepaar Slavata wurde aber nicht müde zu betonen, daß es nur aus freien Stücken bereit sei, sich mit ihm zu vergleichen, nicht weil es seine Pflicht sei.

Porsius' Antwort spiegelt den desolaten Zustand der böhmischen Verwaltung wider, denn er erklärte, daß er wiederholt dem Direktorium in *memorialien* den Ort mitgeteilt, aber *darauf keine Antwort bekommen* habe. Im übrigen weigerte er sich weiterhin, bei diesen unruhigen Zeiten die Waren wieder herzuschaffen, das möge der tun, der Interesse daran habe, nicht er¹¹⁰. Der pfälzische Rat Ludwig Camerarius beschrieb Ende Oktober 1619 in einem Brief an den pfälzischen Kanzler von der Grün die Situation mit den plastischen Sätzen: *Es ist allenthalben tam in politicis quam in re militari ein übermachte confusion und unordnung, bey der Cantzley und Cammer alles unrichtig und in ublen zustandt, daß unser gnedigster Herr eine sehr schwere gefehrliche Regirung einsitzet, qui diligentius omnia inspicit, illi Augiae stabulum in mentem venit. Gott wolle ihrer Maj. beystehen und folgents hindurch helffen*¹¹¹. Ob jedoch der junge Pfalzgraf Friedrich der rechte Herrscher sein würde, einen Augiasstall zu säubern, sollten die nächsten Monate zeigen.

Während ein Notar aus Nassau-Saarbrücken, *Georg Zhan von Burgschwalbach*, in Prag weilte und im Auftrag Katharina Belgicas umständlich das über zwei Monate alte Protokoll in Prag abschrieb, war Porsius längst entwichen. Voller Aufregung wandte sich daraufhin Heinrich Slavata in einem Brief vom 11./21. November 1619 an den Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, teilte ihm die tags zuvor bekannt gewordene Flucht mit und bat ihn, die Verhaftung des Entflohenen im Reich zu veranlassen. Vermutlich hoffte Porsius in dem neuen böhmischen König Friedrich von der Pfalz einen gerechteren Richter zu finden, denn er versuchte, ihn auf dessen erster Reise als böhmischer König im Reich am 17. November 1619 in Nürnberg zum anberaumten Unionstag zu treffen. Obgleich der böhmische König andere Sorgen hatte – die versammelten Mitglieder der Union weigerten sich, das Unionsheer zu einer militärischen Aktion in Böhmen einzusetzen, und verlangten, daß Friedrich auf sein Amt und sein Gehalt von monatlich 6000 Talern als General des Unionsheeres verzichte –, wurde er auch in der Smiřickýschen Sache aktiv. Er schrieb an den Rat der Stadt Frankfurt und an seine Tante Katharina Belgica von Hanau, die er u. a. aufforderte, durch ein Schreiben an den Rat seine Forderung zu unterstützen, die Wertobjekte bis zur Klärung der Sachlage in Verwahrung zu nehmen.

Demnach wir von Prag auß [...] berichtet worden, wie daß weilandt deß Freiherren von Schmirziz gewesener Hofmeister Dominicus Porsius auß dem Arrest gewichen, haben wir uf der Frauen von Schlavta bitterliches Anruffen ein schreiben an den Rhat zue Frankfurt alßbald angehen laßen, die Cleinodien und mobilia, so er Porß von Prag daselbst hin transferirt, damit sie nit weiter vereußert werden, zur handt zu bringen und in verwahrung zu halten, biß zue ufstrag der sachen, wie unseres versehens auch geschehen wirdt; vorgestriges tags hat er sich alhir sehen

¹⁰⁹ StAM 4a 47 Nr. 7 Protokoll-Abschrift vom 3. 12. 1619, ausgefertigt von Georg Zhan von Burgschwalbach aus Nassau-Saarbrücken.

¹¹⁰ StAM 4a 47 Nr. 7, Protokoll-Abschrift vom 3. 12. 1619.

¹¹¹ Zitiert nach T e c k e, Anneliese: Die kurpfälzische Politik und der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Phil. Diss. Hamburg 1931, 117. – L o n d o r p II, 828 ff.

und verlauten lassen uns seine nottdurfft gegen die von Slavata schriftlich zu übergeben, welches aber nit geschehen, sondern soll sein fuß weiter und vermutlich naher Frankfurt gesetzt haben¹¹².

Die Hanauer Gräfin kam dem Wunsch nach und wandte sich schon wenige Tage, nachdem sie den Brief ihres Neffen Friedrich von der Pfalz erhalten hatte, *ahn Bürgermeister und Rath zu Franckfurt* und verlangte auch einen Arrest auf die *mobilia*, da aber gleichwohl dieselbe *Kleinodia mit und beneben anderen mehr costbaren mobilien zu anfang der Bohmischen Unruhe mit alleinigen wißsen und vorbewußt auch verordnung und anstellung S. L. seeligen, gewesenen Hoffmeisters Dominici Porsii ins Reich herausßer, und wohl vermutlich naher Franckfurt in sicher gewahrsam überpracht worden*¹¹³.

Da Dominicus Porsius aus Frankfurt stammte, auf seinen dort wohnenden, wohlhabenden Bruder Johann Jacob Porß und auf Freunde rechnen konnte, war er nach Frankfurt geflohen, um von dort aus seine finanziellen Forderungen zu stellen und einen Prozeß gegen Frau Slavata zu eröffnen, außerdem hoffte er, daß er in einer Freien Reichsstadt vor dem Zugriff aller Interessenten relativ gut geschützt wäre. Denn das Faustpfand, das er so klug glaubte einsetzen zu können, wurde mehr und mehr zu seiner und der Stadt Frankfurt Belastung: Sein eigentlicher Gegner, das Ehepaar Slavata, fand in dem unerfahrenen böhmischen König einen eifrigen Fürsprecher, der sogar die Auslieferung der *mobilia* nach Heidelberg verlangte; die Braut Amelie Elisabeth, die um ihr Legat kämpfte, hatte nach dem Trauerjahr am 21. November 1619 den Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, den Administrator des Stifts Hersfeld, Landgraf Wilhelm, geheiratet¹¹⁴ und damit einen noch stärkeren Rückhalt gewonnen, als es ihre Mutter gewesen war. Um kein Risiko einzugehen, hatte Porsius bei dem Rat der Stadt Frankfurt den geforderten Arrest auf die umstrittenen Luxuswaren erwirkt und den Schlüssel ausgehändigt; damit waren die *mobilia in arrest genohmen, verschloßen und versigelt worden*¹¹⁵.

In den folgenden Monaten mußte der Rat der Freien Reichsstadt ein heikles Spiel spielen, bei dem die oberste Devise lautete, vorerst keinem Druck nachzugeben und den Ausgang des Prozesses am „Reichsstattgericht“¹¹⁶ abzuwarten. Trotzdem gewinnt man nach der Lektüre der umfangreichen Schriftsätze den Eindruck, daß der Rat Porsius' Anspruch als berechtigt ansah¹¹⁷. Dieser besaß offizielle Schuld-

¹¹² StAM 4a 47 Nr. 7, Brief vom 19. 11. 1619.

¹¹³ StAM 4a 47 Nr. 7, Brief vom 7. 12. 1619.

¹¹⁴ StAM 4a 47 Nr. 4, Bl. 23. „Beilager, Ausschreiben, geladene Personen, Inventar von Kleinodien und Silbergeschirr“. Der böhmische König Friedrich ließ durch eine offizielle Gesandtschaft *Eine Kette, hatt dreißig vier Stücke groß und klein, wigt an Golde Einhundert und Siebenzeben Cronen. Hirinnen stehen Einhundert und Siebenzig Demanten*, überreichen.

¹¹⁵ StAM 4a 47 Nr. 7, Brief des Rates der Stadt Frankfurt vom 7. 12. 1619.

¹¹⁶ Die Bezeichnung „Reichsstattgericht“, die der Rat der Stadt Frankfurt hier verwendet, ist ungewöhnlich; der übliche Begriff lautet „Reichsschöffengericht“. Freundliche Auskunft des wissenschaftlichen Archivangestellten am Stadtarchiv Frankfurt, Herrn Bernhard Reichel.

¹¹⁷ Stadtarchiv Frankfurt, Bürgermeister Buch de Anno 1620 No 190, S. 157. – Mein Dank gilt den Herren Bernhard Reichel und Volker Harms-Ziegler vom Stadtarchiv Frankfurt, die mir bei meiner Suche nach Spuren dieser Affäre zu Hilfe kamen.

verschreibungen, die bewiesen, daß er auf Treu und Glauben Geld vorgestreckt hatte und durch den Tod seines Herrn erheblich geschädigt worden war. Außerdem waren seine und die Habseligkeiten seiner beiden Diener zusammen mit denen seines verstorbenen Herrn in Arrest genommen worden. Als Landgraf Moritz in einem seiner heftigen Briefe den Ratsherrn sogar Parteilichkeit vorwarf und androhte, *schärfere Mittel zu ergreifen*, wehrten diese sich vehement¹¹⁸ und verwiesen zu Recht auf den Prozeß¹¹⁹, den Porsius gegen Frau Slavata führe und dessen Ergebnis es abzuwarten gelte. Mit dieser Erklärung und dem Hinweis auf die unsicheren Zeiten lehnte der Rat alle Aufforderung auf Herausgabe der Gegenstände ab. Er bewies starke Nerven, denn er mußte sich in den Jahren 1620/21 ständig mit der leidigen Angelegenheit befassen. So heißt es am 12. Oktober 1620 im Protokollbuch des Rats: *Hr. Moritzen Landtgrawe zu Hessen hat umb Verfolgung etlicher alhir liegender und von Dominico Porsio arrestirter mobilien, mündlich abhalten lassen, oder wenig später Landgraw Moritz hat abermals umb Verfolgung deren [...] alhir arrestirten mobilien anhalten lassen*¹²⁰. Dies war aber nur die Ruhe vor dem Sturm in Frankfurt.

Die Explosion in Jitschin

Margarete Salomena Slavata hatte Gegner nicht nur in Frankfurt, Hanau und Kassel bzw. Hersfeld, viel gefährlicher wurde für sie der „Retter“ ihrer sicherlich zu Unrecht inhaftierten Schwester Elisabeth Katharina Smířický. Ein böhmischer Adelige, Otto Heinrich von Wartenberg¹²¹, hatte die desolate politische und juristische Lage in Böhmen genutzt und im Sommer 1619 mit Gewalt Elisabeth Katharina aus ihrem Burggefängnis, der Kumburg, befreit, sie sofort geheiratet und sich neben anderen Schlössern und Städten auch der wehrhaften Stadt Jitschin mit ihrem Schloß bemächtigt. Mit einer Privatarmee suchte er sie vor möglichen Angriffen zu schützen. Während der Herrschaft der Direktoren negierte er alle Vorladungen; als der neue gewählte König, Pfalzgraf Friedrich, ihn zitierte, folgte er, kam Anfang Januar 1620 nach Prag und wurde sofort festgesetzt. Elisabeth Katharinas Einspruch, die gesamten smířickýschen Güter bis zur Klärung der Rechtslage einer Sequestration zu unterwerfen, wurde am 29. Januar 1620 mit der Begründung abschlägig beschieden, ihr Bruder, der offizielle Erbe, lebe noch¹²².

Drei Tage später, am 1. Februar 1620, zog eine königliche Kommission in Begleitung von Heinrich Slavata nach Jitschin, um die geraubte Herrschaft wieder der „legalen“ Besitzerin zurückzugeben. Während die Beauftragten mit ihren Schreibern die Bestände des Schlosses inventarisierten, versuchte die empörte Elisabeth Katharina von Wartenberg mit wenigen Soldaten Widerstand zu leisten. Um ihnen Mut zu

¹¹⁸ StAM 4a 47 Nr. 7, Brief des Rats der Stadt Frankfurt an L. Moritz vom 26. 10. 1620.

¹¹⁹ StAM 4a 47 Nr. 7: *Copia Actum Porßens contra Schlawata in Vormünderin nahmen*, 7. 12. 1620.

¹²⁰ Stadtarchiv Frankfurt, *Protocollum Anni MDCXX*.

¹²¹ Jelínek, Břetislav: *Die Böhmen im Kampf um ihre Selbständigkeit 1618–1648*. Bd. 1. Prag 1916, 67.

¹²² Státní ústřední archiv Prag, Fonds SM (Stará Manipulace), Sign.: S. 17, 45.

machen, gab sie ihnen Wein und führte sie in die Pulverkammer in der Absicht, sie dort auszurüsten. Ob sie selbst das Pulver gezündet hat oder einer der angetrunkenen Soldaten, ist ungewiß; auf jeden Fall explodierte der gesamte Vorrat. Die Macht der Detonation war so groß, daß das Schloß 41 Personen, alle Mitglieder der königlichen Kommission und Elisabeth Katharina mit ihren Soldaten und Dienern unter seinen Trümmern begrub¹²³. Dieser das ganze Land erregende Zwischenfall wurde von vielen als Zeichen des Himmels gedeutet und belastete die erst wenige Wochen währende Regierung des jungen Königs.

Nun hätten für die Hanauer Unterhändler in Prag alle Gespräche von neuem beginnen müssen, denn der bisherige Verhandlungspartner Heinrich Slavata war tot. Er hatte immerhin im Mai 1619 der Mutter der Braut und im November 1619 dem hessischen Landgrafen Moritz, der sich für seine Schwiegertochter einsetzte, schriftlich zugestanden, daß die Braut seines Schwagers, Amelie Elisabeth, die neugemachten Kleinodien und den Brautwagen mit sechs Pferden ausgeliefert bekommen solle, jedoch erst, wenn die „geraubte“ Beute in Prag zur Verfügung stünde. Da die kriegerischen Auseinandersetzungen nun aber jede Reise nach Böhmen verboten, versuchten Katharina Belgica als Mutter von Amelie Elisabeth, Landgraf Wilhelm als ihr Ehemann und Landgraf Moritz als regierender Fürst von Hessen-Kassel und häufiger Gast in Frankfurt ihren Einfluß bei dem *Ehrenfesten Rath in Franckfurt* verstärkt geltend zu machen. Dieser mußte erleben, daß die von Porsius beklagte Margaretha Salomena Slavata auf die wiederholten Ladungen zum Prozeß *Actum Porßiens contra Schlawata in Vormünderin nahmen* nicht reagierte. Die letzte Ladung hatte der Rat auf den 15./25. Januar 1621, 9.00 Uhr, festgesetzt. Doch die kriegerischen Ereignisse in Böhmen sollten inzwischen die politische Landkarte gründlich verändern.

Der Kaiser greift zu

Die Nachricht vom Sieg der vereinigten Heere der Liga und des Kaisers unter Maximilian von Bayern sowie den Grafen Tilly und Boucquoy in der Schlacht am Weißen Berg am 8. November 1620 und von der kopflosen Flucht des böhmischen Königs löste in Frankfurt, Hessen-Kassel und Hanau eine hektische Betriebsamkeit aus. Es hat den Anschein, als habe der drohende Zugriff des siegreichen deutschen Kaisers und böhmischen Königs Ferdinand zum ersten Mal alle Parteien geeint: Listen wurden aufgestellt, auf denen alle Wertobjekte verzeichnet wurden, die Stücke, die Porsius' Eigentum waren¹²⁴, und der Schmuck, der Amelie Elisabeth zugedacht worden

¹²³ Skála: Chronik III, 437–443. – Gindely: Geschichte des Böhmisches Aufstandes 324–332. – Svátek: Pád rodu Smiřických 567–634. – Müller: Fünf Bücher 288–295. Der sächsische Agent Lebzelter berichtet am 3./13. Februar 1620 in seinem Brief nach Dresden vom elenden Sterben der schwangeren Katharina Elisabeth. Heinrich Slavatas Leiche wurde nach Schwarzkostelez überführt und dort neben seinem frühverstorbenen Söhnchen und Albrecht Johann Smiřický am 1. 4. 1620 feierlich beigesetzt.

¹²⁴ StAM 4a 47 Nr. 7. Anlage zum Brief des Bischofs von Speyer vom 10. November 1622. *Verzeichnuß deren Stück, so von meinem geldt erkaufft, mir zuständig und bey den Smiritzischen Mobilien zu finden seindt: Erstlich 10 Cammern Tappetzeyeren / Sieben Stück Ligatur / Vier Stück Atlaß mit gulden und silbern Blumen / Vier Stück Damast / Vier Thornaysche Tischteppich / Vier Stück Zeugs, darauß solch Teppich gemacht / Gestreifter Bettzwilchs 534*

war¹²⁵. Sogar Margaretha Salomena Slavata, die mit ihrem Sohn und dem geisteschwachen Bruder dem Winterkönig ins Exil gefolgt war¹²⁶, lenkte ein, und der große Verhinderer Dominicus Porsius verglich sich am 9./19. Februar 1621 mit Landgraf Wilhelms Räten. Er scheint daraufhin dem hessischen Statthalter, Philipp Reinhard Graf zu Solms, den ungefähren Inhalt der Kisten und Ballen mitgeteilt zu haben¹²⁷.

Landgraf Moritz bot dem *Ehrenfesten Rath* der Stadt Frankfurt für die Auslieferung aller Waren eine Kautio von 100.000 Gulden an und schickte den hanausischen Gesandten Caspar von Masan mit einer Instruktion nach Frankfurt¹²⁸, in der sein Anerbieten mit der politischen Situation in Böhmen begründet wurde:

Nachdem aber die sachen im Königreich Böhmen under deßen sich also geendert, daß wir bei itzigen Zustandt daberen wenig handtbietung gegen die Frau Slavatin zu erwarten auch seithero noch eine andere Persohn, nemblich Michael Slavata der Jüngere¹²⁹, sich bei Uns in Schriften abgeben undt die von Porsio nacher Franckfurt uberbrachte wahren, ob wehren ihm dieselbe nominatim und in specie von dem Herren Schmirsitzi vor seinem Ende legiret, in Anspruch nehmen will [...] ¹³⁰.

Ehlen / Blaw zeugs zu Bettziehen und Oberbetten 343 Ehlen / Ein runde Schlangenkettten / Acht par Leylachen / Ein Ligazo [nach Balsam] schmeckendes [duftendes] Fell / Ein weiße Bettdecken / Etliche geträbte [gedrehte] Becher, Schreibzeug, Schachteln / Etliche weiß und gefärbte Bettkoltern / auf das newe Silbergeschirr dem Goldtschmitt geben 1500 Gulden, Dominicus Porß.

¹²⁵ StAM 4a 47 Nr. 7, Anlage zu einem Brief vom 10. März 1621. *Verzeichnus der Jenigen Stükken, so Ihre gn. der Herr Schmirzützi Herrn Landtgrawen Wilhelms Fl. gn. geliebten Gemahlin legiret undertheils zu Frankfurt, theils zu Prag befindlich: Zu Frankfurt liegen folgende Stück: 1. 31. Stück Orientalische Perlen von ungefehr achtzeben oder zwanzig tausend Cronen eingekauft, 2. Eine schöne Ketten mit Diamanten besetzt, 3. Ein schön Kleimod von Diamanten darzugehörig, 4. Die Hutschnur mit Diamanten versetzt, 5. Cornu Copien oder medaille uff den Hut, so sehr schön und mit der Hutschnur wohl 6 oder mehr tausend Gl. werth sein soll, 6. zwey ohrbeheng von Diamanten, 7. Etliche dutzet Knöpf auch mit Diamanten versetzt, zu Prag ist befindlich folgendts: 1. Eine Harnadel, so ebenmæssig mit Diamanten versetzt, 2. Der Brautwagen zu samt den Pferden, von mehren Stück weiß er [Porsius] nichts.*

¹²⁶ Margaretha Salomena Slavata floh über Breslau in die Niederlande; dort schrieb sie sich 1624 zusammen mit anderen geflohenen böhmischen Adelige in ein Album einer Fürstin Langenbruck ein [British Museum Egerton MSS. 1864]. Im selben Jahr erreichte sie sogar, daß der dänische König sich für sie an den Kaiser wandte, um ihr eine Rückkehr nach Böhmen auf ihre Güter zu ermöglichen. Kaiser Ferdinand erlaubte ihr auf Bitten Wallensteins jedoch nur, daß sie mit ihrem Sohn, ihrem Bruder und ihrem Schwager auf Wallensteins Gütern wohnen durfte. Margaretha Salomena Slavata lehnte vermutlich dieses Angebot ab, da sie hoffte, daß die Herrschaft der Katholiken nicht andauern würde. Siehe auch G i n d e l y, Anton: Waldstein während seines ersten Generalats. Bd. 1. Prag 1886, 417ff.

¹²⁷ StAM 4a 47 Nr. 7: *Ungefehrliche Verzeichnüß unnd aestimation der Schmirzitzschen mobliien begriffenen Vornembsten Stück.* Die Schrift dieser Liste ist so markant, daß sie leicht als die des hessischen Statthalters von Solms zu erkennen ist.

¹²⁸ Stadtarchiv Frankfurt, Bürgermeister Buch de Anno 1620, S. 160.

¹²⁹ StAM 4a 47 Nr. 7, Brief des Michael d. Jüngeren Freyher von Slavata vom 10./20. 10. 1620 aus Prag. Ein Herr von Slavata tritt übrigens im Gefolge des geächteten Friedrich von der Pfalz in Kassel bei einem Tauffest am 3. Februar 1632 auf. – Siehe auch R o m m e l: Neuere Geschichte IV, 178, Anm. 235.

¹³⁰ StAM 4a 47 Nr. 7: *Instructio, Was Unser von Gottes Gnaden Landtgrafe Moritzen zu Hessen p. beim Ersamen undt Wolweisen Rath der Stadt Frankfurt, der veste Unser Lieber Besonder Caspar von Mazan werben undt verrichten soll.* Ziegenhain 24. 12. 1620.

Da trat früher als erwartet das ein, was alle befürchtet hatten. Der Kaiser verlangte in einem Schreiben vom 19.2./1. März 1621¹³¹ vom Rat der Stadt Frankfurt ein Verzeichnis der *mobilia*, von denen er durch den Bischof von Speyer in Kenntnis gesetzt worden war¹³². Dieser wiederum hatte durch einen seiner Juristen, Assessor Brankenhofer, von dem geheimen Schatz in Frankfurt erfahren. Unter demselben Datum beauftragte der Kaiser offiziell den Bischof Philipp Christoph von Speyer in seiner Funktion als Reichskammerrichter, die umstrittenen Objekte abholen zu lassen. Dieser informierte den Rat der Stadt Frankfurt am 2./12. März 1621 und schickte zwei bischöfliche Vertreter zur Übergabeverhandlung nach Frankfurt.

Aus den dicht aufeinanderfolgenden kaiserlichen Schreiben an den *ehrenvesten Rath* (19.2./1. März, 6./16. März, 26.4./6. Mai), die alle die *auß Beheim alhero transferirten Gütter* betrafen, läßt sich schließen, daß der Rat dem kaiserlichen Befehl nicht bereitwillig nachgekommen war. *Ein Conzept u. Antwortt Schreiben an die Kay. Maytt. die Schmirzitive mobilia betr.* mußte am 22.2./4. März 1621 *abermals verlesen werden*. Noch am 6./16. März empfahl der Bürgermeister, nichts zu übereilen und alles *in weise Deliberation [zu] ziehen*. Auch als Amelie Elisabeth am 3./13. April 1621 den Rat bitten ließ, nicht vorschnell den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, heißt es im Bürgermeisterbuch: *Beruhet solches uff sich selbsten*¹³³. Doch Entscheidendes ließ sich auch mit dieser Verzögerungstaktik nicht ausrichten.

Die Ratsherren erreichten bei den Gesandten aus Speyer jedoch, daß die Kisten und Ballen vorerst in Frankfurt blieben, obgleich sie dem kaiserlichen Fiskus verfallen waren. Die formaljuristische Grundlage für den kaiserlichen Zugriff blieb nicht aus. Am 8./18. März 1621 *verfluchte* der Kaiser den vor mehr als zwei Jahren verstorbenen Albrecht Johann von Smiřický, weil er von Anfang an an dem Aufstand der Stände in Prag mitgewirkt habe, und konfiszierte am 16./26. April 1621 seinen gesamten Besitz in Böhmen¹³⁴. Damit traf ihn postum das Urteil, das der siegreiche Kaiser über alle Aufständischen in Böhmen gefällt hatte. Nun setzte eine reichsweite Verfolgung der geflohenen Böhmen und der pfälzischen Untertanen im Namen des Kaisers ein; in Speyer, Worms, Straßburg, ja sogar in Hamburg wurden sie aufgespürt; wenn sie hatten entkommen können, wurde ihre Habe, die sie den Bürgern der genannten Städte an Geldes statt überlassen hatten, rücksichtslos konfisziert¹³⁵.

¹³¹ HHStAW Österreichische Akten – Böhmen, Fasc. 81, Smiřický'sche Verlassenschaft, 1621–1625, fol. 52–53.

¹³² E b e n d a, fol. 44v u. r.

¹³³ Stadtarchiv Frankfurt, Bürgermeister Buch de Anno 1620. Nr. 190, 3. April 1621, S. 160.

¹³⁴ Da Margaretha Salomena Slavata landflüchtig war, beanspruchte Wallenstein als nächster kaisertreuer Erbe die Vormundschaft über den schwachsinnigen Bruder der Margaretha Salomena, d. h. über das gesamte Land, da seine Mutter eine geborene Smiřický war. Er erreichte, daß ihm Heinrich Georg Smiřický 1627 in Hamburg ausgeliefert werden mußte. Margaretha Salomena Slavata versuchte in den Jahren 1639, 1640, 1643 und 1648, in der Zeit der schwedischen Einfälle in Böhmen, mehrfach, Zugang zu den konfiszierten Schlössern zu erlangen.

¹³⁵ HHStAW Österreichische Akten – Böhmen Fasc. 81, Die Aufständischen und deren Güter, XIV a, 1624, fol. 1–50, XIV b 1624, 51–102. Ein Inventar führt z. B. 301 Positionen der Sachen auf, die bei speyerischen Bürgern zu finden sein sollen.

Das Wiener Inventar

In dieser Situation entschied sich Dominicus Porsius in Frankfurt für den Sieger, d. h. für den Kaiser. Er war klug genug zu erkennen, daß er durch Nachgiebigkeit vielleicht etwas gewinnen konnte, durch Verweigerung jedoch Gefahr lief, alles zu verlieren. So erklärte er sich während der Fastenmesse 1621 bereit, mit den speyerischen Juristen unter den Augen der wachsamen Abgesandten des Frankfurter Rats die Ballen und Kisten zu öffnen, den Inhalt zu sichten, die Gegenstände zu zählen und kurz zu beschreiben. Bei dem Silbergeschirr und dem Goldschmuck gaben die Beamten zusätzlich das Gewicht und den Wert an¹³⁶.

Das auf diese Weise entstandene Inventar ist ein lückenloses Verzeichnis aller transportablen Gegenstände eines hochherrschaftlichen Palastes. Bei der Anzahl der Teppiche und Gobelins, der Spiegel und der Menge des Silbers gewinnt man den Eindruck, als sei außer dem Prager Stadtpalais auch das Schloß in Schwarzkosteletz ausgeräumt worden. Doch am erstaunlichsten ist, daß Albrecht Johann auch ganz private Gegenstände, seine gesamte Garderobe, neue Anzüge und Mäntel, seine *christallinne Brillen*, seinen Heiratsvertrag (*des herrn Schmirfitzky heiraths notul uff pergament libr. weis geschrieben*) und sogar zwei Paar Brautschuhe für sich und Amelie Elisabeth (*zwey par braudtschuh, davon eins mit granat und perlen, auch golt, das ander mit golt und silber gestickt*), hatte einpacken lassen, als wollte er seine „Zelte“ in Böhmen endgültig abbrechen und sich in der Nähe seiner Braut niederlassen oder doch wenigstens ein adeliges Haus für die Hochzeitsfeier im Reich mieten, es großzügig ausstatten und seine Gäste bewirten¹³⁷.

Neben 22 goldenen Ledertapeten, *zwei Säle damit zu behengen*, weit über 100 Wandteppichen, u. a. mit Szenen aus dem trojanischen Krieg, und *sechszehen großen stück wollen gewürckt Tapperzerey von allerley farben darauff portereyen*, zahlreichen Tischteppichen, einer Unmenge von abgefütterten Decken aus Brokat, Seide, Wolle, Leinen, gesteppt und glatt, Tafel- und Tischwäsche, unverarbeiteten Stoffen aller denkbaren Qualitäten, Fellen und Häuten, befanden sich in den Kisten und Ballen 21 Mäntel (*noch ein mantell, inwendig mit einem guldenen stück, auswendig von schwarzen seiden ripp mit gulden und glaseren schnüren proderirt*), 9 vollständige Anzüge, d. h. Jacken mit Westen, (*ein gantz Kleidt von gantz gulden stück mit goldt und glas gestickt und proderirt; ein gantz Kleidt von purpurfarbe mit silber und golt gewobenen Zeug und dergleichen schnüren*), viele Hosen, Wämser, ein Reitrock, kostbar gestickte Unterhemden, 45 Paar schwarze und farbige Seidenstrümpfe für Männer und 16 Paar für Frauen, fünf Paar Ärmel, 61 Paar Handschuhe für Männer, z. T. parfümiert, 7 Paar für Frauen, 14 kostbare Beutel für Frauen, Kleidung für

¹³⁶ HHStAW Österreichische Akten – Böhmen, Fasc. 81, Smiřický'sche Verlassenschaft, 1621–1625, fol. 1–162. *Inventarium über die zur Franckfurt gefundene Schmirfitzkische mobilien Fastenmeß 1621.*

¹³⁷ Da das Inventar, das im Haus-, Hof- und Staatsarchiv liegt, bisher nicht bekannt war, existierten nur Vermutungen darüber, was Albrecht Johann außer Landes gebracht hatte. In einer Chronik über Schwarzkosteletz heißt es, er habe 300.000 Dukaten, das seien 3 Tonnen Gold, und seinen Schmuck ins Reich geflüchtet. Siehe Šimáček: *Za poznáním města Kostelce* 42.

Lakaien und 15 Paar weiße Schuhe. Aber auch Kleinigkeiten hatte Albrecht Johann ausgewählt, nämlich Nähzeug, Käämme, Fächer, Zahnstocher und eine Apotheke.

Auf standesgemäße Ausfahrten hatte Albrecht Johann, wie es scheint, nicht verzichten wollen, denn die vollständige Bekleidung für eine Kutsche, Satteldecken für fünf Pferde, kostbar gestickte Wappen und eine Turnierausstattung waren eingepackt worden. (*Ein Himmel oder Deck über ein Kutschen mit rotem sammet, mit guldenen passementen und von roten seiten, auch guldenen Fransen mit leibfarben barchet gantz gefüdert; Ein rott sammete große deck mit goldt proderirt rings herumb mit roden seidenen guldenen Fransen großen und kleinen, Innen drinnen, iberall mit granat äffell und laubwerck von goldt gestickt, und seint der stück groß und klein, so hier zu und zusammen gehören, und zum turnier uffzug zugerüstenen alle mit barchet gefüdert; Ein wollfarb. sammete uber und uber mit goldt und silber gantz proderirt satteldeck mit gulden und silbern auch viollfarben seidenen fransen mit Leder gefüdert*).

Selbst der Inhalt seines Schreibtisches von erlesenem Geschmack lagerte in Frankfurt; alle Werkzeuge waren aus *helfenbein* und *buchbaume* (*Sechs weise helfenbeine und zwey schwarze schreibzeug, und dannoch ein kleines weises helfenbeines becherlein darinnen ein helfenbein biesam Knopff*). Dazu hatte man die Schreib- und Federmesser nicht vergessen (*in einen Papiren Rollen neun pack schreib und federmesser*). In einer besonders edlen silbernen Kiste fanden die Hersteller des Inventars sogar ein silbernes Kreuzifix.

Doch die eigentlichen Wertobjekte, die der Kaiser auch als erstes aus Frankfurt abforderte, waren das Silber und der Schmuck des jungen Mannes. In verschiedenen Kisten, mit Decken oder Stoff umhüllt, lagen 108 vergoldete Trinkgefäße mit und ohne Deckel, 156 große und kleine Schüsseln, 73 Schalen, 84 Teller, 22 Salzfüßer, 24 Leuchter, 12 Flaschen, 5 Gießbecken mit den zugehörigen Kannen, 5 Glutpfannen, 43 Löffel, 48 Messer, nur 28 Gabeln, 4 Vorlegemesser und 4 silbergeflochtene Körbe, von anderem Tafelzierat zu schweigen. Nun mögen bei anderen reichen böhmischen Adligen ähnliche Mengen an vergoldetem Geschirr existiert haben, aber fast unglaublich wirkt die Qualität des Schmucks, wenn man bedenkt, daß es sich um einen frauenlosen Haushalt gehandelt hat, denn die Schwester Margaretha Salomena hatte sicherlich den Schmuck der verstorbenen Mutter erhalten.

Das Material des Geschmeides ist immer Gold; der bevorzugte Edelstein ist der Diamant, nur einmal liest man von Rubinen. Albrecht Johann hatte nur eine große Anzahl von Goldketten und von Goldknöpfen, 92 mit Diamanten, 60 mit Rubinen, verpacken lassen; es werden weder Armbänder noch Ringe erwähnt. Außer Ketten und Knöpfen gibt es nur ein *Cleinodt* als Federbusch gearbeitet – vielleicht ist das das Cornu Copia oder die Hutschnur für Amelie Elisabeth, von denen immer die Rede ist (*Wieder in einem roten Kastlein ein hübsches Cleinodt zu einem federbusch darinnen ein und achtzig diamanten klein und groß*). Für Amelie Elisabeth war sicherlich auch das einzige Paar Ohringe bestimmt: *In einem sammeten kleinen roten putrall [Futteral] zwey guldene orgeheng jedes mit achtzehen diamanten*. Dieses Geschmeide würde nämlich gut zu der Kette gepaßt haben, von der es heißt, daß sie für ein Frauenzimmer bestimmt ist: *In einem langen roten Fuder ein große lange frauwenzimmer*

ketten mit acht und fünffzich glideren. Jedes wie Lit. 5.¹³⁸ und rosen darinnen in einem jedem gliedt zehen diamanten thut zusammen fünff hundert achtzig diamanten, dar-ahn ein großes guldenes Cleinodt hangend darahn etlich und neunzig groß und klein under denen drei frei bengende durchsichtige diamanten.

Natürlich finden sich auch der goldene Pokal und die Perlenschnur mit 31 Perlen, die schon Katharina Belgica in ihren ersten Briefen für ihre Tochter zu erkämpfen suchte. (*In einem roten sammenten Fuder ein gantz guldene becher von lauter ducaten goldt auch einem deckel daruff ein schwan mit diamanten versetzt und seint der diamanten vierzig groß und klein wiegt dieser becher zusammen zwey hundert zwanzig und ein viertell Cronen.*) Da die meisten Perlen der Zeit bizarr geformt waren, waren runde Perlen überaus selten und teuer; zudem war dieser Schmuck nur dem hohen Adel vorbehalten (*Noch in einem roten sammeten Kestelein ein und dreisich grose runde perlen an einem faden*).

Wenn man sich den Wert dieser Warenladung vor Augen hält, versteht man vielleicht auch die Aufregung des Ehepaars Slavata, als sie das Erbe im Namen des geisteschwachen Bruders und Schwagers übernahmen. Ein Palast ohne Wandteppiche und mit Sälen ohne Ledertapete, mit einer ausgeräumten Silberkammer und Truhen ohne die Bett- und Tischwäsche, ohne ein Stofflager, aus dem man sich hätte vorübergehend bedienen können, mit nackten, ihrer Decken und Vorhänge entblößten Betten war zu der damaligen Zeit kaum bewohnbar. Vielleicht ist vor diesem Hintergrund auch die Weigerung zu erklären, der Braut das ihr zustehende Legat zuzusagen, und vor allem auf dem Goldpokal zu bestehen, der aus eingeschmolzenem Familienschmuck hergestellt worden war.

Der Kaiser, dem diese Inventarliste zugeschickt wurde, muß sie intensiv gelesen haben, denn wenig später¹³⁹ erhielt der Bischof von Speyer den Auftrag, einen bestimmten vergoldeten Pokal aus der Hinterlassenschaft des „böhmischen Rebellen“ in des Kaisers Namen dem Mainzer Kurfürsten¹⁴⁰ zu überreichen. Dieses Trinkgefäß trug nämlich das österreichische Wappen: *Ein großes verguldetes pocall von gegosener arbeit mit einem deckel daruff das Ostereichs Wappen wiegt zwanzich fünff mark vier loth.* Vom Kurfürsten versprach Ferdinand II. sich Hilfe; den Denunzianten gegenüber, denen nach Reichsrecht Finderlohn zustand, verhielt er sich jedoch schäbig. Weder auf die wiederholten Bitten des Bischofs von Speyer¹⁴¹ noch auf die seines Bruders Leopold¹⁴² reagierte er. Ob er dem Vorschlag des Bischofs von Speyer gefolgt ist, dem „Finder“ Geld auszuzahlen, das in des Kaisers Namen in Speyer gepfändet worden war, läßt sich leider nicht ermitteln, da der letzte Brief in diesem Aktenbestand der des Bischofs vom 11. 2. 1625 mit eben diesem Vorschlag ist.

¹³⁸ E b e n d a, in Lit 5 wird eine *subtill* Kette beschrieben, die wohl auch für Amelie Elisabeth bestimmt war.

¹³⁹ E b e n d a, 19./29. 4. 1621.

¹⁴⁰ E b e n d a, fol. 59–60. Der Mainzer Kurfürst bedankte sich am 8./18. Mai 1621 für die Gabe.

¹⁴¹ E b e n d a, fol. 118. Der Bischof setzte sich nicht nur für Brankenhofer ein, sondern erinnerte im September 1623 den Kaiser auch daran, daß er seinem *Rat Doctor Johann Wilhelm Wiesenbach den Kayserlichen Rathtitul* versprochen hatte.

¹⁴² E b e n d a, fol. 155. Brief vom 18./28. 8. 1624. Erzherzog Leopold warf dem Kaiser vor, sein Verhalten zöge *nit wenig verschimpfung* nach sich.

Die Landgrafen Moritz und Wilhelm hatten sicherlich von den Ereignissen in Frankfurt gehört. Sie schlugen daraufhin einen anderen Weg ein. In einer 18 Seiten umfassenden „Gründliche[n] Deductio facti“ versuchten sie dem Kaiser zu beweisen, warum der vor mehr als zwei Jahren verstorbene Albrecht Johann Smiřický nicht unter die Verurteilung fallen könne, und daß sein Vermächtnis der ehemaligen Braut auszuliefern sei¹⁴³. Außerdem baten sie den Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt und den Kurfürsten von Sachsen, ein gutes Wort für sie beim Kaiser einzulegen.

Vom Frankfurter Rat wünschten sie recht kleinlaut, daß er wenigstens die Gegenstände nicht nach Speyer ausliefern solle. Zu diesem Zweck fertigte Landgraf Wilhelm zwei seiner Hersfelder Beamten, Ernst von Börstel und Heinrich Lerßner, nach Frankfurt ab; doch allen war klar, daß jede Aussicht, etwas zu erhalten, im Augenblick illusorisch war. Nicolaus Lerßner wurde daraufhin mit der unangenehmen Aufgabe betraut, alle Vorbereitungen für einen eventuellen Abtransport der Waren nach Speyer sofort nach Kassel und Hersfeld zu melden¹⁴⁴. Die Sorge war berechtigt, denn am 30. 10./9. November 1621 kam der Rat nach einer intensiven Verhandlung überein, trotz des Widerspruchs des Landgrafen Moritz, *daß man Ihnen [den Gesandten aus Speyer] angeregte mobilia, sonderlich das Silbergeschirr, an itzo folgen lassen wölle*¹⁴⁵. Jedoch mehr als das Gerücht, daß speyerische Reiter Waren aus Frankfurt fortgebracht hätten, konnte Nicolaus Lerßner nicht nach Kassel melden.

Zweieinhalb Jahre später, im Frühjahr 1624, forderte Landgraf Wilhelm seine Juristen auf zu prüfen, ob es Sinn habe, den Prozeß noch einmal aufzurollen¹⁴⁶. Seine Räte bewiesen staatsmännische Klugheit, indem sie ihren Landgrafen daran erinnerten, daß der Kaiser im Augenblick nicht gut auf Hessen zu sprechen sei¹⁴⁷ und die Juwelen im übrigen schon längst im Besitz der Kaiserin *undt also ein stueck oder portion Ihrer Maytt: Kayß: geschmucks worden sein*. Sie empfahlen, sich in Geduld zu fassen und zu warten, *bisß die gegenwertigen widdrige Zeitten vorüberpassiret wehren, Und da etwa, Wie zu hoffen, Ein allgemeiner Reichstag forderlichen ernennet würde*¹⁴⁸.

Doch Landgraf Wilhelm und seine Gemahlin Amelie Elisabeth versuchten im Mai 1624 noch einmal – zum letzten Mal, wie es scheint, – über Ludwig von Hessen-Darmstadt¹⁴⁹ und Johann Georg von Sachsen beim Kaiser vorstellig zu werden. Da der Ton des Briefes des sächsischen Kurfürsten recht ungehalten klang¹⁵⁰ – er berief

¹⁴³ StAM 4a 47 Nr. 7: *Gründliche Decutio facti, Darab zu Vernehmen, Warumb die, der Durchlauchtigen, Hochgebornen Fürstin und Frawen, Frawen Amilien Elisabethen, Landgrävin zue Hessen, geborner Grävin zue Hanau p. durch weilandt Herrn Albrecht Johann Freyherrn von Schmirfizky, ligirte Cleinodien, keiner Confiscation unterworfen sei.*

¹⁴⁴ StAM 41 47 Nr. 7: Vollmacht für Nicolaus Lerßner vom 10. März 1621.

¹⁴⁵ Stadtarchiv Frankfurt, Bürgermeister Buch de Anno 1621, Nr. 191, 30. Octobris 1621, S. 85.

¹⁴⁶ StAM 81a A Nr. 32, Bl. 13–14 „Unterthenige Erwiderung“.

¹⁴⁷ Der seit 1605 währende Erbschaftsstreit zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt um das Erbe des kinderlos verstorbenen Landgrafen Ludwig von Hessen-Marburg war gerade zugunsten Hessen-Darmstadts entschieden worden. Zudem hatte Landgraf Moritz von Hessen-Kassel durch einseitige Parteinahme für den besiegten Winterkönig gegen den Kaiser dessen Zorn hervorgerufen.

¹⁴⁸ StAM 81a A Nr. 32, 15, Bl. 14r–13v: „Unterthenige Erwiderung“ vom 12. Juli 1624.

¹⁴⁹ HHStAW Österreichische Akten – Böhmen, Fasc. 81, fol 150–151, 23. 5./2. 6. 1624.

¹⁵⁰ E b e n d a, fol. 145–146, 10./20. 5. 1624.

sich darauf, daß er weder auf sein Schreiben vom 5.10.1621 noch auf das vom 4. 2. 1622 eine Antwort erhalten habe (*keine resolution erlangen können*) – glaubte der Kaiser, reagieren zu müssen. Doch diese kaiserliche Reaktion war, wenn man über die näheren Vorgänge wußte, scheinheilig zu nennen. Er, der den gesamten Schmuck in Händen hatte, beauftragte offiziell den kaiserlichen Statthalter in Böhmen, Karl von Liechtenstein, nach den Hinterlassenschaften des verstorbenen Albrecht Johann Smiřický zu suchen und ihm Nachricht zu geben, ob das Legat der hessischen Landgräfin Amelie Elisabeth existiere¹⁵¹. Selbstverständlich erstattete Karl von Liechtenstein Fehlanzeige¹⁵², waren doch alle Kostbarkeiten seit Jahren in Wien.

Während der Kaiser ein Lügengebäude errichtete, versuchte Landgraf Wilhelm, sich wenigstens Gewißheit darüber zu verschaffen, ob in Frankfurt noch etwas eingelagert war. Ein *Prothocollon, Unsere Entsbennten, bey dem Rath zu Franckfurt, Vffgehabten gnedigen befelch getaner Verrichtung, die begehrt Eröff- Undt Besichtigung, dero Schmirstzischen daselbst arrestirter mobilien Betreffendt p.* zeigt nämlich, daß im Herbst desselben Jahres eine hessische Delegation nach Frankfurt gereist sein muß. Dieses *Prothocollon* spiegelt jedoch die Ohnmacht des hanausischen Kammerschreibers Wilhelm Windecker und des hersfeldischen Kanzlers Heinrich Lerßner allzu deutlich. Als sie am 23. 9./3. Oktober 1624 zur Unterhaltung zugelassen wurden, wurde ihnen mitgeteilt, daß der Kaiser zwar im Oktober 1621 die gesamten Mobilien offiziell abgefordert hatte, doch der Rat den Beauftragten des Bischofs von Speyer im November 1621 nur das Silber und die Juwelen und erst am 1./10. November 1622 die noch in Frankfurt lagernden Teppiche, Stoffe, Seidenwaren etc. gegen Quittung übergeben hatte. Die Ratsherren versicherten sichtlich erleichtert, es sei *von denen Dingen nichts mehr in Iren Henden, Dominicus Porsius hette eine Specification ubergeben, waß er under dießen sachen von seinem eigenen geldt erkaufft, welches Ime, uff vorgangenen beweisthumb, von den Speirischen Subdeligierten, wie sie berichtet worden, facta traditione, auch gefolget sein solten*¹⁵³.

Demnach hatte wenigstens das schwächste Glied in der Kette der „Erben“ sein eigenes Hab und Gut zurückerhalten, wenn auch nicht die Gelder, die er den böhmischen Ständen geliehen und für Albrecht Johann Smiřický vorgestreckt hatte. Diese Gerechtigkeit von Seiten des Kaisers dem Hofmeister eines böhmischen Rebellen gegenüber ist eigentlich unverständlich. Beachtet man jedoch die Herkunft der Eingaben und ausführlichen Stellungnahmen in Wien¹⁵⁴, die sich für Dominicus Porsius aussprachen, blieb dem Kaiser nicht anderes übrig, als sich für Porsius zu entscheiden: Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, sein späterer Arbeitgeber, sprach für ihn und sandte Porsius' eigenhändige Darstellung der Ereignisse, genauso wie der Kurfürst

¹⁵¹ Archiv ministerstva vnitra v Praze, Fond SM, Sign. H[essen] 336, 1 (Ir M. begeren wegen deß Landgraffen in Hessen die Gräfin zu Hanau wegen der Ihr vermachten Cleinodien v Smirsizky), 16./26. 9. 1624.

¹⁵² HHStAW Österreichische Akten – Böhmen, Fasc. 81, fol. 149, 3./31. 11. 1624.

¹⁵³ StAM 4a 47 Nr. 7: *Prothocolon, Unsere Entsbennten, bey dem Rath zu Franckfurt, Vffgehabten gnedigen befelch getaner Verrichtung, die begehrt Eröff- Undt Besichtigung, dero Schmirstzischen daselbst arrestirter mobilien Betreffendt p.*

¹⁵⁴ HHStAW Österreichische Akten – Böhmen, Fasc. 81, fol. 62–91.

von Sachsen, Johann Georg, der Bischof von Speyer und der Rat der Stadt Frankfurt. Dieser großen Fürsprache war es wohl zu verdanken, daß Porsius seine Außenstände aufschreiben und beim Kaiser bzw. beim Reichshofrat einreichen durfte. Bevor Porsius sein Hab und Gut erhielt, ließ der Kaiser noch in Prag nachforschen, ob Porsius wirklich nicht am böhmischen Aufstand beteiligt gewesen sei.

Der Bischof von Speyer erlaubte jedoch schon am 12. 9. 1621, als seine Kommissare das Silber und den Schmuck für den Kaiser aus den Kisten und Rollen packten, daß Porsius bei derselben Gelegenheit seine Ware separieren durfte. Über diesen Vorgang existiert wiederum ein Inventar, in dem es heißt, daß die Sachen, die Porsius als die seinen bezeichnet hatte, *von anderen Dingen separirt und in ein sunder pack und kasten transferirt und gelegt worden sind*¹⁵⁵. Der ehemalige Hofmeister erhielt wirklich, wenn auch erst einige Monate später, seinen schon Monate vorher aufgeführten Besitz, sogar *eine goldene Pantzer Ketten*, was sicherlich nicht im Sinne des Kaisers war. Doch der Bischof von Speyer war über das rücksichtslose Verhalten des Kaisers mittlerweile so verärgert, daß er auf eine Nachfrage des Kurfürsten von Trier einer fehlenden *schlechten Silberruhe* wegen und über dessen Vorwurf, zuviel an Porsius ausgeliefert zu haben, recht ungehalten reagierte:

*Also das in Frankfurt mehrers nit ubrig verplieben, dan allein etliche außgemachte kleider, [...] bevorab aber ist auß dießen mobilien Dominicus Porsius [...] zu seinem contento vornemblich darumb befriedigt worden, aldieweil ansehnliche Intercessionen von vornehmen Fürsten seinet halben einkommen, Er auch ohne das sich bey dieser kays. commission uffrichtig erzeigt und die heraußfolgung der cleinodien [...] merklich facilitirt, da doch gleichwol das hauptwesen in seinen handen gestanden, und eben so baldt diese aventur andern bette zuschantzen mögen, Inmaßen dan damahlen [...] dieselbe sachen in scheinbarer gefahr gewesen, da sie nit etwan beide Herren Landgraven Moritz und Wilhelm mit gewaldt anheim gezogen hetten. [...] damit also daz Schmirstzische gantze wesen und desßhalben hie bevor ertheilte kay. commission allerdings Ihre endtschafft und richtigkeit hat*¹⁵⁶.

Porsius hatte übrigens große Schwierigkeiten, eine Anstellung zu finden. In seiner Leichenpredigt aus dem Jahr 1642 heißt es über diese Zeit: *Worauff er nachgehends sich etliche Jahr lang bey seinem Bruder zu Franckfurt auffgehalten / seine Zeit merentheils mit Lesen und Auffrichtung seiner Bibliothecae zugebracht / biß in Anno 1627 der Durchlauchtig Hochgeborne Fürst und Herr / Herr Georg / Landgraff zu Hessen [...] ihne zu Diensten gezogen und zu dero Rath und Amptmann zu Hobenstein angenommen*¹⁵⁷. Es hat den Anschein, als habe Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt Porsius' Weltgewandtheit und seine juristischen Kenntnisse hoch geschätzt, denn die Hochzeit des zum Oberamtman beförderten Porsius mit der adeligen Kammerjungfrau der Landgräfin, Anna Elisabeth von Moltzan, wurde in Anwesenheit des Landgrafen, seines Bruders und Onkels auf Schloß Butzbach auf Kosten des Landgrafen festlich begangen¹⁵⁸.

¹⁵⁵ E b e n d a, fol. 40v–42v.

¹⁵⁶ E b e n d a, Die Aufständischen und deren Güter, XIV a, 1624, fol. 33/9, 11./21. 8. 1624.

¹⁵⁷ R e c k e r u s, Johannes: Peregrinatio Jacobi, Das ist/Christliche Leichpredigt [...] desß Weyland Wohl Edlen / Gestrengen und Vesten / Dominici Porsii, S. 31.

¹⁵⁸ E b e n d a 32.

In Kassel mußte man endgültig einsehen, daß man sich wirklich gedulden mußte, bis die gegenwertigen *widrige Zeiten vorüberpassiret wehren, Und da etwa, wie zu hoffen, ein allgemeiner Reichstag* einberufen würde. Der *allgemeine Reichstag* ließ lange auf sich warten. Erst 1648 waren alle Beteiligten zur Unterschrift bereit. Es ist durchaus möglich, daß die großzügige Entschädigung von 600.000 Gulden, die Amelie Elisabeth im Friedensvertrag für Hessen-Kassel erkämpfen konnte, auch eine Form der Wiedergutmachung für die rigorose Behandlung im Jahre 1621 war. Die Landgräfin, die nach dem frühen Tod ihres Mannes im Jahre 1637 die vormundschaftliche Regierung bis zu Volljährigkeit ihres Sohnes im Jahre 1650 führte, erstritt aber nicht nur die hohe Entschädigungssumme für Hessen-Kassels erlittene Drangsale im Dreißigjährigen Krieg, sie erreichte auch mit Unterstützung ihrer Partner im Krieg, Schweden und Frankreich, daß Hessen-Kassel endgültig das Stift Hersfeld und ein Viertel aus dem seit 1604 umstrittenen Erbe Ludwigs von Hessen-Marburg zugesprochen bekam. Aber nicht nur an Landgewinn und Entschädigung dachte die große Landgräfin, sie focht – wenn auch ohne Erfolg – für die Rechte der böhmischen Flüchtlinge¹⁵⁹ und für die Anerkennung der Konfession, um derentwillen Albrecht Johann Smiřický um sie geworben hatte: Auf ihr energisches Betreiben hin wurde der Calvinismus als dritte Konfession neben Katholizismus und Luthertum im Reich zugelassen und der Sohn des Pfalzgrafen mit einer verkleinerten Pfalz und einer achten Kurstimme als deutscher Reichsfürst wieder eingesetzt.

¹⁵⁹ Zum Besuch der Margaretha Salomena Slavata in Kassel siehe Brandt: Amelia Elisabeth 186: *Wie schwer Amelia der Verlust des Bräutigams traf, wissen wir nicht, Treue hat sie ihm gehalten, als sie nach Jahren der aus ihrem Vaterland vertriebenen letzten Schester Smircitzky's in Kassel liebevolle Aufnahme bereitete.* Auch wenn diese „liebevolle Aufnahme“ möglicherweise nur wenige Tage gedauert hatte, die Autorität des hessischen Landgrafen half mit, daß die Schwiegertochter Margaretha Salomena Slavatas, Aemilia Slavata, geb. von Brederoode, vom Kaiser eine hohe Entschädigung zugesprochen erhielt. Als die Auszahlung sich verzögerte, intervenierte Hessen. [StAM 4f Österreich 46, 1662: *Interzession beim Kaiser die verwitwete Gräfin Aemilia Slavata wegen Immission in die rechtlich zuerkannten, aber noch immer vorenthaltenen Erbgüter in Böhmen betr.*]

Abbildungsnachweis:

1. Albrecht Johann Smiřický auf dem Totenbett (Národní muzeum, Prag [102 A 177]).
2. Amelie Elisabeth Landgräfin zu Hessen-Kassel, geb. Gräfin von Hanau-Münzenberg (aus: Justi, Karl Wilhelm: Bruchstücke aus dem Leben der Hessen-Kasselschen Landgräfin Amalie Elisabeth, Marburg 1799. Repr. von Gerhard Oberlik, Marburg).
3. Das Siegel des Johann Albrecht Smiřický, Originalgröße 1 cm (StAM 81a A 32/14).
4. Der Bleisarg in der Kirche in Schwarzkostelez (Foto: Margret Lemberg).

RÜSTUNG, ZINS UND FRÖMMIGKEIT:
NIEDERLÄNDISCHE CALVINISTEN ALS FINANZIERS
DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES*

Von Regina Schulte

In der historischen Debatte über die Ursprünge des modernen Kapitalismus taucht immer wieder eine Riege überragender Unternehmer und Bankiers auf, die über Europa verstreut die Fäden der internationalen Finanzmärkte in den Händen hielten. Einige von ihnen waren eingespannt in die Finanzierung des Dreißigjährigen Krieges, so z. B. die Brüder Elias und Peter Trip und Louis de Geer in Amsterdam für Schweden, die Brüder Jan und Matheus de Hoefft aus Frankreich, die Brüder Marselis für Dänemark, Philip Burlamachi für England und als Bankier des habsburgischen Kaisers Hans de Witte. Hermann Kellenbenz hat sie im Jahre 1963 vereinigt in den Kontenlisten der Hamburger Bank gefunden¹. Aber sie hatten noch mehr Gemeinsamkeiten. Sie alle waren Protestanten und Calvinisten, die meisten von ihnen waren flämischer Herkunft, waren aus den südlichen Niederlanden ausgewandert, als sich unter der Herrschaft des katholischen Spanien und der Zuspitzung des gegenreformatorischen Zugriffs durch Philipp II. die Bedingungen religiöser und ökonomischer Entfaltung rapide verschlechterten. Ihre Flucht ordnet sich ein in eine gesamteuropäische Bewegung, in welcher mit der Vertreibung protestantischer und calvinistischer Kaufleute und Großhändler aus dem Machtbereich des absolutistisch-katholischen Spaniens auch Kapital und Gewerbe in den protestantischen Norden abwanderten und zum Aufstieg neuer Handelsmetropolen beitrugen, darunter Amsterdam. Hugh Trevor-Roper hat in seiner Auseinandersetzung mit Max Webers Thesen zur Protestanti-

* Diesem Aufsatz liegt der Habilitationsvortrag der Verfasserin an der Technischen Universität Berlin vom Jahre 1988 zugrunde.

¹ Vgl. Hermann Kellenbenz: Hamburg und die französisch-schwedische Zusammenarbeit im Dreißigjährigen Krieg. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte 49/50 (1964) 83–107, wiedergedruckt in Hans Ulrich Rudolf (Hrsg.): Der Dreißigjährige Krieg. Perspektiven und Strukturen. Darmstadt 1977, 267–297, hier 293 f. – Fritz Redlich: The German Military Enterpriser and his Workforce. 13th to 17th Centuries. 2 Bde. Wiesbaden 1964/65, hier Bd. 1, 242 ff. Weitere Angaben und Literatur zu den genannten wie Max Conrad Rehlinger, der für Schweden und Sachsen-Weimar tätig war, Philip Burlamachi, der die englischen Truppen in Deutschland finanzierte, Jan Hoefft, der Richelieu finanzieller Agent war und von Ludwig XIII. nobilitiert wurde. Ein weiteres Beispiel – zunächst Finanzier von Bernhard von Weimar, dann von Mazarin, schließlich von Ludwig XIV. – ist ausführlicher dargestellt bei Guillaume Depping: Un banquier protestant en France au XVIIe siècle. Barthelemy Herwarth, Controleur général des finances (1607–1676). Revue Historique 10 (1879) 285–338; 11 (1879) 63–80.

schen Ethik und zum Geist des Kapitalismus gezeigt, daß es vor allem die Gemeinsamkeit dieser Herkunft war, die die calvinistische europäische Wirtschaftselite auszeichnete².

Hinter der Gemeinsamkeit des Bekenntnisses und der Herkunft der großen Bankiers verschwindet jedoch die Tatsache, daß sie sowohl auf protestantischer wie auf katholischer Seite tätig waren. Stehen wir hier nicht vor einem Widerspruch? Und wie ist dieser mit der großen Bedeutung zu vereinbaren, die das religiöse Bekenntnis im Dreißigjährigen Krieg hatte, der von Anfang an auch ein Machtkampf zwischen konfessionellen Bündnissen war. Waren Bankiers diesen konfessionellen Strukturen nicht verpflichtet? Und welches Verhältnis gehen berufliches Handeln und Religion in ihren Lebensläufen ein?

Um einer Antwort auf diese Frage näherzukommen, werde ich die zwei Gestalten aus der berühmten Reihe isolieren, die sowohl als Typen wie auch für die Finanzierung und Ausrüstung des großen Krieges die bedeutendsten waren: Louis de Geer, den Amsterdamer Waffenhändler und Finanzier Gustav Adolfs von Schweden, und Hans de Witte, den kaiserlichen Hofbankier Ferdinands II. Ich möchte ihre Biographien auch zu einer Sonde der gegensätzlichen gesellschaftlichen und herrschaftlichen Kontexte werden lassen, in welchen sie operierten.

Und nun zu meinem Vorgehen: Ich werde zuerst die Herkunft von de Geer und de Witte skizzieren. Im zweiten Schritt werde ich den Aufstieg und das Schicksal des Hofbankiers de Witte und dann de Geers Aufstieg und Leben als Finanzier und Kriegsunternehmer darstellen. Im dritten Teil will ich versuchen, zunächst für de Geer und dann für de Witte das jeweils spezifische religiöse Umfeld zu erfassen, in dem sie sich als Calvinisten definierten. Zum Schluß werde ich zu meiner Eingangsfrage zurückkehren und vergleichend über ihre Biographien den jeweiligen herrschaftlichen und politischen Zusammenhang betrachten, der sie als Handlungstypus hervorbringt oder scheitern läßt.

Die Herkunft

Beide, Louis de Geer wie auch Hans de Witte, sind in den südlichen Niederlanden geboren, de Witte 1583 o. 1585, vermutlich in Antwerpen, Louis de Geer ist nur um wenige Jahre jünger, er wurde im November 1587 in Lüttich getauft. De Geers Vater verließ 1596 Lüttich, seine Biographen nehmen an, daß es Auseinandersetzungen mit den Zünften gegeben hat, die im Krieg mit den Großhandelsleuten lagen. Außerdem war er 1595 zum protestantischen Glauben übergetreten. Die de Geers wanderten über Aachen in die nördlichen Niederlande aus, eine Region, die durch die Aktivitäten der orthodoxen Calvinisten und die Unabhängigkeit von den Spaniern gekennzeichnet war und in welche eine große Zahl südniederländischer Calvinisten, darunter vor

² Hugh Trevor-Roper: *Religion, Reformation und sozialer Umbruch. Die Krisis des 17. Jahrhunderts.* Frankfurt-Berlin-Wien 1970, 15ff.; zu Trevor-Roper siehe auch Gordon Marshall: *In Search of the Spirit of Capitalism. An Essay on Max Weber's Protestant Ethic Thesis.* London 1982, 88f.

allem reiche Kaufleute und gut ausgebildete Handwerker und Fachleute, geflohen war³.

Die Familie von Hans de Witte verließ Flandern vermutlich nach dem Fall von Antwerpen an den Prinzen von Parma und damit an die Spanier. Dieses war im 16. Jahrhundert noch eines der nördlichen Zentren des Handels und der Finanzen, doch setzte mit der Blockade des Hafens durch die Seeländer und der Flucht protestantischer Handwerker und Handelsleute vor der Inquisition auch die Isolierung und Verarmung Antwerpens und anderer reicher Städte in Flandern und Brabant ein⁴.

Von diesem Punkt ab möchte ich die Wege von de Geer und de Witte getrennt verfolgen und zunächst ihre Karrieren aufrollen.

Der Hofbankier: Hans de Witte

Im Jahre 1603 taucht der Name de Witte zum ersten Mal in Prag auf. Prag war das Kultur- und Handelszentrum Zentraleuropas und seit 1583 der Sitz des kaiserlichen Hofes. Hans de Witte war nicht der einzige Flame, der nach Prag gezogen war. Der Hof Kaiser Rudolfs II. hatte Kupferstecher, Juweliere, Goldschmiede, Musiker, Bildhauer und Maler aus Flandern angezogen⁵, und so auch den flämischen Kaufmann und Calvinisten Nicolaus Snouckaerd, der innerhalb von drei Jahren das größte Handelshaus in Prag aufgebaut hatte und zum kaiserlichen Hofhandelsmann mit allen damit verbundenen Privilegien aufgestiegen war. In sein Unternehmen auf der Prager Kleinseite trat Hans de Witte 1603 als Faktor ein, als Bevollmächtigter und Juniorpartner von Snouckaerd. Nach dem Tod des Kaisers Rudolf II. im Jahr 1612 und der Thronbesteigung seines Bruders Matthias wurde de Witte Teilhaber, gleichberechtigter Gesellschafter und erhielt den Titel „Hofhandelsmann“. Wenige Jahre später, 1617, war er alleiniger Hofhandelsmann, Snouckaerd verließ Prag und die Firma mit einer Entschädigung.

Zu dieser Zeit hatte de Witte bereits durch den Rat der Prager Kleinseite das Bürgerrecht bekommen und im Jahr 1616 in einem kaiserlichen Gnadenakt einen Wappenbrief. Er kaufte sich nun ein Adelshaus, eines der größten und vornehmsten Stadthäuser auf der Prager Kleinseite⁶. De Wittes Stellung am kaiserlichen Hof war mächtig und unbestritten – er zeigte sich als loyaler Anhänger des katholischen Habsburgers als 1618 die Revolte der protestantischen böhmischen Stände gegen das habsburgische

³ Zur Biografie vgl. E. W. Dahlgren: *Louis de Geer. Hans lif och verk.* 2 Bde. Uppsala 1923. – Froukje Breedvelt-Van Veen: *Louis de Geer, 1687–1652.* Amsterdam 1925. – George Edmondson: *Louis de Geer.* *English Historical Review* 6 (1891) 685–712. – Jan Romein: *Ahnherren der holländischen Kultur.* Bern 1946, 178 ff. über „Louis de Geer, König der Kaufleute“.

⁴ Zur Biografie vgl. Anton Ernstberger: *Hans de Witte. Finanzmann Wallensteins.* Wiesbaden 1954.

⁵ Zum Hof von Rudolf II. siehe vor allem Robert J. W. Evans: *Rudolf II. and his World. A Study in Intellectual History, 1576–1612.* Oxford 1973. Auch ders.: *Rudolf II. Ohnmacht und Einsamkeit.* Graz-Wien-Köln 1980. Zum Manierismus am Hof Rudolfs II. vgl. Arnold Hauser: *Der Manierismus.* München 1964. Neuerdings zur Hofgesellschaft Jürgen Müller: *Concordia Pragensia.* München 1993.

⁶ Angaben zu de Wittes Leben hier und im folgenden nach Ernstberger: *Hans de Witte.*

Kaiserhaus ausbrach, das zunehmend die ihnen im Majestätsbrief von 1609 zugestandenen Rechte auf Religionsfreiheit einengte. Nach der Zerstörung bzw. Schließung zweier protestantischer Kirchen und nach dem verfassungswidrigen Verbot der Ständeversammlung durch Kaiser Matthias und den Regentenrat kam es zum Prager Fenstersturz. Die böhmischen Stände ernannten eine provisorische Vertretung aus 30 Direktoren und ermächtigten diese zur Anwerbung einer kleinen Armee. Der in vorgezogener Wahl zum König von Böhmen erklärte Ferdinand II. wurde am 22. August 1619 in einem feierlichen Akt abgesetzt, und am 26. wurde dem calvinistischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz die böhmische Krone angeboten. Zwei Tage später schon wählten in Frankfurt die sechs Kurfürsten Ferdinand II. zum neuen deutschen Kaiser.

Mit der Schlacht am Weißen Berg im Jahre 1620 und dem Sieg der kaiserlichen Truppen wurde die kurze Herrschaft des calvinistischen Winterkönigs in Prag beendet und das Land einer radikalen Rekatholisierung unterworfen. Die Rädelsführer des Aufstandes wurden hingerichtet, und Calvinisten und Lutheraner mußten das Land verlassen. Eine neue Verfassung wurde im Laufe der nächsten Jahre über die Köpfe der Stände und ihres Landtags hinweg für Böhmen und Mähren ausgearbeitet. Sie gipfelte in der Verneuertem Landesordnung von 1627, mit der die neuen königlichen Befugnisse bewahrt und verewigt werden sollten: Erblichkeit der habsburgischen Herrschaft mit erweiterten legislativen und judikativen Rechten, Aufhebung der religiösen Toleranz, Verantwortlichkeit der Beamten gegenüber dem Souverän statt den Ständen, ausschließliches Recht zur Nobilitierung bei der Krone⁷.

Diese Ereignisse könnten auf den ersten Blick nahelegen, daß auch de Witte mit den Calvinisten aus dem Land gegangen, daß er mit Friedrich von der Pfalz den Weg nach Holland eingeschlagen hätte. Aber de Witte war geblieben, hatte sich während des Aufstandes zurückgehalten und war keine Geschäftsverbindungen mit den neuen Herren am Prager Hof eingegangen. Vielleicht auch, weil er die finanzielle Mißwirtschaft der Stände durchschaute, engagierte er sich nicht in der Finanzierung eines böhmischen Heeres im Kampf gegen den Kaiser⁸. Nachhaltige Untreue der habsburgischen Krone gegenüber konnte ihm später nicht nachgewiesen werden. Vielmehr kam mit dem Verfall der böhmischen Währung nach dem Sieg Ferdinands seine große Zeit.

De Witte blieb im Zentrum der kaiserlichen Finanzpolitik. Mit dem Beginn der Inflation im Jahre 1621 wurde er neben dem Prager Finanzjuden Bassevi zu einem der Organisatoren einer gigantischen Geldentwertung. Beide gehörten zu einem Konsortium aus 15 Männern, darunter auch Wallenstein und Fürst Liechtenstein, der Statthalter von Prag, das am 18. Januar 1622 in Anwesenheit des Kaisers einen Vertrag abschloß. Manager des Konsortiums wurde de Witte. Mit diesem Vertrag verpachtete

⁷ Zu Böhmen zur Zeit des Aufstandes vgl. Hans Sturmberger: *Aufstand in Böhmen. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges*. München-Wien 1959. – Zusammenfassend Hartmut Lehmann: *Das Zeitalter des Absolutismus. Gottesgnadentum und Kriegsnot*. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1980, 47ff. – E. W. Zee den: *Hegemonialkriege und Glaubenskämpfe 1556–1648*. Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1982, 249f.

⁸ So die Einschätzung von Gerhard Schormann: *Der Dreißigjährige Krieg*. Göttingen 1985, 88.

der Kaiser für ein Jahr alle Münzen in Böhmen, Mähren und Niederösterreich an das Konsortium, welches gleichzeitig das Monopol der Münzproduktion in dieser Region erhielt. Innerhalb eines Jahres sollten 6 Millionen Gulden, das Sechsfache der ordentlichen und außerordentlichen Steuereinkünfte aus Böhmen, für kaiserliche Kriegszwecke beschafft werden. Von nun an war jede Ein- und Ausfuhr von Münzen verboten, ebenso ausländische Münzen. Alles umlaufende Geld mußte zum festgesetzten Preis an der nächsten Münzstätte abgeliefert werden und wurde dort eingeschmolzen. Die Pächter hatten das alleinige Recht auf das gesamte böhmische Bergsilber und erhielten unentgeltlich 400 Zentner Kupfer, den Rest zu einem „leidlichen“ Preis. Bruchsilber (Pagament) aus Böhmen, Mähren, Niederösterreich und der Oberpfalz durfte nur noch an das Konsortium verkauft werden. Die Raten sollten wöchentlich an den Kaiser gezahlt werden, da die drängenden Forderungen der Krone aber die vereinbarten Beträge überschritten, streckten de Witte und Bassevi Geld vor. Die vereinbarten Zinsen – 8% – erhielten sie nicht.

Aber de Witte ging nicht leer aus, und das lag in der Natur seines Geldgeschäftes selbst. Altes Geld wurde eingeschmolzen und mit einem niedrigeren Gehalt an Silber neu geprägt – dabei wurden die im Pachtvertrag festgelegten Relationen weit unterschritten. Zur gleichen Zeit wurde alles verfügbare Kupfer, einschließlich Kupferkesseln und Pfannen, Rinnen, Badewannen, eingeschmolzen und zur neuen Münzprägung verwendet. De Witte bekam zudem vom Kaiser einen Paß- und Geleitbrief, der ihm erlaubte, im ganzen Reich und in ganz Europa Silber aufzukaufen. Bis 1623 kam es zu einer Münzverschlechterung von 90 Prozent. 1618 hatte der Reichstaler den Wert von 90 böhmischen Kreuzern gehabt, 1623 lag der Wechselkurs bei 675 Kreuzern. Inzwischen gab es Aufstände gegen die „Kipper und Wipper“ und den katastrophalen Preisverfall. Händler weigerten sich, für das sogenannte „lange Geld“ Waren auszugeben. 1623 wurde der Vertrag mit dem Konsortium aufgelöst. Das neue „lange“ Geld wurde bis 1626 wieder eingezogen, und man kehrte zum Münzstandard von 1559 zurück⁹.

De Witte, Wallenstein u. a. Konsortiumsmitglieder waren in wenigen Monaten reich geworden und geschickt genug gewesen, um nun die konfiszierten Güter vertriebener böhmischer Adliger gegen „lange Münzen“ aufzukaufen. Der Adelstitel, den de Witte 1624 verliehen bekam, zeigt auch gleichzeitig das Ausmaß seines Besitzes: „Hans de Witte von Lilienthal auf Podborsch und Woporschan, Seiner Kaiserlichen Majestät Diener und Hofhandelsmann“, seit 1627/28 auch noch Besitzer von Rataj, Katzow und Groß Wossow und „Seiner kaiserlichen Majestät Rat“. Ebenfalls im Jahre 1624 heiratete de Witte Anna von Glauchau, Tochter des Protestanten und Neudligen Matthias von Glauchau, eines Hofjuweliers und Edelsteinschleifers, der aus Sachsen nach Prag gekommen und dort zum Rat und Rentmeister der böhmischen Kammer aufgestiegen war. Diese Heiratsallianz mit all den Verbindungen, die sie schuf, sicherte noch einmal mehr de Wittes Stellung innerhalb der böhmischen Aristokratie. De Witte war zu dieser Zeit der reichste Bankier Mitteleuropas¹⁰. Er legte bis 1628 zunehmend die Gewinne aus seinen umfangreichen Geschäften im Kauf von Häusern,

⁹ Vgl. besonders Fritz Redlich: Die deutsche Inflation des frühen 17. Jahrhunderts in der zeitgenössischen Literatur: die Kipper und Wipper. Köln-Wien 1972.

¹⁰ Ernstberger: Hans de Witte 148.

Gärten, Weingärten, Höfen, Dörfern, Gütern und Herrschaften an. Er wurde Mitverleger heruntergekommener böhmischer Silber- und Kupferbergwerke, an deren Reorganisation er arbeitete, und schließlich Alleinverleger für Böhmens größtes Zinnbergwerk.

De Wittes Hauptaufgabe bis 1630 war die Finanzierung des kaiserlichen Hofes und der Armee Wallensteins im Dreißigjährigen Krieg. Das erste Erfordernis war die Finanzierung, Versorgung und Ausstattung der neuen Massenheere, die Wallenstein seit 1625 aufstellte. Grundlage der Kriegsfinanzierung waren Steuern aus den Erblanden und das Kontributionssystem, das Wallenstein bald zur vollständigen Grundlage seiner Kriegsfinanzierung machte¹¹. Der Krieg sollte den Krieg ernähren. Wallenstein setzte auf skrupellose Ausbeutung des Landes, durch welches das Heer zog oder in dem es sein Winterlager einrichtete. De Witte streckte gegen Zinsen die Gelder vor, die das Heer brauchte und die der kostspielige fürstliche Hof verschlang, den Wallenstein führte. Die Organisation der Geldmassen geschah über ein Kreditsystem, dessen Grundlage der Ruf de Wittes als kaiserlicher Hofhandelsmann war. De Witte nahm seinen persönlichen Kredit in Anspruch, entlieh das Geld für sich und gab es an den Kaiser und Wallenstein weiter.

Er selbst nannte es in einem Brief an den Kaiser: „das gelt an unterschiedenen orten bei guten Freunden entlehnen“¹². Funktionieren konnte dieses System nur, solange er pünktlich und mit Zinsen zurückzahlte, solange er seine Kreditwürdigkeit behielt, wie er dem Kaiser gegenüber immer wieder betonte, wenn die versprochenen Rückzahlungen von der Hofkammer nicht kommen wollten. Das Netz von Geldgebern erstreckte sich über ganz Europa; in 67 Städten waren de Wittes Faktoren, die ihrerseits nun wieder das Geld aufteilten und von Unterfaktoren ausliehen. Er war auch Kriegslieferant. Er kaufte Proviant – ebenfalls auf Kredit –, vor allem Getreide, das lange Zeit vor allen Dingen aus Wallensteins Herzogtum Friedland kam, des weiteren Kriegsmaterial. Waffen bezog er vor allem über seine Händler in Nürnberg und Suhl, später Joachimsthal, Wien, Leipzig, Köln, Augsburg und anderen deutschen Städten. Aber auch Oberitalien und die Niederlande erhielten Rüstungsaufträge von de Witte.

Seit 1628 geriet der Rückfluß der von de Witte vorgeschossenen Gelder ins Stocken. Länder und Reichsstädte konnten die ihnen auferlegten Kontributionen nicht mehr zahlen, waren ausgepreßt. Auch Wallensteins Drohungen, die Gelder von Truppen eintreiben zu lassen, änderten an dieser Tatsache nichts. Die Hauptverluste für de Witte entstanden durch das Ausbleiben der mecklenburgischen und schlesischen Kontributionen. Von den 600 000 Reichstalern für das Jahr 1628 hatte er auch 1629 noch nichts erhalten, die schlesischen Fürsten weigerten sich zunehmend, das Land weiter auszubeuten, zumal die Bevölkerung bereits maßlos durch den Krieg gelitten hatte. De Witte hatte zunehmend eigenen Besitz zu Schleuderpreisen verkauft, hatte Geld auf Wechsel aufgenommen, zahlte 12 Prozent Zinsen. Er fürchtete um seine Kreditwürdigkeit, flehte im Mai 1629 Wallenstein an, auf dessen und des Kaisers sichere Bürgschaft er gebaut habe, sich um die Rückerstattung der Gelder zu kümmern;

¹¹ Zum Kontributionssystem Redlich: *The German Military Enterpriser* 319f. – M. Ritter: *Das Kontributionssystem Wallensteins*. HZ 55 (1903) 193–249.

¹² Ernstberger: *Hans de Witte* 216.

und als auch bis zum März 1630 keine Gelder eingegangen waren, meldete er seinen drohenden Bankrott. „Was mir diese Summen für einen merklichen Schaden an meinem Credit verursachen, kan Euer fürstlichen Gnaden ich nicht gnugsamb melden. Und were mir unmöglich, dafern Euer Fürstlich Gnaden mir nit baldt mit etwas gnädigst helfen solten, in der leng weiter zu bestehen.“¹³

Am 16. August 1630 entließ Ferdinand II. auf dem Regensburger Kurfürstentag auf Drängen der Kurfürsten Wallenstein. Es zeigte sich, daß damit sämtliche Rückzahlungshoffnungen de Wittes zunichte waren. In einem Brief an den Kaiser drückte er den Schrecken aus, vor der Gemeinde seiner Gläubiger als schuldhafter, verbrecherischer, gemeiner Bankrotteur zu erscheinen.

In der Nacht zum 11. September 1630 stürzte er sich in den Brunnen vor seinem Haus in Prag.

Der Kriegsunternehmer: de Geer

Die Familie de Geer hatte sich, wie andere Lütticher Bürger, in Dordrecht niedergelassen¹⁴. Louis de Geer ging zunächst nach Frankreich und machte von 1605–1608 in Roanne an der Loire eine Lehre als Kupferschmied, von wo er dann für drei Jahre nach Rochelle weiterzog. 1612 war er zurück in Dordrecht und heiratete. Mit seinem Schwager Elias Tripp zusammen begann er sich im Waffenhandel zu engagieren¹⁵. Anlässlich eines größeren Auftrags für Geschützlieferungen zog er 1615 nach Amsterdam. Das Haus, welches er an der Keizersgracht baute, plazierte ihn von Anfang an in der Elite der Amsterdamer Kaufmannschaft, deren Geschäfte die führende Rolle der Niederlande im Getreidehandel mit dem Baltikum gegen Hering, Salz, Wein, und Edelmetalle aus dem Süden etabliert hatten. Amsterdam war der wichtigste europäische Stapelplatz und entwickelte sich seit der Gründung der Wechselbank im Jahre 1609 zum führenden europäischen Kapitalmarkt¹⁶. In Amsterdam wurden die größten und

¹³ Ebenda.

¹⁴ Angaben zu de Geer nach der in Anm. 3 genannten Literatur. Zur Wanderung nach Amsterdam vgl. insbes. die Bemerkungen von Bernhard Hendrik Slicher van Bath: *The Economic Situation in the Dutch Republic during the Seventeenth Century*. In: Maurice Aymard (Hrsg.): *Dutch Capitalism and World Capitalism*. Cambridge-Paris 1982, 23–36, bes. 27f.

¹⁵ Zur Geschichte der Unternehmerfamilie Tripp und ihrer Verbindung zu de Geer vgl. Peter W. Klein: *The Tripp-Family in 17th Century. A Study in the Behaviour of the Entrepreneur of the Dutch Staple Market*. *Acta Historiae Neerlandicae* 1 (1966) 187–211. – Ders.: *Entrepreneurial Behaviour and the Economic Rise and Decline of the Netherlands in the 17th and 18th Centuries*. *Annales cisalpinnes d'histoire sociale* 1/1 (1969) 7–19. – Grundlegend ders.: *De Trippen in de 17e eeuw*. Assen 1965.

¹⁶ Zur Rolle von Amsterdam als Stapel- und Kapitalmarkt sowie zum Netzwerk der berühmten Exilanten und Finanziers, das von Amsterdam aus gespannt wird, vgl. Violet Barbour: *Capitalism in Amsterdam in the Seventeenth Century*. Baltimore 1950, bes. 23ff. – J. G. van Dillen: *The Bank of Amsterdam*. In: Ders. (Hrsg.): *History of the Principal Public Banks*. The Hague 1934, 79–101. – Ders.: *La banque de changes et les banquiers privés à Amsterdam aux XVIIe et XVIIIe siècles*. In: *Third International Conference of Economic History*. Bd. 5. Paris 1974, 177–185. – D. J. Roorda: *The Ruling Classes in Holland in the Seventeenth Century*. In: J. S. Bromley/ E. H. Kossmann (Hrsg.): *Britain and the*

modernsten Fracht-Schiffe Europas gebaut, Folge und Voraussetzung der Überlegenheit im Seehandel. Von Amsterdam aus startete die Vereinigte Ostindische Kompanie ihre kolonialen Handelszüge. Und in Amsterdam saßen die europäischen Hauptlieferanten für Waffen und Kriegsmaterial. Engländer, Franzosen, Schweden und über Deckwege auch die Spanier kauften hier.

Im Jahre 1617 sah die schwedische Krone sich gezwungen, die Generalstaaten um eine Anleihe zu bitten, um damit Schiffe und Truppen für ihren Einfall in Livland zu finanzieren. Sie erhielt das Geld gegen den Ertrag der königlichen Schwedischen Kupferminen als Sicherheit. Der wichtigste Geldgeber war Louis de Geer. Zu diesem Zeitpunkt begann de Geers Geschäftsbeziehung mit Schweden, die von den Generalstaaten gestützt wurde. Die Schwedischen Silber- und Kupferminen waren berühmt für ihren Reichtum und die Qualität ihrer Erzeugnisse, auf ihnen ruhte das Einkommen der Krone. Die wertvollsten jedoch, die Eisenerzvorkommen, wurden nur ungenügend gefördert. In diese Lücke trat nun de Geer ein¹⁷, der wußte, daß seine wallonischen Landsleute zu den besten Bergleuten im nördlichen Europa zählten. Mit Hilfe eines in Schweden ansässigen Bergbauunternehmers, der ebenfalls aus Lüttich kam, de Besche, gelang es ihm, ein reiches Erzgebiet in Schweden aufzutun und vom König einen Pachtvertrag zu erhalten, den er 1619 unterzeichnete. Für die jährliche Summe von 5 675 rixdalers ging die Region um Finspong an ihn. Die natürlichen Bedingungen waren ideal: Wälder, die Holzkohle für die Hochöfen lieferten, Wasserfälle zum Betreiben der Hämmer und ein schiffbarer Fluß, der zum Hafen von Norrköping führte. De Geer errichtete 12 Schmieden mit 6 Hämmern und einen doppelten Schmelzofen, holte Arbeitskräfte aus Deutschland, baute Läden in Norrköping. Bis 1628 hatte er ein schwedisches Waffenmonopol aufgebaut, belieferten die Fabriken von Finspong die schwedische Regierung mit Artillerie und jeglicher Munition, die sie brauchte. De Besche als Superintendent in Schweden zurücklassend, übernahm de Geer, nachdem er Zollfreiheit für seinen Transport von Schweden erhalten hatte, in Amsterdam die Rolle des Hauptagenten im Eisenhandel, und nachdem er 1626 Direktor der Schwedischen Kupferkompanie geworden war, lief auch ein Großteil des schwedischen Kupfers, das zu dieser Zeit den europäischen Markt dominierte, durch seine Kanäle. Durch die Liquidationsverpflichtungen der schwedischen Krone ihm gegenüber, für die er mittlerweile eine Armee von 40 000 Mann ausgerüstet hatte, gingen inzwischen große Quantitäten dieses Metalls an ihn. Er engagierte sich nun im folgenden Jahrzehnt auch im weiteren Ausbau der Kupfergewinnung, beim Bau neuer Fabriken, z.B. in Norrköping. Als er schließlich durch die Verschuldung der schwedischen Regierung an ihn und dann durch seine Nobilitierung in Schweden im Jahr 1641 in die

Netherlands. Bd.2. Groningen 1964, 109–132. – Immanuel Wallerstein: Dutch Hegemony in the Seventeenth-Century World-Economy. In: A y m a r d (Hrsg.): Dutch Capitalism 93–146.

¹⁷ Vgl. Hermann Kellenbenz: Europäisches Kupfer, Ende 15. bis Mitte 17. Jahrhundert. Ergebnisse eines Kolloquiums. In: D e r s. (Hrsg.): Schwerpunkte der Kupferproduktion und des Kupferhandels in Europa, 1500–1650. Köln-Wien 1977, 290–355, hier 344 ff. – Vgl. auch K j e l l K u m l i e n : Staat, Kupfererzeugung und Kupferausfuhr in Schweden 1500–1650. In: E b e n d a 241–259, hier 256 ff.

rechtliche Lage dazu versetzt worden war, kaufte er die von ihm gepachteten Eisen- und Kupferminen mitsamt ihrer Umgebung auf, wurde nicht nur einer der bedeutendsten Industriellen, sondern auch einer der größten Grundbesitzer Schwedens.

Er hatte im Zuge des Ausbaus eigener Läden zur Versorgung seiner Arbeiter, die er überall aus Europa zusammengestellt hatte, angefangen, in einem für Schweden bedeutsamen Maße Textilfabriken zu bauen.

Seine Waren transportierte er, zum Teil wenigstens, auf eigenen Schiffen, zu deren Bau er wiederum Werften und Großseilereien sein eigen nannte. Er sorgte für Schulen und für ärztliche Versorgung der Arbeiterfamilien, ließ Ärzte, Lehrer und Geistliche für den Religionsunterricht holen. Selber Calvinist, gestattete er den Lutheranern unter den Arbeitern dennoch die Ausübung ihres eigenen Bekenntnisses¹⁸. De Geer lebte die meiste Zeit in Amsterdam, hielt sich nur zwischendurch für vier Jahre in Schweden auf. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges brachte für de Geer auch den Niedergang seiner Waffengeschäfte. Zu dieser Zeit hatte er allerdings ein märchenhaftes Vermögen angehäuft, seine Kinder über Heiratsallianzen mit anderen Großunternehmern wie Trip und de Besche in der niederländischen und schwedischen Kaufmannsoligarchie¹⁹ vernetzt und hatte zwei Söhne in den Schaltstellen seines Imperiums in Schweden und Amsterdam als seine Nachfolger eingesetzt. Er starb 1652.

Varianten des Calvinismus

Louis de Geer wird immer wieder als ein repräsentativer Typus des calvinistischen Großkaufmanns der Niederlande gesehen. Aber welche Beziehung gehen Unternehmertum und Frömmigkeit in seiner Person ein? Es ist sein Vermächtnis an seine 13 Kinder aus dem Jahre 1646, bekannt als „Ermahnung an seine Kinder“:

Kinder, da ich im Jahre 1619 Gott gebeten habe, er möge Euch alle zusammen, so geboren wie ungeboren und noch in Erwartung seines Segens, mit seinem Geiste regieren, und in seiner Frucht wachsen und groß werden lassen, so habe ich den Armen dafür vouiert, so weit als Gott mein Gebet erhöre, für jedes Kind jährlich zweihundert Gulden zu geben; Gott hat mein Gebet erhört und, ungeachtet unserer manigfachen Sünden und Verbrechen, meine Freude an Euch erweckt und wachsen lassen. Ich habe mein Votum auch prestiert und meine Schuld jährlich abgezahlt, die ich jetzt mit väterlicher Ermahnung vor Euch darlege, damit Ihr Euch immer in Eurer schuldigen Pflicht gegenüber Gott und Euren Nächsten halten sollt, seine Wohltaten zu loben und zu preisen, der Armen stets zu gedenken und Tugend zu üben, und nicht zu denken, daß Eure Mittel durch jene Gaben verringert, im Gegenteil vergrößert und vermehrt werden, wie eine Saat auf fruchtbaren Acker gestreut. Das oben Erzählte hat mich veranlaßt, Leibrenten auf jedes Kind zu kaufen zu einem Betrage von fl. 210 jährlich, mit der Absicht, daß die restlichen fl. 10 für die Armen von Leeuwarden sein sollten, und weil ich die Zinsen mit um so besserem Fug von den Diakonen derselben Stadt fordern lassen konnte, so habe ich sie dieselben genießen lassen und gelegentlich auch mehr hinzugefügt. Ihr könnt nun also selbst über diese Gelder disponieren und zu Gott beten, daß er Eure Herzen so regieren, daß er Euch die Liebe zu den Armen einpflanze, daß Ihr am Jüngsten Tage hören möget die Stimme des Herrn,

¹⁸ Zu welchen Idealisierungen de Geer hier veranlaßt, siehe z. B. bei Edmundson: de Geer 710.

¹⁹ Zu diesen Heiratsstrategien in Amsterdamer Kaufmannsfamilien vgl. auch Kleins Untersuchungen zur Familie Tripp (Anm. 15).

Matth. C. 25, Vers 34 und folgende, wozu Gott Euch alle zusammen mit Euren Sprößlingen seine Gnade erteilen möge, um seines lieben Sohnes Jesu Christi Willen, der mit dem Vater und H. Geiste in Ewigkeit von uns gelobt und gepriesen sei. Amen, Amen. Euer Vater, Louis de Geer²⁰.

Dieses Dokument zeigt nicht nur, daß de Geer ein gottesfürchtiger Mann, ein sorgender Vater mit einem Herzen für die Armen war, es plazierte ihn auch als Finanzmann und Calvinisten in der Sozialstruktur Amsterdams und der Niederlande. Es enthält die Rechtfertigung, mit der er seine moralische Integrität als Bürger und Calvinist zwischen republikanischen Institutionen und den Synoden und Konsistorien der calvinistischen Öffentlichkeitskirche begründete. Denn nicht jeder Bankier und Kaufmann würde sein Seelenheil wahren können²¹. Der Handel mit Geld trug immer noch die Züge der Dame Geld, der Gefahren des Wuchers, des Geizes und der Habsucht. Im 16. Jahrhundert hatten flämische calvinistische Synoden Bankiers noch von dem Abendmahl ausgeschlossen. Im Laufe eines Jahrhunderts waren zwischen Kirche und der Riege des liberalen nordniederländischen Regentes und damit auch der Kaufmanns- und Kapitalelite die Bedingungen ausgehandelt, unter denen Geld und Reichtum gottgefällig sein konnten. Die Nächstenliebe und der Nutzen für das Gemeinwohl waren die Marksteine, an welchen das Handeln jedes Einzelnen, vor allem der Kapitalisten, Monopolisten und Kaufleute, gemessen wurde. Nicht nur, daß Reichtum nur mehr gefährlich gewesen wäre, er war dem Einzelnen von Gott zur Wahrung und auch zur Mehrung gegeben, und das Gewissen war unablässig zu hören, schallte von den Kanzeln der Predicanten und wurde vor weltlichen und kirchlichen Gerichten geschärft. Es kam nicht darauf an, die Gefahren zu meiden, die Reichtum und Handel für das Seelenheil bedeuteten, und sich aufs Land zurückzuziehen, vielmehr waren die holländischen Kaufmanns- und Geldbürger aufgerufen, sich in der Welt zu bewähren, die „entscheidende Voraussetzung des Reichtums als Beweis göttlicher Huld ist somit die religiös-sittliche Haltung des Eigentümers“²², so einer der führenden calvinistischen Predicanten, Godfrey Udemans, dessen Predigten und Texten der Code der Wirtschaftsethik enthalten, der sich im Laufe des 17. Jahrhunderts durchsetzen sollte. Unter Förderung des geistlichen Wohls sollte das materielle Wohl Ziel irdischen Schaffens sein und sich je nach den Bedürfnissen der politischen und wirtschaftlichen Konstellation richten. Im 16. Jahrhundert noch, zur Zeit der Kriege gegen die Spanier, war der Handel mit dem Feind einer der zentralen Angriffspunkte der calvinistischen Synoden gewesen, ebenso Waffenhandel, Monopolbildung, Preisregulation, Grund-

²⁰ Zit. nach Romein: de Geer 191.

²¹ Zur Wirtschaftsethik und zur umstrittenen Relevanz der Weberschen Protestantismusthese für die Niederlande und ihre Kaufleute im 17. Jahrhundert vgl. vor allem Beins: Die Wirtschaftsethik der calvinistischen Kirche der Niederlande 1565–1650. *Nederlandsch archief voor Kerksgeschiedenis* NS 24 (1931) 81–156. – Albert Hyma: Calvinism and Capitalism in the Netherlands 1555–1700. *Journal of Modern History* 10/3 (1938) 321–343. – Jelle C. Riemersma: Religious Factors in Early Dutch Capitalism 1550–1650. The Hague-Paris 1967. – J. H. van Stuijvenberg: 'The' Weber Thesis. An Attempt at Interpretation. *Acta Historiae Neerlandicae* 8 (1975) 50–66.

²² Zit. nach Beins: Wirtschaftsethik 123.

spekulation wurden als unchristlich angeprangert, doch ohne deshalb aus der alltäglichen Praxis zu verschwinden²³.

Eine der wichtigsten Debatten betraf den Zins. Die Calvinisten wetteten nicht gegen den Zins, vielmehr gegen zu hohe Zinsforderungen. Denn, so argumentierte der Predicant Cloppenburgh, das Geld helfe seinem Besitzer, wenn er es zweckentsprechend anlegte, zur Vermehrung seines Wohlstandes, gab er es jedoch zinslos, so handelte er gegen seinen eigenen Vorteil, was ihm vom moralischen Standpunkt aus als töricht, ja unzulässig erschien. Die holländischen Calvinisten forderten jedoch eine Regelung der Zinshöhe, die Rücksicht auf die materielle Lage des Leihenden nahm. Sie standen mit ihren Vorstellungen vom geregelten, aber notwendigen Zins in der Tradition Calvins²⁴. Der niederländische Geldmarkt gab im 17. Jahrhundert wenig Anlaß zu Eingriffen von seiten der Kirche – mit dem Kapitalüberfluß sank der Geldpreis –, um so härter ging sie gegen die Wucherer, die „Lombarden“, vor, die den Armen das Geld abpreßten; sie wurden aus der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, die Teilnahme am Abendmahl wurde ihnen untersagt, den Frommen vom Umgang mit ihnen abgeraten. Die Namen der Wucherer wurden öffentlich bekanntgegeben, auch gegen Einsprüche der weltlichen Behörden²⁵. Der Streit zwischen Kirche und weltlicher Obrigkeit über die Bestrafung des Wuchers zog sich über fast ein Jahrhundert hin.

Gegen Verstöße gegen ihre Soziallehre schritt die Kirche immer wieder mit großer Vehemenz ein. „Wo immer ihre Mitglieder vereinbarte Gegenleistungen vorenthielten, wo sie Arbeitslöhne willkürlich senkten, ihre Gläubiger nachlässig oder gar nicht befriedigten, verhängte sie ihre Strafen. Besonders schritt sie gegen säumige und renitente Zahler sowie gegen Bankrotteure ein. Die Sitzungsberichte der Kirchenräte von Utrecht und Amsterdam sind gefüllt mit darauf bezugnehmenden Eintragungen. Von den 55 Verfehlungen gegen die Geschäftsmoral, die in einem halben Jahrhundert vor dem Amsterdamer Konsistorium zur Sprache kamen, waren mehr als ein Viertel Konkursvergehen.“²⁶

Schon im Streit um den Zins zeigte sich, daß die calvinistische Öffentlichkeitskirche eine massive Präsenz in der Durchsetzung einer spezifischen Wirtschaftsethik hatte, die auch die weltlichen republikanischen Gemeinden verfolgten, auf Falschmünzerei und Kippen stand Todesstrafe ebenso auf der Wertverminderung der Münzen durch Verwendung von Zinn und Blei statt Silber. Die Liste der Kardinalsünden gegen die

²³ E b e n d a. Vgl. Simon Schama: Überfluß und schöner Schein. Zur Kultur der Niederlande im Goldenen Zeitalter. München 1988, 363.

²⁴ B e i n s: Wirtschaftsethik 145ff. – Vgl. Herbert Lüthy: Variationen über ein Thema von Max Weber. In: C. Seyfarth/W. H. Sprandel (Hrsg.): Seminar: Religion und gesellschaftliche Entwicklung. Studien zur Protestantismus – Kapitalismus – These Max Webers. Frankfurt/M. 1973, 99–122, hier 119. – Zur Geschichte von Zins und Wucher Jacques Le Goff: Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter. Stuttgart 1988. – Unter den Theoretikern der Niederlande siehe zum Zins vor allem J. Cloppenburgh: Christelijcke Onderwijsinge van Wocker, Interessen, loop van Renten ende aalereleye winste von Gelt met Gelt. Amsterdam 1637, 1–90.

²⁵ B e i n s: Wirtschaftsethik 139.

²⁶ E b e n d a 150.

Geschäftsmoral hat Udemanns aufgestellt – Unterschlagung, Veruntreuung, betrügerische Verkäufe und betrügerischer Bankrott z.B. gehörten dazu. „In allen denen Fällen handelte die Reformierte Kirche als geistlicher Polizist der Laiengewalt. Doch das festzustellen ist nicht dasselbe wie zu behaupten, sie sei ein Instrument in den Händen des Marktwirtschaftskapitalismus geworden. Denn sowohl die Geistlichkeit als auch die Verwaltung billigten ein System strikter Verordnungen, das der Säuberung der Welt des Geldes von ihren schlimmsten Mißständen dienen sollte.“²⁷

Die Öffentlichkeit der predigenden und disziplinierenden Kirche wurde konterkariert durch die öffentlichen Wohltaten, die die Reichen den Armen erwiesen. Wie de Geer überwies sie nicht nur Geld, sie saßen wie auch er im Vorstand der oft ansehnlichen Armenhäuser und ließen sich in dieser Runde porträtieren²⁸. Lehnte die calvinistische Kirche auch gute Werke als Garant der Heilssicherheit ab, so waren sie doch unabdingbar für ein rechtes Leben im Reichtum.

Hatte Louis de Geer zu Gott eine besonders gute Geschäftsbeziehung oder war er einfach ein so schwerwiegender Sünder, daß er über seinen Tod hinaus die Gaben an die Armen sichern und diese Schuld mit dem Erbe an die Kinder weitergeben mußte? Sicher hatte er gegen mannigfache Verbote verstoßen, aber man muß genauer hinschauen, um zu sehen, wie er Konflikte löste, ohne dabei seine Geschäfte zu schädigen. Er hatte versucht, ein Kupfermonopol aufzubauen, aber in Schweden, und so konnte es mit den daraus fließenden Geldern dem holländischen Gemeinwohl und der Bank von Amsterdam nur nutzen. Er hatte riesige Unternehmungen gestartet und Unsummen ausgeliehen, aber auf mehrfach sicherer Basis, für welche die schwedische Krone nicht mit Versprechungen auf künftige Steuereinnahmen aus Kriegsland, sondern mit ihren reichsten Erzvorkommen stand, und welche schließlich auch durch achtfache Heiratsallianzen mit der Magnatenfamilie Tripp abgesichert war. Natürlich, er hatte mit Waffen gehandelt, aber nicht mit dem Feind, und wenn, dann waren die Geschäfte über Hamburg abgewickelt worden und die Geschäftspartner meistens Protestanten gewesen. Er hatte nach den Vorstellungen der Kirche zu niedrige Löhne gegeben, und die Arbeiter hatten gestreikt, aber er versorgte sie mit Ärzten, Schulen und mit Religionsunterricht. Sein Geld war produktiv, hatte Anteil an der Weltstellung der Bank von Amsterdam und floß in die Institutionen der Wohltätigkeit. Sein Haus an der Keizersgracht war prachtvoll, aber gediegen, nicht palastartig, und sein Lebensstil offensichtlich nicht provokant verschwenderisch wie der des schwerreichen Amsterdamer Kaufmanns Coymans, der 1627 vor den Kirchenrat zitiert wurde – „doer de extraordinaire pracht gepleegt omtrent de bruyloft van den Dochter ... groote Ärgernisse gegeven“ – und zur Bescheidenheit ermahnt werden mußte²⁹.

Auch de Geers unternehmerisches Handeln war dem Auge der calvinistischen Kirchengenossen ausgesetzt – aber dieser schloß mit Gott selbst als Garant für die Sittlichkeit seines Tuns einen Geschäftsvertrag und machte den Zins, den die von Gott behüteten Geschäfte abwarfen, zu ihrem sichtbaren Gradmesser. Der kaufmännisch-

²⁷ Schama: Überfluß 364.

²⁸ Zu Frans Hals' Portraits der Vorsteherinnen des Haarlemer Armenhauses K. H. D. Haley: *The Dutch in the Seventeenth Century*. London 1972, 155.

²⁹ Zit. nach Beins: *Wirtschaftsethik* 128.

buchhalterische Zug, mit welchem Gott, Geld und Moral verknüpft wurden, zeigt de Geers Zinsrechnung in der Ermahnung an seine Kinder und auch eine Legende, die in gewitzter Weise das Bild des frommen Kanonenkönigs in der Öffentlichkeit wiedergibt: „Er habe niemals seine Schiffe versichert, aber immer, wenn sie heil zurückgekommen seien, habe er das Äquivalent der Prämie den Armen gegeben, so daß es für Gott profitabel gewesen sei, auf de Geers Geschäftsinteressen acht zu geben.“³⁰

Wie aber ist es um den Calvinismus des kaiserlichen Hofbankiers bestellt? Stand de Witte nicht schon allein durch seine Arbeit für den Erzfeind der protestantischen Länder im moralischen Abseits jeder calvinistischen Lebensweise? Und hatten nicht im 16. Jahrhundert auch in Flandern, woher seine Familie kam, die Calvinisten den Handel mit dem Feind ethisch verworfen und Bankiers als Wucherer von dem Abendmahl ausgeschlossen? Am Hof des Kaisers Ferdinand andererseits hatte man gegen die finanzielle Macht protestiert, die einem niederländischen Calvinisten, einem Ketzer, in die Hände gelegt worden war. Die böhmische Kammer in Wien forderte de Witte 1627 auf, zum Katholizismus überzutreten³¹. Er weigerte sich, und offensichtlich ließ man ihn in Ruhe, weil man ihn brauchte. Aber was dachte de Witte selbst? Es scheint keine weiteren Zeugnisse als das Faktum seines Calvinismus zu geben. Widersprüchlich muß erscheinen, daß er seinen Sohn katholisch taufen ließ und Wallenstein als sein Pate fungierte.

Anton Ernstberger stellt in seiner Witte-Biographie den Calvinisten neben den Handelsmann, neben den treuen Kaiseranhänger. Er beharrt auf der Bedeutung des Calvinertums für den geschäftlichen Enthusiasmus, dessen Erfüllung nur an diesem Platz an der Seite Wallensteins und des Kaisers gewährt gewesen sei. Hugh Trevor Roper sieht in der Patenschaft Wallensteins und im katholischen Sohn Zeichen, die – in Gegenüberstellung zu de Geers „unbeugsamer calvinistischer Frömmigkeit“ – auf die Schwäche von de Wittes Glaubensbindung verwiesen³². De Witte selbst gibt keine Antwort, aber vielleicht gibt es Spuren, die uns helfen, de Witte als imperialen Bankier und Calvinisten gleichzeitig wahrzunehmen. Ich möchte eine Möglichkeit vorstellen, die ihre Argumente aus dem Umkreis de Wittes am Prager Kaiserhof und aus seiner Herkunft in Antwerpen bezieht. Ich möchte dafür die Voraussetzung machen, daß es, wie neuere Forschungen zunehmend zeigen, *den* Calvinisten des 17. Jahrhunderts nicht gibt, daß de Witte wie de Geer möglicherweise eine seiner Varianten und damit seine Vielschichtigkeit spiegeln, eher, als daß sie für einen Idealtypus stehen oder ihn widerlegen könnten.

Nun zu meiner Spurensuche und These: In Forschungen zum Manierismus am Prager Hof Rudolfs II. und einer Gruppe niederländischer Intellektueller und Künstler dort zu Beginn des 17. Jahrhunderts macht Nicolette Mout³³ die Feststellung, daß

³⁰ Nach Haley: *The Dutch* 156.

³¹ Vgl. Zeeden: Hegemonialkriege und Glaubenskämpfe 250f. zum staatlichen Befehl, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern, und zu den Besitzverschiebungen, die durch darauf folgende Konfiskationen ausgelöst wurden. Dieser Hintergrund beleuchtet das ungewöhnliche Privileg de Wittes.

³² Trevor-Roper: *Religion, Reformation und sozialer Umbruch* 26.

³³ Nicolette Mout: *Political and Religious Ideas of Netherlanders at the Court in Prague*. Acta

– obwohl bekannt sei, daß die zwei Lieblingsmaler Rudolfs II., Bartholomäus Spranger und Hans von Aachen, Calvinisten waren – aus historischen Zeugnissen nichts über eigene Äußerungen zu Religion oder Politik zu erfahren sei, andere Calvinisten dort sich zu politischen Ereignissen nicht äußerten, sich zurückhielten, kaum Partei ergriffen. Es ist wahrscheinlich, daß de Witte mit Spranger Kontakt hatte. Zwei weitere wichtige Figuren in der Umgebung von Witte am Hof waren Aegidius Sadeler, ein Kupferstecher, und Joris Hoefnagel und sein Sohn Jacob Hoefnagel, beide Miniaturmaler. Auch diese drei waren Emigranten oder Nachkommen von Emigranten aus Antwerpen. Jacob Hoefnagel war 1617 de Wittes Hauptbürge, als er sein Bürgerrecht in Prag verliehen bekam, und beide zusammen waren Bürgen für einen anderen protestantischen Emigranten, Jobst van Brüssel. All diese Männer sind Söhne und Enkel einer spezifischen calvinistischen Richtung in den südlichen Niederlanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihre Familien haben sich oder könnten sich bereits im 16. Jahrhundert in Antwerpen berührt haben. Ich möchte mich knapp auf die Beschreibung jener Sekte, des „Huis de Liefde“, beschränken, der sie angehört haben.

Um 1540 wurde das „Huis de Liefde“ von einem Kaufmann in Emden gegründet³⁴. Eine zentrale Figur war Platin, ein Buchdrucker in Antwerpen, zu ihren Anhängern gehörte vor allem ein Teil der Antwerper Kaufmannschaft, reiche Händler, Juweliere, wie Jacob Hoefnagel, Vater und Großvater der Prager Hofmaler Joris und Jacob Hoefnagel, Johannes Sadeler, ein Kupferstecher, der 1577 vor dem rigiden Antwerpener Calvinismus nach Köln floh, später am Prager Hof blieb und dessen Neffe Aegidius Sadeler, ebenfalls Kupferstecher, der 1629 in Prag starb. Vielleicht gehörte aber auch die Familie de Witte zu den reichen Kaufleuten im „Huis de Liefde“ – schließlich blieb Arnold de Witte, der Vetter von Hans, über die Jahre des Dreißigjährigen Krieges Juwelier in Antwerpen und war einer der engsten Partner von Hans de Witte.

Die Gruppe hielt sich vollständig geheim, um Konflikte mit den etablierten Kirchen zu vermeiden. Die Mitglieder des „Huis de Liefde“ verstanden sich als eine erwählte Elite. Die Sekte hatte starke mystische Tendenzen und stand in der Nähe des Täuferturns. Sie wies die sichtbare Kirche als Mittler zwischen Mensch und Gott zurück, vielmehr standen ihre Mitglieder in unmittelbarer mystischer Kommunikation mit Gott. Sie glaubten, daß der Mensch während seines Erdenlebens den Stand sündenfreier Vollkommenheit erreichen könne. Als Erwählte würden sie das nahe Ende der Welt erleben, bis dahin wollten sie in Tugend und mit frohem Gemüt ausharren. Sie lehnten Märtyrerschaft ab und hielten sich mit jeglichem Bekehrungseifer zurück. Sie übten religiöse Toleranz und traten für politische Kompromisse ein. Wenn immer möglich, verhielten sie sich politisch neutral. Im Extremfall bekannten sie sich zu eben derjenigen Religion, die in einer Stadt oder in einem Land von ihnen verlangt wurde, manche konvertierten auch – denn all diese Kirchen würden am Ende der Welt unwichtig werden, wenn offenbar sein würde, daß nicht eine einzelne Kirche die wahre christliche war, sondern alle in einer einzigen himmlischen Harmonie aufgehen würden.

Historiae Neerlandicae 9 (1976) 1–29. Zum folgenden siehe zur Gruppe der Niederländer in Prag Ernstberger: Hans de Witte 21 ff. und Evans: Rudolf II.

³⁴ Mout: Political and Religious Ideas 8 ff. – Zum Prager Calvinistenkreis um das „Huis de Liefde“ soeben auch Müller: Concordia Pragensia.

Eine Verssequenz aus der berühmten „Patientia“ von Joris Hoefnagel, die er noch in Antwerpen, lange vor seiner Prager Zeit, verfaßt hatte, spiegelt die Einstellung des „Huis de Liefde“ zur Revolte der Niederlande und mag auch ein Licht auf eine mögliche Einstellung zum Böhmischem Aufstand werfen:

Der Wirt spricht:

Freunde, bescheidet Euch mit dem, was Gott der Herr uns gegeben hat. Der Wille ist gut und so auch meine Intention, ich habe uns in Fröhlichkeit hier vereint.

Die Gäste:

So ist es gut, geduldig auszuharren, lieber Herr Wirt, auch wenn das Ende nah ist. Wir danken Euch, diese Geduld ist süß, neben anderen ist diese bei weitem die beste³⁵.

Die Niederländer am Hof von Kaiser Maximilian II. und später am Prager Hof Rudolfs II., der berühmteste unter ihnen der aus Antwerpen emigrierte Bibliothekar Hugo Blotius, standen in engem Kontakt zur Gruppe der Antwerpener Spiritualisten um Plantin, den Robert Evans als zentrale Figur dieser spezifischen Variante einer intellektuellen und künstlerischen Calvinistischen Internationale begreift³⁶. Gleichzeitig verhielten sie sich in der Prager Umgebung religiös und politisch bedeckt bis neutral. Rudolf II. hielt Hugo Blotius z. B. für einen Katholiken³⁷.

Nur die Beitragslisten der niederländisch-calvinistischen Prager Fremdenkirche lassen erkennen, daß einige, z. B. Spranger, Sadeler, der junge Jacob Hoefnagel als Kirchenrat und de Wittes Patron Snouckaerd, diese Kirche finanziell unterstützt hatten³⁸. Auch de Wittes Geschäftskorrespondenzen weisen Spuren einer Beteiligung auf – vor allem aber unterstützte er nach dem Tod von Rudolf II. die brotlos gewordenen niederländischen Künstler des Prager Hofes.

De Wittes religiöses Schweigen und seine Zurückhaltung im Böhmischem Aufstand könnten, sehen wir ihn in der Nachkommenschaft des „Huis de Liefde“ und im Gefolge der Gruppe, die aus Antwerpen und aus den südlichen Niederlanden an den Prager Hof ging, besser verstanden werden, sein scheinbarer Opportunismus bekäme einen sinnhaften Zug, stünde in der Tradition einer Sekte, die jedoch zur Zeit seiner Tätigkeit für Wallenstein zum allergrößten Teil aus Prag verschwunden ist³⁹.

De Wittes Weigerung, zum Katholizismus überzutreten, steht als singuläres Faktum im Raum – er verstand sich als Calvinist. Ganz anders als de Geer aber steht er nicht in der öffentlichen, kommunikativen Tradition des holländischen Calvinismus, und damit ist nicht nur sein Seelenheil, sondern auch sein Kaufmannshandeln quasi von der Kommunion ausgeschlossen. Der Ton der Predigten, der das kaufmännische und finanzielle Handeln in Amsterdam begleitete, war viel rigider schon in Antwerpen zu

³⁵ E b e n d a 19 (Übersetzung von R. S.).

³⁶ E v a n s: Rudolf II, 68f. – Zur künstlerischen calvinistischen Internationale vgl. die Einleitung von M e n n a P r e s t w i c h (Hrsg.): International Calvinism 1541–1715. Oxford 1985.

³⁷ M o u t: Political and Religious Ideas 14.

³⁸ Vgl. M. E. H. Nicolette M o u t: Bohemmen en de nederlanden in de zestiende eeuw. Leiden 1975, 128f.

³⁹ E b e n d a 134; auf S. 136 findet sich ein Hinweis, daß es noch im Jahre 1628 einen Brief von Jacob Hoefnagel an Hans de Witte gibt, in dem es um Schuldentilgungen an die calvinistische Fremdenkirche ging. De Witte antwortete aber nicht mehr.

hören gewesen, er mochte noch schwach in de Wittes Ohren klingen, hatte aber in dem spezifischen politischen und ökonomischen Feld der habsburgischen Kriegsführung, in dem er agierte, keine Relevanz. In der Kipper- und Wipperzeit tönte Luthers Stimme, als die lutheranischen Untertanen des sächsischen Kurfürsten, der auf der Seite des Kaisers stand, das falsche Kupfergeld vom Teufel geritten sahen. Das könne kein Katholik oder Lutheraner, nur ein Calviner getan haben, vermuteten sie⁴⁰.

Für den Bankrotteur schließlich hatte es in den Niederlanden, jenseits der harten Strafanandrohung von Kirche und Kommune eine Instanz gegeben, die „Desolate Boedelkamer“, das Amsterdamer Konkursgericht, dessen Aufgabe es war, das Gleichgewicht des außer Kontrolle geratenen Geldes Schritt für Schritt wiederherzustellen und damit auch die Wiederaufnahme des Sünders in die kirchliche Gemeinde einzuleiten⁴¹. Für de Wittes Verlust seiner Kreditwürdigkeit und damit auch seiner calvinistischen Kaufmannsehre hatte es diese Möglichkeit der Wiedergutmachung und Veröhnung nicht gegeben.

Schlußbetrachtung

Jenseits der Biographie von Anton Ernstberger und vielleicht seiner persönlichen Tragik steht der Name de Witte in der Literatur oft als Symbol eines gigantischen Raubzuges, de Geers Name dagegen als Garant holländischen Aufstiegs und der Modernisierung der schwedischen Industrie, die einer neuen Großmacht auf die Beine helfen sollte⁴².

Das calvinistische Seelenheil wie das Kupfer des Dreißigjährigen Krieges sind ein anderes in Amsterdam und in Prag. Hier das wertvolle Erz des Reichtums und des Aufstiegs einer gottgefälligen Republik – dort die wertlose und teuflische Kehrseite der betrügerischen Münzen, Zeichen der Armut und der Korruption. Der niederländische Bankier und Unternehmer handelt als Bürger der Republik, die mit dem Beginn der Herrschaft von Gustav Adolf engere politische und wirtschaftliche Kontakte zu Schweden aufgenommen hatte. Zu dieser Zeit hatte Amsterdam bereits seine zentrale Rolle als europäischer Stapelmarkt gefestigt und mit der Gründung der Wechselbank den Baustein zu seiner zukünftigen Rolle als „Wallstreet des 17. Jahrhunderts“ gelegt. Und seit dem Waffenstillstand mit Spanien von 1609 waren die nördlichen Niederlande faktisch unabhängig, regiert durch seine ständisch regionalen Eliten aus Adel, Großbauern und, als wichtigsten und mächtigsten Faktor, ein reiches Großbürgertum. Getragen wurde die Herrschaft der 2000 Regenten durch starke Selbst- und Mitverwaltungstraditionen, die Versuche der Errichtung eines Fürstenstaates verhindern; und schließlich von einer calvinistischen Öffentlichkeitskirche, die mit dem oligarchischen und genossenschaftlich-föderalen Aufbau der Republik kommunizierte.

⁴⁰ Redlich: Kipper und Wipper 35 f. – Zur Volksstimmung gegen das Münzkonsortium auch Johann Newald: Die lange Münze in Österreich. Ein Beitrag zur österreichischen Finanz- und Münzgeschichte. Numismatische Zeitschrift 13 (1881) 117 ff.

⁴¹ Schama: Überfluß 371 f.

⁴² Vgl. auch den Art. Geer (Lodewijk de), im Nieuw Nederlandisch Biografisch Wordenboek, Red. v. P. C. Molhuysen u. K. H. Kossmann. Tiende Deel-Leiden 1937, Sp. 275 ff. – Klein: Tripp Family 187 bezeichnet de Geer als „father of Swedish industry“.

In der multikonfessionellen und religiös toleranten Gesellschaft war sie eine „zentrale gesellschaftliche Achse, deren Existenz für die Stabilität des Staates und das Wohl der Gemeinschaft unerlässlich war“⁴³.

Der Radikalismus der Calvinisten hatte sich im Kampf um die Unabhängigkeit von der spanisch-habsburgischen Krone und vom Katholizismus als treibende Kraft gezeigt. Die Kirche erwies sich im 17. Jahrhundert als eine produktive Sozialisationsinstanz der kapitalistischen Ethik, indem sie diese unablässig thematisierte.

Die Niederlande, vor allem aber Amsterdam, waren unter diesen Strukturbedingungen reich und finanziell stark geworden, und mit diesen Vorgaben handelten sie im Krieg, ohne selbst Großmarktpolitik zu treiben und die Kosten des daraus folgenden Militarismus tragen zu müssen⁴⁴.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet Aufstieg und Prosperität, die mit dem Westfälischen Frieden, der Unabhängigkeit von Spanien, ihre politische Bestätigung fanden.

Der niederländische Bankier handelte eingebettet in dieses selbstbewußte Gemeinwesen: Nicht Untertan eines Königs, war er in seinen Waffen- und Geldgeschäften abgesegnet und legitimiert durch ein Netz von geschäftlichen Bindungen und Heiratsallianzen und durch die unablässige Rückbindung ins Allgemeinwohl der Republik, die sich immer auch als calvinistische artikulierte.

Das reiche niederländische Bürgertum bekannte sich in der Regel nicht zum strengen orthodoxen Calvinismus, war eher libertär und erasmianisch-humanistisch eingestellt. Die orthodoxen Calvinisten gehörten dem mittleren und unteren Bürgertum an. Dennoch zeigte sich, in welcher Weise die Oligarchie des Großbürgertums und der Regenten über eben die calvinistische Öffentlichkeitskirche in das Gewissen der Republik eingebunden wurden – sie waren sozusagen nach unten verantwortlich und zahlten ihren Zins an die Armen vor den Augen einer aufmerksamen kirchlichen und weltlichen Gemeinde. Und so konnte jedes profitable Geschäft, auch das des Waffenhändlers, letztlich nur Gutes bringen, für das Gemeinwohl der Republik und für das eigene Seelenheil, denn Gott hielt sich an die nun vereinbarten Zinssätze.

Für einen Amsterdamer Bankier war es von Relevanz, daß er fromm war, vor allem aber, daß diese Frömmigkeit sichtbar und anerkannt war. Für die Frömmigkeit eines kaiserlichen Hofbankiers gab es keine Öffentlichkeit, sie hätte ihm eher geschadet. Diese war vielmehr über seine „Kreditwürdigkeit“ und diese wiederum über seine Nähe zum Kaiser und zu Wallenstein konstituiert. Und in dieser Öffentlichkeit konnte er scheitern, da es in ihrer feudalen hierarchischen Struktur nur ein zufälliges Aufsteigen und Überleben eines niederländischen calvinistischen Bankiers geben konnte. Die Gelder, die der Krieg gefressen hatte, konnten nicht zurückgezahlt werden – die Entlohnung der großen Feldherrn zeigt jedoch, wo und wie die Gewinne

⁴³ Heinz Schilling: Die Geschichte der nördlichen Niederlande und die Modernisierungstheorie. *Geschichte und Gesellschaft* 8 (1982) 475–517, hier 511 zur „Öffentlichkeitskirche“. Siehe dazu auch ders.: Religion und Gesellschaft in der calvinistischen Republik der vereinigten Niederlande. In: F. Petri (Hrsg.): *Kirche und gesellschaftlicher Wandel in deutschen und niederländischen Städten der werdenden Neuzeit*. Köln-Wien 1980, XXX.

⁴⁴ Schilling: *Geschichte* 492.

verteilt wurden – an sie ging der zum Teil willkürlich und rechtswidrig enteignete Grundbesitz böhmischer Adliger, „mindestens die Hälfte, maximal drei Viertel vom gesamten Grund und Boden des Königreichs Böhmen haben auf diese Weise den Besitzer gewechselt“⁴⁵. Die Beute des feudalen Kriegszuges fiel an die kleine zukünftige Elite des absolutistischen Regimes.

Die Karriere des Bankiers war an den Aufstieg Wallensteins als Feldherr und Fürst gekettet. Da die Finanzierung des kaiserlichen habsburgischen Krieges nicht über einen geregelten Kapitalmarkt verlief, sondern abhängig war von der Raubfähigkeit und der Skrupellosigkeit seiner Feldherrn, stürzte mit dem Feldherrn auch dessen Bankier.

Es hat sich gezeigt, daß das calvinistische Bekenntnis – Motiv der Auswanderung der Finanziers – vor allem dort lebendig und für den Kaufmann bedeutsam bleibt, wo es als Agens in einer toleranten Gesellschaft mit den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen kommuniziert, wie es in der Republik der Niederlande der Fall war. Auch im Prag Rudolfs II., der nicht ein fanatischer Katholik war wie Ferdinand II., hatte es noch Spielraum gegeben, wie ihn vorreformatorische Städte unter dem Katholizismus gekannt hatten. Es ist der jeweilige – absolutistisch hierarchische oder republikanische – Gesellschaftsaufbau, der mit seinem jeweils unterschiedlichen Verhältnis von Staat und Kirche jenseits individueller Biographien den calvinistischen Bankier und Großkaufmann als Handlungstypus hervorbringt oder untergehen läßt. Und dieser Gesellschaftsaufbau ist es auch, der bestimmt, in welcher Weise dieser Handlungstypus am Krieg gewinnt – von „außen“ als Agent einer „Wallstreet“ und eines Stapelplatzes für Rüstungsmaterial, der von der zerstörerischen Macht des Krieges, den er ausstattet, unberührt bleibt, oder ob er als Diener einer Feudalstruktur dem Gewaltverhältnis, für welches er arbeitet, anheimfallen kann.

⁴⁵ Schormann: Der Dreißigjährige Krieg 99.

BÖHMEN UND DAS REICH IN DER FRÜHEN NEUZEIT

Von Volker Press †

Den folgenden Text hat Volker Press, Professor der Universität Tübingen, wenige Monate vor seinem unerwarteten Tod den Herausgebern mit der Frage zugesandt, ob sie es für lohnend hielten, den Aufsatz auszuarbeiten. Es sei an der Zeit, einen tschechisch-deutschen Dialog über dieses wichtige Thema zu beginnen. Volker Press ließ erkennen, daß er sich künftig mehr als bisher der Geschichte der böhmischen Länder zuwenden wolle, denen er sich durch seine bayerische Herkunft verbunden wußte. Die Herausgeber setzen mit dem unveränderten Abdruck dieses Textes ein Zeichen des ehrenden Gedenkens an Volker Press, der einer der vorzüglichsten Frühneuzeitler unter den deutschen Historikern war. Seinem Anliegen, die tausendjährige Nachbarschaft zwischen Deutschen und Tschechen, die in Europa nach Ursprung und Verlauf nicht leicht ein Beispiel hat, nach allen ihren Deformationen in der Historiographie dieses Jahrhunderts von neuem und gemeinsam zu diskutieren, fühlen sie sich besonders verbunden.

Die Offenheit älterer historischer Situationen gab späteren Jahrhunderten immer wieder Spielräume der Auslegung; Dies geschah in besonderem Maße beim Verhältnis Böhmens zum Reich. Bekannt ist die leidenschaftliche Ablehnung Palackýs einer jeglichen Konstruktion deutscher Ansprüche auf Böhmen aus der von ihm sehr locker gesehenen Verbindung zum Reich. Er begründete eine Tradition der tschechischen Historiographie, der die Beschwörung des Reichsgedankens durch den deutschen Nationalismus gegenüberstand, welche in der Protektorats-Zeit ihren Höhepunkt erreichte. Die lockere, ganz andere Struktur der Verbindungen der altständischen Gesellschaft sollte jedoch vor so einseitigen Feststellungen warnen. Eine Ausklammerung „heikler“ Fragen aus der deutsch-tschechischen Diskussion erscheint ebenfalls abwegig – der Zeitpunkt einer nüchternen Analyse scheint gekommen zu sein.

Ich möchte bei der Behandlung dieses Themas drei Perspektiven miteinander verknüpfen: 1. die rechtliche Frage, 2. die politisch-rechtliche Situation, 3. die politisch-geographischen Bedingungen. Es scheint mir unzweifelhaft, daß das Königreich Böhmen mit seinen Nebenländern Mähren, Schlesien und den Lausitzen in den Reichsverband einbezogen war, allerdings in einem Status, der lockerer war als der der meisten anderen Reichsstände. Seit 950 wurde Böhmen zum Reichslehen; die römisch-deutschen Kaiser und Könige übten beträchtlichen Einfluß aus auf die böhmische Entwicklung, bis hin zur Königserhebung Böhmens; der böhmische König wurde in den Kreis der Kurfürsten einbezogen, und unter Karl IV. und Wenzel (IV.) war es das Königsland, das Herz des Reiches schlechthin – sein modernstes und reichstes Glied, Prag das Zentrum. Die Goldene Bulle hat Böhmen vor anderen Reichsständen privilegiert; der König von Böhmen war Erzschenk, der erste weltliche Kurfürst; der

Reichsverband wurde von Böhmen aus regiert; der Mittelpunktcharakter Prags strahlte so über Böhmen hinaus aus. Die Rolle Böhmens im Reich war von daher begründet. Eine wichtige Verklammerung mit dem Reichsverband bedeutete darüber hinaus das System der böhmischen Lehen, das über die Oberpfalz und Franken weit nach Süddeutschland ausgriff, aber auch nach Sachsen und Thüringen und eine wichtige Einflußschiene der Krone Böhmens war, in gewisser Weise vergleichbar mit der vorderösterreichischen Position der Habsburger, die zur Drehscheibe ihres Einflusses wurde und eine wichtige Voraussetzung ihres Kaisertums bildete.

Auf der anderen Seite aber hatte der große Territorialkomplex Böhmen stets eine ostmitteleuropäische Alternative; das hatte bereits König Przemysl Ottokar II. demonstriert, auch wenn er vielleicht als deutscher Königskandidat galt und sich um das babenbergische Erbe bemühte, wobei er an den Habsburgern scheiterte. Damals entstand die Trinität der – nach Moraw – drei bevorzugt im Reich königsfähigen Dynastien der Luxemburger, Wittelsbacher und Habsburger; ihr Einfluß auf Böhmen wurde zu einer wichtigen Voraussetzung reichspolitischer Wirkung. Die habsburgischen Versuche einer Gewinnung Böhmens mißlingen, dagegen konnten die Luxemburger das Erbe der Przemysliden antreten, konnte Karl IV. nicht nur die alten luxemburgischen Linien ins Herz des Reiches verstärken, sondern auch durch den Erwerb der Mark Brandenburg nach Norden ausgreifen – eine Machtposition, die die Weichen der deutschen Geschichte anders hätte stellen können.

Aber von ihrer böhmischen Bastion aus griff die luxemburgische Politik auch nach Südosteuropa aus, hatte sie die Königreiche Polen und Ungarn im Blick, und es gelang ihr, durch die Königserhebung Sigmunds tatsächlich Ungarn einzubeziehen; die Luxemburger schienen nicht nur im Reich, sondern auch in Südosteuropa zu dominieren. Die Herrschaftskrise Wenzels IV. bewirkte jedoch im Reich seine Absetzung durch die deutschen Kurfürsten und in Böhmen den faktischen Zusammenbruch der Königsmacht, der eng mit der ausgreifenden hussitischen Bewegung zusammenhing. Die Jahre König Wenzels waren eine Katastrophe für die beherrschende Rolle Böhmens im Reich; nicht nur, daß das Königtum wieder nach Westen abwanderte, trotz der kurzfristigen Alternative von Wenzels Vetter Jobst von Mähren – die hussitische Bewegung band auch die Kräfte Böhmens nach innen und löste schließlich das Königreich de facto weitgehend aus dem Gefüge des Reiches, für das es nun nicht zum dominanten Territorium, sondern zu einer drohenden Gefahr wurde. Dies aber bedeutete, daß auch das deutsche Königtum Sigmunds (nach dem Tode Wenzels und Ruprechts von der Pfalz) eine entscheidende Schwächung erfuhr – er mußte das Reich von der ungarischen Peripherie aus regieren, versammelte zuweilen sogar die Großen Deutschlands in Preßburg. Damit tauchte wiederum für den Reichsverband das Problem eines peripheren Königtums auf, wie man es unter den späten Staufern erfahren hatte und wie es dann erneut Kaiser Karl V. praktizieren sollte. Diese Schwächung beruhte darauf, das Böhmen, das eigentlich dazu bestimmt war, die Schlüsselrolle für Sigmunds Herrschaft zu spielen, über weite Strecken unkontrolliert blieb, auch wenn am Ende Sigmund sogar den Friedensschluß der Prager Kompaktaten verzeichnen konnte und er der Hussitenstadt Tabor sogar den kaiserlichen Adler ins Wappen setzte. Der faktische Verlust Böhmens hat auch zur Aufgabe der nordostdeutschen Position der Luxemburger, der auf dem Besitz Böhmens und Schlesiens beruhenden

brandenburgischen Kurwürde geführt – Sigmund überließ das Kurfürstentum schließlich den hohenzollerischen Burggrafen von Nürnberg. So bedeutete die hussitische Bewegung auch einen wichtigen Faktor der deutschen Geschichte durch die Umpolung Böhmens vom Zentrum des Reiches zu einer weitgehenden Reichsferne, die beinahe zur Entthronung der Dynastie geführt hätte. Die Konsequenz zeigt sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die gekennzeichnet war durch eine verstärkte Einbringung der böhmischen Länder in das politische Spiel Ostmitteleuropas. Zwar schien nach dem Aussterben der Luxemburger der auf eine Ehe mit Sigmunds Erbtochter Elisabeth gegründete Anspruch der Habsburger auf deren Erbe erfolgreich zu sein; die weitgehend widerspruchslose Königswahl Albrechts II. im Reich, in Böhmen und in Ungarn 1438/39 schien die alte Position Kaiser Karls IV. wieder aufleben zu lassen, die nun noch nach Osten verstärkt war. Freilich fragt sich, ob das von der hussitischen Bewegung geprägte Böhmen in diesem Herrschaftsverbund eine ebenso zentrale Rolle hätte spielen können wie unter den Luxemburgern, als ob 1438 bereits die Konstellation von 1526 vorweggenommen worden wäre. Dies läßt sich schwer berechnen – gerade die Vorgänge von 1526 lassen an einem raschen Erfolg nach 1438 zweifeln. Wie in den Nachbarländern stand dem neuen König eine selbstbewußte Adelsgesellschaft gegenüber.

Der rasche Tod Albrechts, der als ein erfahrener Landesherr Österreichs berufen worden war, eröffnete den längst angelegten Konflikten freie Bahn. Zwar stellte man im Gegensatz zu Ungarn, das die Kombination mit Polen zu bevorzugen schien, in Böhmen zunächst den Anspruch des Hauses Österreich nicht in Frage; die Nachfolge des nachgeborenen Sohnes Ladislaus IV. „Posthumus“ schien für Böhmen kein Problem. Aber zugleich verlor der minderjährige König die Kontrolle des Hauses Österreich, vollzog sich eine verstärkte Anlehnung der böhmischen Länder an Ostmitteleuropa – und damit eine Distanz zum Reich. Zur professionellen Sonderrolle Böhmens trat gegenüber der Dynastie das verstärkte Gewicht des Adels. Ladislaus gelang es zwar schließlich, die Kronen Ungarns und Böhmens mit dem donauländischen Teil der österreichischen Erblände zu vereinigen – aber die Reichskrone wurde von einem anderen Habsburger, Friedrich III., errungen, der freilich als Herr der innerösterreichischen Lande eine noch peripherere Position besaß als Ladislaus. Überdies war auch er in starkem Maß in die ostmitteleuropäischen Auseinandersetzungen verwickelt, so daß auch Friedrich III. für das Reich ein „ferner Herrscher“ war, so sehr neuerdings die Forschung seine Bedeutung für die Reichspolitik vor allem in der letzten Phase seiner Regierungszeit neu herausgearbeitet hat. Die ostmitteleuropäische Rolle Friedrichs III. sollte dennoch zeitweilig seine Position im Reich in Frage stellen. Der Kaiser hatte zu große Schwierigkeiten, wenigstens die eigene österreichische Stellung zu sichern, mit den Tiroler Habsburgern zurechtzukommen, als daß er auch böhmische Pläne hätte verfolgen können. Vielmehr geriet er nach dem frühen Tode seines Vetters Ladislaus Posthumus in seinem Bestreben zur Behauptung Österreichs verstärkt in den Sog der ostmitteleuropäischen Probleme.

Offensichtlich hatte der Tod des Ladislaus sowohl in den böhmischen Ländern wie auch in Ungarn ein Vakuum hinterlassen, das schließlich in beiden Fällen ein „nationales Königtum“ aus der Mitte des hohen Landesadels hervorgehen ließ. In Böhmen obsiegte Georg von Podiebrad, der als Adelskönig und ehemaliger Hussiten-

anhänger auch in der Lage war, das Vertrauen des Landes zu erwerben. Noch bedeutender wurde der Ungarnkönig Matthias Corvinus, Sohn des Reichsverwesers Johann Hunyadi, der Podiebrad außerhalb Böhmens in dessen Nebenländern Konkurrenz machte und schließlich Mähren, Schlesien und die Lausitzen an sich ziehen und den Böhmen auf sein Kernland beschränken konnte – gleichwohl hatte bezeichnenderweise auch König Georg durchaus Ambitionen auf die Krone des Reiches. Sein früher Tod ließ den böhmischen Adel gegen den starken Ungarnkönig schließlich den jagiellonischen polnischen Prinzen Wladislaw IV. ins Land ziehen, also abermals eine ostmitteleuropäische Option, während Matthias Corvinus eine fortdauernde Bedrohung der Habsburger in Österreich bedeutete. Während Georg noch die Reichsbelehnung einholte, taten dies Wladislaw und sein Sohn Ludwig nicht mehr.

Allerdings gelang den Habsburgern gegen Ende der Regierungszeit Friedrichs III. eine erfolgreiche Rückkehr ins Reich: durch die Königswahl Maximilians I. und durch die Gewinnung der Besitzungen der Tiroler Habsburger, die dem Erzhaus eine Plattform für eine erneuerte Reichspolitik gaben und eine dramatische Phase der deutschen Geschichte eröffneten. In ihr stand Böhmen völlig abseits, eine vom Adel beherrschte Ständemonarchie unter der schwachen Dynastie der Jagiellonen. Die habsburgische Politik aber hatte nach der Wiederherstellung ihrer Position im Reich ihre ostmitteleuropäische Komponente nicht aus den Augen verloren. Als 1491 Matthias Corvinus starb, gab er Mähren, Schlesien und die Lausitzen den böhmischen Jagiellonen frei und entlastete die Habsburger für ihre Reichspolitik; zugleich gelang ihnen nun der Rückgewinn Niederösterreichs, auch wenn sie die rasch wiederaufgenommenen ungarischen Ansprüche nicht gegen die jagiellonische Konkurrenz durchsetzen konnten, wodurch die böhmischen Länder mit Ungarn verbunden worden waren. Zug um Zug aber suchten die Habsburger ihre Ansprüche abzusichern; dies gelang 1515 im sog. Wiener Kongreß durch einen Ausgleich, besiegelt mit der berühmten Doppelhochzeit des jagiellonischen Thronfolgers mit der Erzherzogin Maria und des Erzherzogs Ferdinand, zunächst stellvertretend für Maximilian, mit der Prinzessin Anna von Böhmen und Ungarn. Dies sollte sich als ein erfolgreiches Spiel mit dem Zufall des Todes erweisen und die Wurzeln der österreichisch-böhmisch-ungarischen Kombination legen – zugleich aber wurde dadurch Böhmen wieder an das Reich herangeführt.

So gesehen, hat das Ereignis von 1515 die Epoche einer deutlichen Entfernung Böhmens vom Reich abgeschlossen; allerdings hatte Böhmen wie die Niederlande und die Schweiz im Jahr zuvor die wichtige Phase einer Modernisierung des Reichsverbandes nicht mitgemacht, die man gemeinhin, aber nicht ganz richtig mit „Reichsreform“ umschreibt: Böhmen fiel aus der Kreiseinteilung, aus den Reichsmatrikeln, aus der Jurisdiktion des entstehenden Reichskammergerichts und aus dem sich formierenden Reichstag heraus, obgleich die Kreiseinteilung auch Österreich und die burgundischen Lande erfaßt hatte. Die Züge eines eigenständigen Königtums wurden durch dieses Abseitsstehen deutlicher – es zeigte sich nun, wie der einstige Reichsmittelpunkt Prag unter Karl IV. inzwischen in eine erhebliche Distanz zum Reich geraten war. Aber schon 1519 besuchte der böhmische Wahlgesandte den Wahltag zu Frankfurt und stimmte dabei für den Gegenkandidaten König Ludwigs, den spanischen König und Erzherzog Karl. Böhmen hatte seine Kurstimme wahrgenommen und damit

wieder einen Schritt auf den Reichsverband zu getan. Das überrascht nicht, denn die Königswahl war im Gegensatz zu Kreiseinteilung, Reichsmatrikel, Reichskammergericht und Reichstag ein älteres Element der Geschichte.

Das ungarisch-böhmische Lotteriespiel des Hauses Österreich von 1515 ging ebenso auf wie zuvor das spanische: nach der Katastrophe von Mohács konnte das Haus Österreich bereits 1526 die Früchte seiner Politik ernten. Die Doppelhochzeit von 1515 war ein starkes Argument für die Wahl des habsburgischen Erzherzogs Ferdinand, des Gemahls der ungarisch-böhmischen Anna – der bayerische Gegenkandidat hatte nur eine schwächere Fraktion des südböhmischen Adels, wenngleich unter Führung der mächtigen Rosenberger, hinter sich; eine wittelsbachische Wahl hätte auch trotz der unverkennbaren Schwächen des noch jungen Erzherzogs Ferdinand eine schwere Belastung Bayerns gegenüber den sicher fortbestehenden habsburgischen Ansprüchen bedeutet. Bevor jedoch die Konsequenz der habsburgischen Wahl für die Beziehungen Böhmens zum Reich diskutiert werden sollen, sei kurz anhand der bayerischen Alternative auch auf die geographische Position Böhmens hingewiesen. Bemerkenswert war, daß es 1526 auch noch einmal eine jagiellonisch-polnische Alternative gab.

Außer den habsburgischen Territorien hatten die böhmischen Länder im wesentlichen vier deutsche Nachbarn von Bedeutung: im Norden die Kurfürstentümer Brandenburg und vor allem Sachsen. Sachsen stand in einer besonders engen Beziehung zu Böhmen; böhmische Lehen durchsetzten das sächsische Territorium, auch der Kurfürst selbst war Vasall der Krone Böhmens. Die Wirtschaftsbeziehungen waren eng – in Dresden, Torgau und Wittenberg beobachtete man daher die böhmische Szene stets sehr engagiert. Ohne Frage entstand hier eine wichtige Partnerschaft – allerdings war die Trennung in ein Kurfürstentum und in ein Herzogtum Sachsen 1495 auch eine Reduktion des Einflusses der Wettiner. Die kurbrandenburgischen Interessen zielten vornehmlich auf Schlesien und traten daher für die Gesamtheit der böhmischen Länder zurück – im übrigen lag Kurbrandenburg lange im Windschatten der Wettiner; die dynastische und konfessionelle Spaltung aber hatte letztere als Kandidaten für die böhmische Thronfolge 1526 ausgeschaltet. Anders die Wittelsbacher: Sowohl die bayerische wie die pfälzische Linie (letztere in der Oberpfalz) waren Nachbarn Böhmens. Dabei hatten die Bayern im Landshuter Erbfolgekrieg 1503/5 das Schwergewicht zu ihren Gunsten gegenüber den Pfälzer Kurfürsten verschieben können – so war ihre böhmische Königskandidatur logisch. Sie wäre auch für die Pfälzer interessant gewesen, aber in ihrer bedrängten Situation konnten sie sich keinen Konflikt mit der habsburgischen Kaiserdynastie leisten.

Weit stärker als in Ungarn setzte sich der 1526 gekürte Habsburger Ferdinand in den böhmischen Ländern durch, auch wenn seine spanisch geprägten Herrschervorstellungen in dieser Ständemonarchie nicht zum Tragen kamen. Für die Geschichte des Reiches aber hatte der Erfolg des Hauses Österreich in Böhmen und teilweise in Ungarn mehrfache direkte und indirekte Konsequenzen. Zunächst bedeutete er eine deutliche Schwerpunktverlagerung – ohne Zweifel waren die St.-Wenzels- und die St.-Stephanskronen für das Erzhaus die vornehmsten Würden, nächst der römisch-deutschen Königskrone. Das aber bedeutete, daß man den 1488 von Maximilian I. begonnenen Ausbau der südwestdeutschen Stellung Österreichs, gekrönt 1520 von

dem Erwerb des vom Schwäbischen Bund eroberten Württemberg, hintanstellte – dieser Vorgang entsprach den dynastischen Regeln der Zeit; die folgende Vernachlässigung der schwäbischen Positionen aber mußte auch die habsburgische im Reich schwächen – der Entschluß dazu mag Ferdinand I. umso leichter gefallen sein, als er ja zunächst nicht die römische Königskrone trug. Dies war ein Prozeß, der sich nur langsam vollzog, der aber doch die Konsolidierung der habsburgischen Position im deutschen Südwesten abbremste und schließlich 1534 zum Verlust Württembergs führte; der Schwerpunkt des österreichischen Interesses verlagerte sich damit vom Südwesten des Reiches auf den Südosten Europas – und damit zugleich vom Reich verstärkt auf die Erblande.

Zugleich aber bedeutete die Nachfolge Ferdinands in Böhmen, daß erstmals seit den Tagen der Luxemburger wieder die römisch-deutsche Kaiserdynastie die St.-Wenzels-Krone trug, belastet mit zahlreichen Problemen, aber doch dadurch in seiner Position dem Reich gegenüber entscheidend gestärkt. Allerdings war der neue böhmische König Ferdinand I. im Reich nur der Juniorpartner seines Bruders Karl V., erst spät – 1531 – durch eine römische Königswahl als echter Mitspieler legitimiert. Er fand jedoch zunehmend sein eigenes Profil. Er hat dies auch begriffen, denn er praktizierte noch ein stark ambulantes Königtum und war in Prag immer wieder präsent. Dies aber bedeutete für seine Reichspolitik, daß er nicht mehr nur den Südwesten, sondern nun auch den Nordosten des Reiches – und die alte luxemburgische Perspektive – zunehmend in den Blick bekam. Die zentrale Rolle Kursachsens in der ferdinandischen Reichspolitik ist ohne die böhmische Position des Habsburgers nicht denkbar, genausowenig wie Ferdinands Aufstieg zu einer sich immer stärker abzeichnenden personellen Alternative zu Kaiser V. Es wäre interessant, einmal das Reich des 16. Jahrhunderts nach den konkurrierenden Einflußfeldern Karls und Ferdinands abzugrenzen. Ohne Frage aber hat die böhmische Position den jüngeren der Habsburger dem Reichsverband nähergebracht – ohne sie wäre vor allem das Zusammenspiel Ferdinands mit den deutschen Fürsten nicht denkbar gewesen, das am Ende zum Rückzug der spanischen und zur Nachfolge der deutschen Habsburger im Reich geführt hat. Zugleich aber verkörperte in Böhmen der König das Prinzip einer ausschließlichen Katholizität, auch wenn Ferdinand seinen Neigungen nicht nachgeben konnte und entgegen dem auch in Böhmen formal rechtsgültigen Augsburger Religionsfrieden religiöse Konzessionen machen mußte; hierin spiegelte sich die unmittelbare Stellung der erbländischen, insbesondere der böhmischen Stände gegenüber dem Herrscher, die sich sozusagen parallel zu den Reichsständen sahen. Die Niederlage der Schmalkaldener im Reich 1547 entzog auch einem böhmischen Aufstand gegen die Königsherrschaft der Habsburger seine Grundlagen. Am Ende stieg Ferdinand I. zur Kaiserwürde auf; die böhmische Position des Reichsoberhauptes aber verstärkte das Zusammenwachsen des Reichsverbands im 16. Jahrhundert, das Näherrücken des traditionell kaiserfernen Nordens an die weit im Südosten angesiedelte Herrscherdynastie.

Böhmen wurde jedoch trotz formal weiterbestehender Selbständigkeit (keine Real-, sondern eine Personalunion) faktisch gleichsam zu einem Annex Österreichs, denn Wien behielt seinen Vorrang vor Prag, und damit zu einem Sprungbrett ins Reich, das dem südwestdeutschen der Habsburger gleichkam und dieses vielleicht noch

übertraf. Maximilian II., wiewohl in der Konfessionsfrage schwankender, setzte die Politik Ferdinands fort; auch er residierte gern in Prag. Die Tage der Luxemburger schienen jedoch wiederzukehren, als Rudolf II. zunehmend die Rückkehr nach Prag in Angriff nahm. Als er sie schließlich vollzog, wurde sehr deutlich konstatiert, daß der Kaiser dem Reich nähergerückt war. Sein Prager Hof hatte eine erhebliche Attraktivität für die deutschen Fürsten, auch für die lutherischen, sogar für calvinistische; von Prag aus konnte das Reichsoberhaupt besser als von Wien aus die Entwicklungen in seinem Reichsgebiet überblicken; noch einmal gewann die Reichsherrschaft unter ihm eine eigenständige Bedeutung neben der erbländischen. Aber es war nicht der geschlossene Landesstaat Böhmens und seiner Nebenländer, auf den sich einst Karl IV. gestützt hatte, sondern ein von einem starken Adel bestimmter, konfessionell gespaltenen Ständestaat. Der depressive Rudolf II. war trotz bemerkenswerter Kenntnisse im Funktionieren des Reichsverbandes nicht der Mann, um regulierend einzugreifen – wiewohl selbst entschieden katholisch, trieb er eine schwankende Politik und wurde doch im Zeichen der konfessionellen Polarisierung selbst zur Religionspartei. Zunehmende Schärfen und wachsende Spannungen brachten die verspätet einsetzende katholische Konfessionalisierung der österreichischen und böhmischen Erblande. Das Potential sammelte sich an, das schließlich sowohl die Erblande wie auch das Reich in eine schwere Krise stürzen sollte – sehr schnell zeigte sich, wie wichtig die Klammer Böhmen zwischen beiden war.

Daß Kaiser Matthias die Residenz wieder von Prag nach Wien verlegte, machte klar, daß dies auch eine Option für die Erblande und gegen das Reich war. Der Reichsvizekanzler des Matthias, der Schwabe Johann Ludwig von Ulm, sah deutlich die Gefahr, daß der Reichsverband den Habsburgern durch ihr Fernerrücken, also durch den Umzug von Prag nach Wien, entgleiten konnte. Die Nachfolge Matthias' hatte sich im Bruderkwitz des Hauses Österreich vollzogen, in einer dynastischen Krise, die die Position des Erzhauses schwächte und die Macht der erbländischen Stände stützte. Dabei hatten die Stände Böhmens und Schlesiens im Gegensatz zu jenen Mährens, Österreichs und Ungarns an Kaiser Rudolf II. festgehalten und lange gegen Matthias optiert. Erst kurz vor Rudolfs Tod konnte Matthias 1611 die Nachfolge in Böhmen und Schlesien antreten – nach einer Thronvakanz und einem Reichsvikariat schließlich auch 1612 im Reich, eine Entwicklung, die für die böhmische Position eine entscheidende Bedeutung hatte. Aber die Doppelkrise im Reich und in den böhmischen Ländern hörte nicht auf. Versuche des Kardinals Klesl, des Hauptberaters von Matthias, das Reich ruhigzustellen und Stabilisierung und Konfessionalisierung der Erblande durchzusetzen, scheiterten, nicht zuletzt am mangelnden Vertrauen in den gerissenen Prälaten.

Eine erneute Verschärfung trat ein, als sich die Erzherzöge endgültig auf die Thronfolge des steierischen Landesherrn Ferdinand in den Erblanden und im Reich einigten, eines entschiedenem Verfechters der Gegenreformation und des aufkommenden Absolutismus, der Verkörperung einer katholischen Konfessionalisierung; zwar akzeptierte man ihn 1617 in Böhmen, aber schnell kam es zu einer dramatischen Abfolge konfessioneller Krisen, die das Reich mit den Erblanden verband – die Schlüsselrolle Böhmens für den Reichsverband wurde durch den ausbrechenden Dreißigjährigen Krieg ebenso deutlich wie in seinem Verlauf. Die böhmische Stände-

revolte gegen das habsburgische Konzept von Konfessionalisierung und Territorialisierung war schlecht vorbereitet und brach bald zusammen – aber sie setzte das Reich in Brand, in einen Brand, der dreißig Jahre lang nicht mehr zu löschen war.

Schon länger hatte die protestantische Opposition im Reich einen Blick auf jene in den Erblanden geworfen. Die böhmische Revolte – sicher begünstigt durch den Abzug des Hofes nach dem Tode Rudolfs II. – aber bot der protestantischen Aktionspartei im Reich die Möglichkeit zum Eingreifen. Bezeichnenderweise waren dabei erneut die Nachbarn von größter Bedeutung: Die evangelischen Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen rangierten an erster Stelle unter den Thronkandidaten der Stände, natürlich nicht der entschieden katholische Herzog von Bayern. Die weiteren, entfernten Kandidaturen waren chancenlos. Kursachsen aber hielt sich zurück und trat sogar schließlich auf die Seite des Hauses Österreich; neben lutherischer Reichstreue und Furcht vor einem ernestinischen Revisionismus praktizierten die Albertiner zum Hause Österreich und zum Reichsoberhaupt die traditionelle loyale Politik. Sie spiegelte die Furcht vor den Gefahren eines Felonieprozesses ebenso wie die Rücksicht auf die vielfältigen wirtschaftlichen Bindungen Sachsens nach Böhmen. Dieses Risiko ging jedoch die aktivistische reformierte Kurpfalz voll ein, obgleich ein Drittel der Oberpfalz aus böhmischen Lehen bestand. Zugleich aber isolierte sich die Kurpfalz; das Bündnis eines Reichsfürsten mit rebellierenden Ständen war auch den entschiedeneren evangelischen Reichsfürsten zumeist suspekt; andererseits hatte in den böhmischen Ländern die Ständerevolte nur eine begrenzte Durchschlagskraft, obgleich sie auch von Böhmen aus auch nach Mähren und Schlesien und auch in die österreichischen Erblande ausgriff.

Der katholische Herzog von Bayern jedoch hatte schnell die Schlüsselrolle der böhmischen Stellung begriffen und unterstützte den habsburgischen Vetter nachhaltig, wenn auch nicht ohne Eigennutz. Auch Kursachsen stellte sich relativ bald auf die Seite der Habsburger. So wie Bayern sein Auge auf die Oberpfalz richtete, gelang es Kursachsen, sich für seine Hilfeleistungen die Lausitzen verschreiben zu lassen. So blieb der Pfälzer weitgehend isoliert – das böhmische Unternehmen wurde von der Oberpfalz aus gestartet, freilich in einer weitgehend feindlichen Nachbarschaft. Von entscheidender Bedeutung aber war, daß die Kurpfälzer Königswürde zu Prag keinen Rückhalt im Reich fand. Der gerade von der Ständeopposition abgesetzte Habsburger Ferdinand II. wurde am 26. August 1619 von den Kurfürsten zum Kaiser gewählt, nachdem zuvor der Kurfürstenrat Ferdinand als den rechtmäßigen Herrscher Böhmens anerkannt hatte. Auch der Pfälzer Gesandte gab schließlich seine Stimme für den Habsburger ab. Hier zeigte sich sehr deutlich, welche entscheidende Voraussetzung reichsrechtliche Legitimität für die Behauptung Böhmens seitens des Hauses Österreich spielte. Das Pfälzer Königtum in Prag brach schnell zusammen, und der Heidelberger Kurfürst mußte es mit dem Verlust der Kurwürde und der Oberpfalz an Bayern bezahlen. Die bayerischen Wittelsbacher wurden damit zugleich zum alleinigen westlichen Nachbarn Böhmens. Das Haus Brandenburg büßte seine schlesische Position ein. Hier zeigte sich aber zugleich, daß auch das Haus Österreich seinen Preis zu zahlen hatte, das nicht nur auf eine Revindikation der böhmischen Lehen in der Oberpfalz verzichten mußte; auch wurde die Verpfändung der Lausitzen an Kursachsen ein dauernder Verlust. Diese Entwicklung bedeutet wieder ein verstärktes Weg-

rücken Böhmens vom Reich – der Norden Deutschlands gewann wieder zunehmend Distanz zum Hause Österreich.

Aber auch der Triumph der Habsburger, der Sieg einer verstärkten Monarchie, hatte Konsequenzen. Böhmen war im Zeichen von territorialer und konfessioneller Durchdringung für sie sicherer geworden – der Hof sollte nicht mehr nach Prag zurückkehren. Die nunmehr entschieden katholische hohe Aristokratie hatte sich von einstigen Rebellen zum Eckpfeiler der habsburgischen Macht gewandelt. Am Wiener Hof entstand eine enge Verknüpfung des böhmischen mit dem ebenfalls domestizierten österreichischen Hochadel – der jedoch in dieser Kombination die erste Geige spielte, logische Konsequenz der verstärkten Priorität Wiens. Die großen Konfiskationen von Adelsgut nach der Niederschlagung des Aufstandes brachten in die böhmische Aristokratie eine beträchtliche Mobilität; sie zog auch den Adel aus dem Reich an, der sich in Böhmen niederließ – teils ältere Traditionen fortsetzend, teils neue begründend, wie die Schwarzenbergs, Fürstenbergs, Salms, Sachsen-Lauenburgs, Stadions, Metternichs, Rothenthans u. a. Sie entstammten allesamt der österreichischen Klientel im Reich. Doch sie schlugen ebensowenig eine direkte Brücke von Böhmen zum Reich, wie böhmisch-mährische Magnatenfamilien, die prestigeträchtige Reichsterritorien erwarben, wie die Liechtensteins und die Lobkowitz'. Zentrum war für sie Wien, in dessen Schatten Böhmen zunehmend als reichspolitischer Faktor trat; gleichwohl blieb es ein wichtiger Stützpfeiler der habsburgischen Stellung in den Erblanden, aber auch gegenüber dem Reich; ein Bündnis opponierender Reichsstände mit opponierenden Landständen gab es nicht mehr.

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war gekennzeichnet durch die fortschreitende territoriale Durchdringung und die Durchsetzung des Katholizismus – außer in Schlesien. Mit der Konsolidierung ihres erbländischen Besitzes aber konnten die Habsburger wieder an den Ausbau der kaiserlichen Stellung im Reich gehen – hier war erneut die böhmische Position von höchster Bedeutung. Sie hielt Kursachsen bei der Stange, das seit 1648 zunehmend hinter Brandenburg-Preußen zurückfiel. Aber die böhmische Position Österreichs half auch, den Druck des übermächtigen Nachbarn auf Bayern zu verstärken. Als Kurfürst Max Emanuel von Bayern im Spanischen Erbfolgekrieg nach einigem Hin und Her auf die Seite Frankreichs trat, war Böhmen eine für ihn unangreifbare Bastion – der bayerische Hauptstoß richtete sich gegen Tirol, nicht gegen Böhmen, aber mühelos konnten die Österreicher von dort aus 1704 die Oberpfalz besetzen. Mit der Oberpfälzer Restitution des nunmehr katholischen und dem Erzhaus sehr eng verbundenen Hauses Neuburg, das seit 1685 die Kurwürde der Pfalz innehatte, schien sich eine neue Konstellation abzuzeichnen. Durch die Übertragung der Landgrafschaft Leuchtenberg an den Fürsten Maximilian von Löwenstein-Rosenberg-Rochefort wurde ein neues benachbartes Klientel-Fürstentum geschaffen: also insgesamt eine starke Reduktion der Position Bayerns in der böhmischen Nachbarschaft. Aber all das blieb Episode, denn Kurfürst Max Emanuel mußte seine kriegerischen Aktivitäten nicht auf Dauer mit dem Verlust seiner Herrschaft bezahlen; Bayern blieb nach seiner Restitution der einzige westliche Nachbar Böhmens.

Andererseits war es Kaiser Josef I. im Spanischen Erbfolgekrieg gelungen, die böhmische Position in der Reichsverfassung zu verstärken, die seit 1500 weiter ab-

gebröckelt war. Dies hing allerdings auch mit der Kaiser- und Königsstellung der Habsburger zusammen. Sie entzogen sich, wie auch in Österreich, den Reichssteuern – 1612 und 1619 wurde sogar das Kaiserwahlrecht Böhmens nicht ausgeübt: die Könige Matthias und Ferdinand II. waren allerdings auch Kandidaten, der letztere ein umstrittener; danach wurde das Wahlrecht wieder wahrgenommen – der Dreißigjährige Krieg hatte die habsburgische Stellung stabilisiert. Joseph I. gelang 1708 im Zusammenhang mit der Erhebung Hannovers zur neunten Kurwürde die Readmission Böhmens zum Kurkolleg. Damit wurde dessen Rückzug aus dem Reich im Spätmittelalter teilweise korrigiert. Bezahlen mußte er dies allerdings mit der grundsätzlichen Verpflichtung, daß Böhmen Reichssteuern entrichtete. Das Haus Österreich hatte über Böhmen seither Sitz und Stimme unter den Kurfürsten. Allerdings war dies eine Entscheidung, die vor allem der Stellung Habsburgs zugute kam, mehr als dem Stimmgeber Böhmen – die böhmische Kurstimme bot nun die formale Plattform für den neuen habsburgischen Einfluß im Kurfürstenrat; viel weniger wurde dadurch Böhmens spezielle Position unterstrichen. Die römisch-deutsche Kaiser- bzw. Königswürde des Böhmenkönigs hatte allerdings auch seine Integration in den Reichstag behindert, da er auch nach mittelalterlicher Vorstellung schlecht sich selbst gegenüberstehen konnte. Der Schritt Josephs I. spiegelte somit ein Stück Versachlichungsprozeß.

Sehr schnell allerdings rückten die böhmischen Länder wieder in den Mittelpunkt des Geschehens, als sich 1740 die österreichische Erbfolgefrage stellte. Sie gerieten gleich mehrfach unter Druck. Es gab die Erbansprüche der Schwiegersöhne Kaiser Josephs I., also der Kurfürsten von Sachsen und Bayern, ersterer zugleich König von Polen; dramatischer aber wirkte der Angriff Friedrichs II. des Großen von Preußen, der sich gegen das habsburgische Schlesien richtete, Ansprüche aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg aufgreifend; bezeichnenderweise blieb jedoch am Ende gerade das einst hohenzollerische Herzogtum Jägerndorf bei Österreich, während Friedrich auf Dauer in drei Kriegen das reiche Schlesien behaupten konnte.

Machtpolitisch war der preußische Zugriff auf Dauer der gefährlichste. Formal aber erschien der Anspruch der Wittelsbacher noch dramatischer, denn er zielte sowohl auf die Kaiserwürde wie auch auf die böhmische Königskrone. Die Münchener Politiker haben ihren engen Zusammenhang sogleich begriffen, vielleicht auch aus den Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges. So brach man die französisch-bayerische Offensive 1741 kurz vor Wien ab. Anstatt ins Zentrum der gegnerischen Macht vorzustoßen und die Eroberung Wiens zu versuchen, wofür die strategischen Gesichtspunkte gesprochen hatten, setzte Kurfürst Albrecht von Bayern auf Prag. Dafür plädierte auch sein übermächtiger Partner Frankreich in Gestalt des Marschalls Herzog von Belle-Isle, der sich eine Schiedsrichterrolle Frankreichs zwischen einem vergrößerten Bayern und einem reduzierten Restösterreich vorstellte. Aber auch Karl Albrecht wollte die böhmische Krone, in der er mehr als in dem österreichischen Erzherzogshut seine und des künftigen Kaisertums Machtbasis sah – Prag, nicht Wien, schien das Sprungbrett zur wittelsbachischen Kaiserwürde zu sein. Dabei war Karl Albrecht zunächst auch erfolgreich. Er zog als Sieger in Prag ein, ließ sich huldigen und zum böhmischen König krönen. Scheinbar glücklicher als seinerzeit der Winterkönig, vermochte er es auch, die böhmische Kurstimme in den habsburgischen Händen zu paralysieren. Freilich zeigte sich recht bald die Fragilität des wittelsbachischen Königturns in Böhmen, denn

schon 1743 mußte sich Karl Albrecht aus Prag zurückziehen, und Maria Theresia ging in der Folge mit Härte gegen die bayerischen Parteigänger unter Adel und Bürgertum Böhmens vor; darin mag sich nicht nur eine veränderte Haltung der Monarchin, sondern auch die Einsicht in jene Gefahr gespiegelt haben, die ein Abfall Böhmens heraufbeschwor. 1745 gewann das Erzhaus auch endgültig böhmische Königswürde, böhmische Kurstimme und Kaiserkrone zurück.

Die böhmischen Länder aber waren während des Österreichischen Erbfolgekrieges nicht nur Ziel bayerischer Wünsche gewesen; hinzu kamen auch noch die sächsischen Ansprüche, die immer wieder vor allem um Mähren kreisten, aber auch gelegentlich Böhmen im Visier hatten. Die habsburgische Restitution von 1745 schnitt die bayerischen und sächsischen Ansprüche ab, während Preußen den Großteil Schlesiens behaupten konnte. Dies bedeutete eine erneute Abdrängung der Habsburgermonarchie von den kaiserfernen Zonen des Nordens – nach dem Verlust der Lausitzen eine zweite Reduktion der böhmischen Ländergruppe, die die Verklammerung mit dem Reichsverband weiter löste und sie sogar enger an Österreich anschloß. Hingewiesen sei darauf, daß damit auch ein zweites Mal das deutsche Element der zweisprachigen Ländergruppe reduziert wurde.

Sehr klar war längst, daß Böhmen in die Formation der Habsburgermonarchie einbezogen war als einer jener Teile, die zugleich Glieder des Reiches waren. Zugleich aber hatte Böhmen jenen Vorteil, den stets die Erblande des Kaisers selbst auszeichneten – Lösung aus den Verpflichtungen gegenüber dem Reich, Betonung der Sonderstellung. Dabei konnten die Habsburger an die Kontinuität der böhmischen Distanzierung vom Reich im 15. Jahrhundert anknüpfen. Die Gliedschaft im Reichsverband stand außer Frage – eine „Einkreisung“ erfolgte jedoch ebensowenig, wie eine politische eigene Rolle entstand. Die Residenzverlegung nach Wien hatte außenpolitisch alle Kompetenzen dorthin verlagert; die Beziehungsstränge aus dem Reich wiesen an den Kaiserhof. Vor allem Südmähren war zu dessen Vorhof geworden, aber auch Böhmen selbst wurde immer stärker dort angebunden.

Noch einmal schien sich die Situation zu verändern, als Joseph II. 1778 nach dem Aussterben der bayerischen Wittelsbacher nach deren Erbe griff, Pläne, die er bis zu seinem Ende mit großer Beharrlichkeit verfolgte. Der Erwerb der Oberpfalz hätte in der Tat die böhmische Stellung zum Reich wieder enger gemacht – doch dazu kam es nicht. Kursachsen war von einem mächtigen Partner zu einem bloßen Pufferstaat geworden. So sehr stellte Böhmen einen integrierenden Teil der Monarchie dar, daß es sich, als der gesamte Reichsverband in seine tödliche Krise geriet, als Eckpfeiler der österreichischen Position sah: es war unbestritten Teil des Habsburgerstaates, eine Zugehörigkeit, die wichtiger war als jene zum Reich. Aber als 1804 im Vorgriff auf das drohende Ende des habsburgischen Kaisertums im Reich ein österreichisches Kaisertum diskutiert und dann proklamiert wurde, dachte man nur an die Radizierung des Titels auf Ungarn und Galizien, nicht auf Böhmen, obgleich die St.-Wenzels-Krone nächst der Stephans-Krone die vornehmste Würde des habsburgischen Herrschers war, der böhmische Königstitel mehr darstellte als der österreichische Erzherzogtitel. Aber Böhmen galt neben seiner Stellung in der Habsburgermonarchie immer noch als ein Teil des Reiches, auf den man nicht den Souveränitätstitel eines Kaisers radizieren konnte. Da war den Wiener Staatsmännern der für das Haus namengebende

Herrschertitel „Österreich“ gewichtiger als Böhmen, das nur ein Teil, wenn auch der vornehmste, der im Reich gelegenen Erblande war.

Die Reichszugehörigkeit Böhmens war ethnisch unproblematisch gewesen, trotz der Zweisprachigkeit (bei einem Übergewicht des Tschechischen) der böhmischen Länder, denn das Alte Reich war ein übernationaler Verband, auch wenn gelegentlich die deutsche Publizistik nationale Züge betonte. Daneben traten seit dem 18. Jahrhundert zunehmend Ansätze, ein nationales Denken am Reichsverband festzumachen. Dies scheint die böhmischen Länder noch nicht maßgeblich betroffen zu haben; deren tonangebende Aristokratie war längst weit mehr auf die Habsburgermonarchie als auf den Reichsverband ausgerichtet. Sie war ja auch zusammen mit dem österreichischen Hochadel die vornehmste Trägerin des vom Wiener Hof ausgehenden Gesamtstaatsbewußtseins.

Daß der Niedergang des Reichsverbandes in Deutschland dort das nationale Empfinden stimulierte, warf seine Wellen schon stärker nach Prag. Dessen Rolle für das „deutsche Erwachen“ im Gefolge Österreichs unter dem Grafen Johann Philipp von Stadion 1808 ist nicht zu unterschätzen. Weit wichtiger war es natürlich für die tschechische Nationalbewegung. Aber noch standen österreichische Monarchie, böhmischer Landespatritismus, Reichspatritismus (dieser wohl in den böhmischen Ländern in geringem Ausmaße) und nationales Empfinden der Tschechen und der Deutschen relativ unverbunden nebeneinander. Als Metternich nach der Selbstbehauptung der Monarchie und dem Zusammenbruch des napoleonischen Imperiums die Stellung Österreichs in Deutschland noch einmal zu befestigen gedachte, tat er dies mit der Konstruktion eines Deutschen Bundes, in den auch die einst zum Reich gehörigen Teile der Monarchie eingebracht wurden, also auch Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien. Gerade damit aber wurde der Keim dazu gelegt, daß sich deutsches und tschechisches Nationalgefühl gegeneinander wandten. Der Inanspruchnahme einer zunehmend romantisch, d. h. anachronistisch umgedeuteten Reichstradition durch den erwachenden deutschen Nationalismus folgte die Ablehnung durch die Tschechen. Palacký hat dem beredt Ausdruck gegeben und damit die tschechische Position am Anfang einer lange andauernden Auseinandersetzung betont. Doch die nationalistische Ausdeutung der Reichstradition im 19. und 20. Jahrhundert einerseits und die nüchterne Analyse des Reichsverbandes sind zweierlei Dinge; man muß sie zusammen sehen und muß sie doch trennen – die Zugehörigkeit der böhmischen Länder zum Alten Reich war eine verfassungsrechtliche Klammer, die mit unterschiedlicher Intensität eine wichtige Nachbarschaft mitbestimmt hat.

DIE BADENISCHEN SPRACHENVERORDNUNGEN
FÜR MÄHREN:
EIN EUROPÄISCHES GEDANKENSPIEL*

Von Hannelore Burger

„Europa ist nichts anderes als eine große, aus mehreren kleinen zusammengesetzte Nation.“ Das behauptete im Jahr 1724 niemand geringerer als Charles de Montesquieu. Trotz aller Verschiedenheit von Geographie, Staatsverfassungen und Mentalitäten vermochte Montesquieu in den europäischen Ländern nichts anderes als „Glieder einer einzigen großen Republik“ zu erblicken¹. Doch erst heute, mehr als zweieinhalb Jahrhunderte später, steht diese „einzige große europäische Republik“ auf der politischen Tagesordnung. Mit dem Inkrafttreten des Maastricht-Vertrages am 1. November 1993 ist der Prozeß der europäischen Integration in eine neue Phase eingetreten. Der Weg ist nun offen zur Schaffung einer – wie es im Vertragstext heißt – „immer engeren Union der Völker Europas“, zu einem gemeinsamen föderativen Bundesstaat aller der Europäischen Gemeinschaft angehörenden Länder².

Kaum jedoch sind die Weichen in Richtung eines transnationalen europäischen Staates – mit gemeinsamem Binnenmarkt, gemeinsamer Währung, gemeinsamer Außenpolitik und einer gemeinsamen Staatsangehörigkeit (Unionsbürgerschaft) – gestellt, wird er auch wieder in Frage gestellt. Mit der Renaissance des Nationalismus in Osteuropa scheint – auch für einen Teil der Westeuropäer – allein der Nationalstaat wieder Garant einer zivilen Gesellschaft, Garant von Bürgerrechten, Garant einer funktionierenden parlamentarischen Demokratie zu sein³. Ein transnationales Europa, wie es im „Vertrag über die europäische Union“ konzipiert wurde, ist für viele heute gleichbedeutend mit dem Versuch der Durchsetzung von *fremdem Recht, fremden Richtern, fremden Beamten, fremden Sprachen*.

Verfassungsexperten gehen heute sogar so weit, im Inkrafttreten des Maastricht-Vertrages und der damit verbundenen Umwandlung der EU in eine „staatsähnliche Gemeinschaft“ – in Anlehnung an Carl Schmitt – von einer „Verfassungsvernichtung durch Austausch der verfassungsgebenden Gewalt“ zu sprechen⁴. Dabei liegen aus

* Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag der Verfasserin für das Brünner Symposium „Grenze und Nachbarschaft: Wendepunkte und Wiederkehren“ vom 6. bis 7. November 1993 zugrunde.

¹ Montesquieu, Charles de: Betrachtungen über die Universalmonarchie in Europa. Leipzig o. J., 41.

² Vertrag über die Europäische Union vom 7. Februar 1992, Luxemburg 1992, 4.

³ Mayer, Tilman: Nationale oder supranationale Identität. Europäische Rundschau 21 (1993) 1, 71–82, hier 74.

⁴ di Fabio, Udo: Der neue Artikel 23 des Grundgesetzes. Der Staat 32 (1993) 2, 191–218, hier 205.

verfassungsrechtlicher Sicht die Hauptprobleme der europäischen Integration nicht im Bereich der Wirtschafts- und Währungsunion, sondern im Bereich mangelnder demokratischer Institutionen. So wird etwa geltend gemacht, daß das Europaparlament in Straßburg nur dann zur Formulierung einer *volonté générale* befugt wäre, wenn es auch tatsächlich Repräsentationsorgan des europäischen Volkes wäre (was gegenwärtig nicht der Fall ist), oder auch, daß ein wesentliches Moment der Demokratie, die *öffentliche Meinung*, nur auf nationaler Ebene herstellbar sei⁵.

Die europäische Staatswerdung scheint also am Mangel eines entsprechenden Staatsvolkes, am Mangel einer europäischen Nation zu scheitern. Eine Nation – so wird unterstellt – könne Europa niemals werden, weil es viele Sprachen spricht⁶. Übersehen wird dabei, daß es auf europäischem Boden bereits ein Staatswesen gegeben hat, welches ebenso vielsprachig war wie heute die Europäische Union; ich meine: Österreich-Ungarn in seiner Gestalt von 1867–1918.

Keines der großen Empires, stellt Rogers Brubaker in einer vergleichenden Studie fest, ging brutaler, plötzlicher und endgültiger zugrunde als die österreichisch-ungarische Monarchie⁷. Längst war der Nationalstaat zum Universalmodell geworden. Die Vielvölkerreiche waren so sehr diskreditiert, daß mit ihnen auch das Gedächtnis an ihre Staatlichkeit schwand. Wenn in jüngster Zeit das Interesse an der Geschichte der Habsburgermonarchie wieder steigt – wie auch an jener der anderen Vielvölkerstaaten (etwa der des Osmanischen Reiches) –, so vielleicht deshalb, weil – wie Andre Kiss vermutet – viele prinzipielle und praktische Fragen, denen die Monarchie als *Staatsgefüge* nicht hatte ausweichen können, sich heute auf neue Weise stellen⁸.

Vergleicht man den gegenwärtig in der Öffentlichkeit diskutierten Problemerkatalog der europäischen Integration – etwa die Kontroverse zwischen Vertretern eines bundesstaatlich-föderativen Unionsmodells im Sinne des Maastricht-Vertrages und Vertretern eines konföderativen Staatenbundes –, so liegen für den Historiker die Parallelen zu den Kontroversen um das „österreichische Staats- und Reichsproblem“ (Joseph Redlich) seit den Josephinischen Reformen bis zum Ende der Monarchie auf der Hand; so auch die Frage, ob es in einem europäischen Staat notwendig zur Herausbildung eines Staatsvolkes mit am Ende auch *einer Staatssprache* kommen müsse, oder ob sich parlamentarische Demokratie, politische Partizipation *und* Sprach-

⁵ Vgl. di Fabio: Der neue Artikel 202f.

⁶ Siehe dazu Grimm, Dieter: Verfassungsreform in falscher Hand? Zum Stand der Diskussion um das Grundgesetz. Merkur 46 (1992) 12, 1059–1072, hier 1067f. und Gellner, Ernest: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991, 54f.; im Gegensatz dazu Jürgen Habermas, der in seinem jüngsten Buch versucht, durch Postulierung eines neuen Staatsbürgerbegriffes den Weg zum Weltbürgerstatus vorzubereiten; Habermas, Jürgen: Faktizität und Geltung. Frankfurt/M. 1992, 659.

⁷ Brubaker, Rogers: L'éclatement des peuples à la chute des empires. Actes de la recherche en sciences sociales (1993), 98, 3–9, hier 6f. Siehe dazu auch Toulmin, Stephen: Kosmopolis. Frankfurt/M. 1991, 252.

⁸ Kiss, Andre: Der Tod der k. u. k. Weltordnung in Wien. Wien-Köln-Graz 1986, 13.

gerechtigkeit am Ende auch in einem multilingualen, pluriethnischen und transnationalen Staat erreichen ließen⁹.

Die gegenwärtige europäische Sprachenpolitik verweist in die letzte Richtung. Ja, man könnte sagen, daß europäische Sprachenpolitik von ihren Anfängen, der ersten Sprachenresolution des Europarates 1954, über die Schlußakte von Helsinki (1975) bis zur jüngsten Charta über den Schutz von Regional- und Minderheitensprachen (vom 22. Juni 1992) von dem Prinzip gekennzeichnet ist, daß keine Sprache in Europa einen hegemonialen Rang haben und andere dominieren dürfe.

Gleichberechtigung und Gleichgültigkeit mehrerer Sprachen in einem Staatsverband berühren die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Gerechtigkeit. Eine dieser Bedingungen ist zweifellos, daß man sich an den anderen in einer Sprache wendet, von der man annimmt, daß dieser sie versteht. Als ungerecht wird von jeher empfunden, über jemanden zu urteilen, ihn zu verurteilen in einer Sprache, die er nicht versteht. Die Ungerechtigkeit (die Gewalt) beginnt – nach Jacques Derrida – bereits dort, „wo die besondere Sprache nicht allen Mitgliedern einer Gemeinschaft in gleicher Weise zu eigen ist, wo nicht alle den gleichen Anteil an ihr haben“¹⁰.

Stimmt man dem französischen Sprachwissenschaftler Claude Hagège darin zu, daß die Besonderheit Europas, seine kulturelle Identität, gerade in der *Differenz* seiner Sprachen und Kulturen liegt – im Geschick der Polyphonie –, so wird bei der Gestaltung des Neuen Europas (Jacques Delors) dem Moment der Sprache herausragende Bedeutung zukommen. Dabei kann es nicht darum gehen, eine gemeinsame Staatssprache zu oktroyieren (was so oft der erste Gewaltakt ist, der neue Staatsgründungen begleitet)¹¹. Von einem strengen linguistischen Standpunkt aus ist – nach Hagège – keine Sprache prädestiniert, zum alleinigen Mittel internationaler Kommunikation zu werden. Hagège sieht so etwas wie eine Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen europäischen Sprachen voraus, wobei die Einheit Europas keineswegs das Grab aller „kleinen“ und Minderheitensprachen bedeuten müsse; es könnte im Gegenteil zu einer Renaissance dieser Sprache kommen, habe der Nationalstaat doch stets nur die Mehrheitssprache favorisiert. Hagège plädiert dafür, daß eine größtmögliche Zahl von Europäern die größtmögliche Zahl von Sprachen erlerne, um ein Europa zu realisieren, in dem Menschen *und* Ideen mit größter Leichtigkeit zirkulieren können¹².

Vor der hier skizzierten Problematik scheint es bedeutsam, den Blick zurück zu richten auf jenes Staatswesen, dem es anders als Frankreich nie gelungen war, eine einzige Sprache als Staatssprache durchzusetzen, in dem vielmehr, nach der Verfassung von 1867 – allerdings nur für Cisleithanien, den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ –, alle die gleiche Berechtigung hatten.

⁹ Burger, Hannelore: Sprachenrecht und Sprachgerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen. Phil. Diss. Wien 1993, 8 (im Druck).

¹⁰ Derrida, Jacques: Gesetzeskraft. Der „mystische Grund der Autorität“. Frankfurt/M. 1991, 43.

¹¹ Vgl. Burger, Hannelore: Über das Problem der Staatssprache. In: Sprache in der Politik, Politik in der Sprache. Klagenfurt/Celovec 1990, 13–19.

¹² Hagège, Claude: Le souffle de la langue. Paris 1992, 267f.

Die österreichisch-ungarische Monarchie stellt – nach dem Urteil des ungarischen Historikers Oskar Jászi – eines der interessantesten Experimente der Staatsbildung dar. Wäre dieses Experiment erfolgreich gewesen, wäre es möglich gewesen, die Völker der Monarchie zu freier und spontaner Zusammenarbeit in einem transnationalen Staat zu bewegen, so hätte vielleicht – so schreibt Oskar Jászi 1929 – eine Staatsform entstehen können, die das enge nationalstaatliche Modell überwinden und Europa vor den zerstörerischen Kräften des Nationalismus hätte bewahren können¹³. Heute wird unter europäischen Intellektuellen wiederum darüber diskutiert, ob der Nationalstaat eine historische Notwendigkeit war oder ob man zu einem bestimmten Zeitpunkt auch einen anderen Weg hätte einschlagen können¹⁴. Ich möchte hier das Augenmerk auf einen bestimmten Wendepunkt der mitteleuropäischen Geschichte lenken: die Badeni-Krise des Jahres 1897.

Als Kasimir Badeni¹⁵ am 5. April 1897 Sprachenverordnungen für das Königreich Böhmen und wenige Tage später gleichlautende für die Markgrafschaft Mähren erließ, Sprachenverordnungen, die vom Grundsatz der vollkommenen Gleichberechtigung beider Landessprachen geprägt waren und ein Mehr an Sprachgerechtigkeit für die tschechischsprechende Bevölkerung beider Kronländer hätte bringen sollen, hat er wohl kaum geahnt, daß er damit eine der größten Staatskrisen, die Österreich Ende des vorigen Jahrhunderts erschüttert haben, heraufbeschwören würde. Hätte Badeni diese Krise vorhersehen müssen? War er naiv, leichtsinnig, der Komplexität deutschböhmisch-tschechischer Beziehungen nicht gewachsen, Opfer einer Intrige – wie manchmal unterstellt wird? Krise, das bedeutet ein Geschehen der Unentschiedenheit, in dem etwas auf Entscheidung drängt. Die Krise aber beschwört – wie Reinhart Kosselleck einmal bemerkt hat – auch „die Frage an die geschichtliche Zukunft“¹⁶.

Badeni, einer alten nach Polen eingewanderten italienischen Adelsfamilie entstammend, in den Jahren 1888–95 Statthalter in Galizien und erst seit zwei Jahren österreichischer Ministerpräsident, war ein Mann des Ausgleichs. „Ausgleich“, das bedeutete im damaligen politischen Kontext nicht bloß eine einem stoischen Tugendkatalog entnommene Charaktereigenschaft; *Ausgleich* bedeutete allererst Schlichtung nationaler Konfliktfelder im Wege parlamentarischer Übereinkünfte oder des Vertrages¹⁷. Bei seinem Regierungsantritt hatte Badeni Kaiser Franz Joseph nicht nur die Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn versprochen – ein alle zehn Jahre zu bewerkstellendes kompliziertes Polit-Puzzle (die Errechnung der Quote), die durch das Parlament zu bringen war –, sondern darüber hinaus auch seine Absicht erklärt, die seit dem Ende der Regierung Taaffe auf Eis liegenden deutsch-böhmischen Ausgleichs-

¹³ Jászi, Oscar: *The Dissolution of the Habsburg Monarchy*. Chicago-London 1929 (1971).

¹⁴ Vgl. Poccock, J. G. A.: *La déconstruction de l'Europe*. *Lettre Internationale* (1993) 37, 11–16, hier 12; siehe dazu auch Delors, Jacques: *Das Neue Europa*. München 1992, 241.

¹⁵ Geb. am 14. 10. 1846 in Surochow; gest. am 9. 7. 1909 in Krasne b. Brutz.

¹⁶ Kosselleck, Reinhart: *Kritik und Krise*. Frankfurt/M. 1973, 105.

¹⁷ Bereits in seiner Tätigkeit als Statthalter von Galizien hatte Badeni versucht, die jung ruthenischen Abgeordneten für einen Ausgleich zu gewinnen.

verhandlungen wieder aufzunehmen¹⁸. Badeni habe – schreibt Josef Maria Baernreither, einer der führenden deutschböhmischen Politiker, in seinen Erinnerungen – „geradezu phantastische Pläne“ gehabt, er sei dem Traum nachgegangen, Deutsche und Tschechen in Böhmen zu versöhnen, ja er habe sogar „von der politischen Vereinigung der Deutschen und Tschechen zu einer großen Parlamentsmajorität“ geträumt, „mit der nicht nur der Ausgleich gemacht werden sollte, sondern mit der Österreich im modernen Sinne regiert werden sollte“¹⁹.

Bereits in den ersten zwei Jahren seiner Ministerpräsidentenschaft setzte Badeni deutliche Zeichen seines Versöhnungswillens: der seit zwei Jahren über Prag verhängte Ausnahmezustand wurde aufgehoben, elf bei den Omladina-Prozessen verurteilte junge Tschechen begnadigt. Auch der Demokratisierungsprozeß kam – nach einer erfolgreich durchgeführten Wahlreform, bei der den bestehenden vier Wählerkurien eine fünfte *allgemeine* Kurie hinzugefügt wurde – einen bedeutenden Schritt voran. Als jedoch im März 1897 Reichsratswahlen nach dem neuen Wahlrecht durchgeführt wurden, brachten diese für einige bittere Überraschungen. Die deutschen Liberalen, die bisher die Regierung unterstützt hatten, mußten schwere Verluste hinnehmen. Gewinner der Wahl waren vor allem christlichsoziale, radikale Deutsch-nationale und – zum ersten Mal im Reichsrat – Sozialdemokraten. Insgesamt aber hatte die Badenische Wahlreform vor allem eine Schwächung der *deutsch-österreichischen* Abgeordneten zur Folge, deren Mandatsanteil jetzt auf weniger als die Hälfte geschrumpft war. Das bedeutete rein rechnerisch: die Mehrheit im Reichsrat war an Abgeordnete nichtdeutscher Nationalität übergegangen.

In diese für die Deutschösterreicher psychologisch schwer zu verkraftende Situation fielen am 5. April (einen Monat nach der Wahl) die Sprachenverordnungen für Böhmen. Sie machten die seit langem gehegte Hoffnung der Deutschböhmen auf administrativ getrennte, einheitliche deutsche Kreise (also ein Modell ethnischer Teilung) dadurch zunichte, daß für ganz Böhmen die zweisprachige Amtsführung fast aller Zivilbehörden angeordnet und überdies verfügt wurde, daß innerhalb einer Frist von drei Jahren alle Staatsbeamten Böhmens die Kenntnis beider Landessprachen in Wort und Schrift nachzuweisen hatten. Die Badenischen Sprachenverordnungen zielten aber nicht mehr bloß auf die Gleichstellung der äußeren Amtssprache (also die Verpflichtung der Behörden, mit den Parteien in jener der beiden Landessprachen zu verkehren, in der das mündliche oder schriftliche „Anbringen“ vorgebracht worden war – diese bestand seit der Taaffe-Stremayrschen Sprachenverordnung des Jahres 1880), sondern – und das war das grundsätzlich Neue – auf die Gleichstellung der inneren und „innersten“ Amtssprache (also den Verkehr der Behörden untereinander und mit sich selbst), weiters auf Verlautbarungen der Behörden, die nicht durch Parteibegehren initiiert worden waren, auf die Sprache bei Gericht, die Sprache der öffentlichen Bücher (Landbücher, Bergbuch, Grundbuch etc.), der Formulare und Stemplungen der Post- und Telegraphenämter. Ausdrücklich ausge-

¹⁸ Vgl. Penížek, Josef: Aus bewegten Zeiten 1895 bis 1905. Wien 1906, 55.

¹⁹ Baernreither, Joseph Maria: Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuches 1897–1917. Wien 1939, 3.

nommen war lediglich die Dienstsprache der militärischen Behörden und der Gendarmerie²⁰.

Obwohl nun die Verordnung keinesweg überraschend kam (sie war über ein Jahr lang vorbereitet und im Ministerrat mehrmals behandelt worden)²¹, war die Reaktion der deutschböhmisches Seite auf die Veröffentlichung am 6. April in der amtlichen „Wiener Zeitung“ überaus heftig, sahen sie doch in ihr keineswegs – wie die tschechischen Verhandlungspartner Badeni – eine „Inkarnation gleichen Rechts“²², sondern eine Zurücksetzung ohnegleichen. War die tschechische Bevölkerung Böhmens trotz des herrschenden „Sprachenzwangsverbots“ (der für Österreich so verhängnisvollen Bestimmung des Absatz 3, Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes, nach der niemand zur Erlernung einer zweiten Landessprache gezwungen werden durfte) im allgemeinen des Deutschen mächtig, so hatte es die deutschsprachige Bevölkerung Böhmens in ihrer überwiegenden Mehrheit verabsäumt, die zweite Landessprache zu erlernen, und sah sich jetzt in ihren Karrierechancen, insbesondere was die Erlangung von Beamtenposten anbelangte, deutlich beeinträchtigt.

Hatten sich deutschösterreichische Abgeordnete in sogenannten „nationalen Fragen“ bisher selten einig gezeigt, so griff jetzt die Erregung auch auf national eher indifferente Gruppen – auch außerhalb Böhmens – über. Bereits am 9. April verlangten drei Dringlichkeitsanträge im Abgeordnetenhaus (eingebracht von der Deutschen Fortschrittspartei, der Deutschen Volkspartei und dem Alldeutschen Verband) die Aufhebung der Sprachenverordnungen²³.

Badeni blieb davon unbeeindruckt. Er setzte weiterhin auf die Kräfte der Vernunft und bereitete entsprechende Verordnungen für Mähren vor. Dabei hoffte er diesmal – anders als in Böhmen – auch auf die Unterstützung der deutschmährischen Abgeordneten rechnen zu können. War diese Hoffnung so unberechtigt, so naiv – wie in der älteren Literatur unterstellt wird? Ich denke nicht. Badeni hatte dafür gute Gründe.

Erstens: Die Bevölkerungsstruktur Mährens war von jener Böhmens wesentlich verschieden. Betrug der Anteil der deutschsprechenden Bevölkerung in Böhmen etwa 37 Prozent, so lag er in Mähren bei nur etwa 28 Prozent (nach der Umgangssprachen-

²⁰ Verordnung der Minister des Innern, der Justiz, der Finanzen, des Handels und des Ackerbaus vom 5. April 1897, Böhmisches LGBl. Nr. 12, betreffend den Gebrauch der Landessprachen bei den Behörden im Königreiche Böhmen (Kundgemacht in der amtlichen „Wiener Zeitung“ vom 6. April 1897).

²¹ Die Protokolle des Ministerrats sind verbrannt und deshalb nicht mehr zugänglich. Aus Zitate in der älteren Literatur geht jedoch hervor, daß zwar Kriegsminister Graf Welfersheim Vorbehalte bezüglich der Einheitlichkeit der Kommandosprache machte, doch ungeachtet dessen lehnte keiner der beteiligten Minister den Erlaß der Sprachenverordnungen überhaupt ab. Das wohl auch deshalb, weil in den Ministerratsverhandlungen klar wurde, daß der Kaiser, der mehrfach den Vorsitz führte, selbst das Prinzip der Zweisprachigkeit der Behörden in Böhmen aus Gründen der Staatsräson vertrat. Vgl. Molisch, Paul: Zur Geschichte der Badenischen Sprachenverordnungen vom 5. und 22. April 1897. Wien 1923, 7ff.

²² Vgl. Penížek: Aus bewegten Zeiten 54.

²³ Vgl. Sutter, Berthold: Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897. Bd. 1. Graz-Köln 1960, 255.

zählung von 1900)²⁴. Darüber hinaus war die Bevölkerung Mährens wesentlich durchmischer. Sogenannte „geschlossene deutsche Sprachgebiete“ – die schon in Böhmen Fiktion waren – existierten nicht, und niemand in Mähren war bisher auf die Idee verfallen, so etwas wie ethnisch reine Kreise zu verlangen.

Zweitens: Mehrsprachigkeit in Mähren war traditionell stärker verankert als in Böhmen. Das wird u. a. daraus deutlich, daß von allen die mährischen Volks- und Bürgerschulen besuchenden Kindern (nach der statistischen Aufnahme des Jahres 1900) 8,2 Prozent angaben, beider Landessprachen gleich mächtig zu sein; in Böhmen waren es nur 4,2 Prozent²⁵.

Drittens: Es waren gerade die liberalen deutschmährischen Abgeordneten gewesen, die zwei Jahre zuvor – als in der Steiermark der nationale Kampf um die slowenischen Parallelklassen am Gymnasium von Cilli (Celje) tobte – im mährischen Landtag ein Zeichen der Verständigung setzten, indem sie im Zuge einer Realschulreform den *verpflichtenden* Unterricht in beiden Landessprachen einführten (Mähren war damit neben Tirol und Dalmatien das einzige Kronland, das sich deutlich vom unsinnigen „Sprachenzwangsverbot“ losgesagt hatte.)²⁶. Zwar scheiterten die mährischen Abgeordneten in ihren Bestrebungen, diese Reform auch auf die Gymnasien zu übertragen (dies fiel in die Kompetenz des Reichsrats), doch kam es an den mährischen Gymnasien immerhin zur Einführung eines *relativ obligaten* Unterrichts in der zweiten Landessprache, an dem, laut einem Inspektionsbericht des Landesschulrats aus dem Jahr 1898/99, *alle* tschechischsprachigen Schüler und etwa die Hälfte der deutschsprachigen Schüler teilnahmen²⁷.

Mit Recht bemerkt denn auch Graf Gleispach am 15. April 1897 im Ministerrat – als Badeni sein Vorhaben ankündigte, gleichlautende Sprachenverordnungen für die Markgrafschaft Mähren erlassen zu wollen –, daß die Verhältnisse in Mähren gerade für sein Ressort – die Justizverwaltung –, was die Sprachkenntnisse der Richterschaft und der Beamten anbelangte, wesentlich günstiger lägen als in Böhmen²⁸.

Merkwürdig ist nun, daß es erst das Erscheinen der *Sprachenverordnungen für Mähren* am 22. April 1897 war, welches für die deutschböhmischen Abgeordneten – und darüber hinaus bald für die gesamte deutschösterreichische Öffentlichkeit – das Signal für den nun einsetzenden bedingungslosen Widerstand gab²⁹. Möglicherweise deshalb, weil das Gerücht auftauchte, daß auch für Schlesien eine Sprachenverordnung bevorstand, ja daß die Regierung beabsichtige, in allen mehrsprachigen Kronländern auch mehrsprachig amtieren zu lassen (was bisher erst in Galizien, Dalmatien und Tirol der Fall war).

²⁴ Vgl. Brix, Emil: Die Umgangssprache in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Wien 1982, 447.

²⁵ Vgl. Schematismus der Allgemeinen Volksschulen und Bürgerschulen in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern. Hrsg. von der k. k. Statistischen Central-Commission. Wien 1902, 798 u. 797.

²⁶ Vgl. Burger: Sprachenrecht 202.

²⁷ Vgl. ebenda 207.

²⁸ Zit. nach Sutter: Badenische Sprachenverordnungen I, 256.

²⁹ Vgl. Sutter: Badenische Sprachenverordnungen I, 258.

Doch die erhoffte Unterstützung der Mährer blieb aus. Als das Parlament am 28. April zusammentrat, war es gerade der junge Abgeordnete der Stadt Brünn, Dr. Otto Lecher³⁰ (der später mit einer 13stündigen Obstruktionsrede Berühmtheit erlangen sollte), der den „parlamentarischen Ausnahmezustand“ ausrief. Die sonst so staatstragende Neue Freie Presse hatte die deutschen Abgeordneten zur „Obstruktion“ aufgerufen³¹. Obstruktion, das meinte zu versuchen, jede Beschlußfassung und jedes ordentliche Verfahren im Parlament durch weitestgehende Ausschöpfung der Geschäftsordnung zu verhindern, in der Absicht, das Parlament arbeitsunfähig zu machen.

In den ersten Maitagen wurden in den böhmischen Städten zahllose Resolutionen in den Gemeindevertretungen beschlossen, in denen diese Obstruktion ausdrücklich gebilligt, ja die Abgeordneten aufgerufen wurden, noch weit stärkere Mittel als bisher anzuwenden³². Gleichzeitig war von drei verschiedenen deutschen Parlamentsgruppierungen die Erhebung der Ministeranklagen gegen jene Mitglieder des Kabinetts Badeni erhoben worden, die die Sprachenverordnungen unterfertigt hatten. Die Abgeordneten – darunter auch der Mährer Gustav Groß³³ von der Deutschen Fortschrittspartei – waren der Auffassung, daß der Ministerpräsident die Verfassung dadurch verletzt habe, daß er die Sprachenverordnungen unter Umgehung des Parlaments auf dem Verordnungswege dekretiert hatte.

Badeni verteidigte am 6. Mai im Parlament diesen Weg, indem er sich auf Präzedenzfälle – insbesondere aber auf die Taaffe-Stremayrschen Verordnungen des Jahres 1880 – berief³⁴. Besondere Erbitterung auf alldeutscher Seite erregte, daß Badeni eine Kontinuität vom Allerhöchsten Handschreiben vom 8. April 1848 (der sogenannten „böhmischen Charte“), „welches die vollkommene Gleichstellung der böhmischen Sprache mit der deutschen in allen Zweigen der Staatsverwaltung und des öffentlichen Lebens verkündete“, bis hin zu seinen eigenen Sprachenverordnungen herstellte³⁵.

In einer wütenden Polemik des radikalnationalen Abgeordneten Karl Hermann Wolf ist die Rede von der „offensten, frechsten Verhöhnung des deutschen Volkes“, die darin bestünde, daß man den Deutschen zumute, „die Sprache eines . . . kulturell minderwertigen Volkes“ zu lernen. Als Wolf wiederholt von den Tschechen, Slowenen

³⁰ Dr. Otto Lecher, Abgeordneter der Deutschen Fortschrittspartei, für die Stadtgemeinde Brünn im Reichsrat 1897–1918.

³¹ Nach Josef Penížek war es der deutschböhmische Abgeordnete Dr. Viktor Wilhelm Ruß, der diesen Aufruf zu verantworten hatte. Vgl. Penížek: *Aus bewegten Zeiten* 62.

³² Vgl. K o l m e r, Gustav: *Parlament und Verfassung in Österreich*. Bd. 6. Wien-Leipzig 1910, 227. In einer am 4. Mai im Abgeordnetenhaus eingebrachten Petition der Bezirksvertretung Reichenberg (Liberec) ist davon die Rede, daß die Regierungsakte „auf die Vergewaltigung des deutschen Volksstammes in Böhmen gerichtet“ sei und „die unverkennbare Gefahr der gänzlichen Verdrängung des deutschen Elementes aus Amt und Stellung in sich“ berge. Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XII. Session, 9. Sitzung, 4. Mai 1897, 498–99.

³³ Dr. Gustav Groß, Universitätsprofessor in Wien, Abgeordneter der Deutschen Fortschrittspartei, im Reichsrat 1879–1918.

³⁴ Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XII. Session, 10. Sitzung, 6. Mai 1897, 512.

³⁵ Vgl. ebenda 514.

und anderen als „im Vergleiche mit dem deutschen Volke kulturell tief minderwertigen Nationalitäten“ sprach, brach der offene Tumult aus. Das Protokoll verzeichnet „Stürmische Rufe der Entrüstung rechts“ und „Demonstrativen Beifall links“, „Anhaltenden Lärm“ und wechselseitige Beschimpfungen³⁶. Was hier in den Reichsrat eingezogen war, war ein *neuer Ton*, es war, wie Carl Schorske zu Recht bemerkt hat – ein Ton „mit der heiseren Stimmlage von Krawall und Beleidigung“³⁷.

Doch noch etwas anderes wird in der Rede Wolfs deutlich. Der politische „Entrüstungssturm“, die „Erbitterung, welche (angeblich) das ganze deutsche Volk in allen seinen Bevölkerungsschichten erfaßt hat“³⁸, entstanden keinesfalls von selbst; sie wurden systematisch von einer radikalen Presse und einzelnen Abgeordneten landauf, landab entfacht. Wolf berichtet davon, wie er selbst „Zeuge einer Versammlung“ gewesen sei, „in einer Stadt, in der bisher von einer radical nationalen Bewegung wenig zu spüren“ gewesen sei: Mährisch-Ostrau (Moravská Ostrava). Dort habe er, Wolf, zu den Vertretern „zahlreicher Gemeinden aus ganz Nordmähren“ gesprochen, und „Sie hätten sehen sollen“ – berichtet er über seinen Erfolg –, „welche politische Energie dort zum Ausdruck gekommen ist!“ Er sei beauftragt worden, namens „der gesamten deutsch sprechenden und gesinnten Bevölkerung Nordmährens . . ., gegen diese Regierung die äußersten parlamentarischen Mittel in Anwendung zu bringen“³⁹.

Noch am selben Tage antwortet ihm Joseph Kaizl⁴⁰, wie unsinnig es sei, „auch bezüglich Mährens gegen die Sprachenverordnungen loszustürmen“. „Jeder, der im praktischen Leben in Mähren etwas versiert“ sei, müsse zu der Überzeugung kommen, „daß in Mähren diese Sprachenverordnungen eigentlich das einzig Mögliche“ seien, da – anders als in Böhmen – „jeder dem ganzen Lande sich widmende Deutsche der böhmischen Sprache mächtig“ sei. In dieser Kenntnis beider Landessprachen begründe sich auch – so Josef Kaizl – die bessere Stellung der Deutschen in Mähren⁴¹.

Dieser Darstellung widersprach entschieden der liberale deutschmährische Abgeordnete Gustav Groß, der zwar zugestand, daß „bis in die neuere Zeit . . . die nationalen Gegensätze in Mähren lange nicht jene Schärfe gehabt“ hätten wie in Böhmen; auch hätten oft Abgeordnete im Reichsrat gesessen, „die teilweise mit tschechischen Stimmen gewählt waren“, doch gerade durch die Politik der Regierung sei „die nationale Erregung und der nationale Kampf in Mähren so weit gegangen, daß schärfer noch als in Böhmen das *svůj k svému* (jedem das Seine) gehandhabt“ werde. Zwar sei es richtig, „daß in Mähren die Kenntnis der zweiten Landessprache mehr verbreitet ist als in Böhmen“, auch sei in Mähren kein einziger Fall bekannt, daß jemand „nicht in seiner Sprache sein Recht“ erhalten habe, doch gerade deshalb seien die Sprachenverord-

³⁶ Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XII. Session, 10. Sitzung, 6. Mai 1897, 521–526.

³⁷ Schorske, Carl E.: Wien, Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle. Frankfurt/M. 1982, 123.

³⁸ Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, 10. Sitzung, 6. Mai 1897, 522.

³⁹ Ebenda 525.

⁴⁰ Dr. Josef Kaizl, Rechtsanwalt und Universitätsprofessor, 1890–1898 Abgeordneter der jungtschechischen Partei im Reichsrat für die Stadtgemeinde Karolinenthal, Böhmen.

⁴¹ Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XII. Session, 10. Sitzung, 6. Mai 1897, 541–548.

nungen für Mähren so unnötig, gerade deshalb würden sie die besondere „Erbitterung der Mäher“ erregen. Badeni habe – so abschließend Groß – „das Erstgeburtsrecht des deutschen Volkes in Österreich um das Linsengericht einer zweifelhaften Majorität an die Tschechen verkauft“⁴².

Währenddessen schreitet die Obstruktion im Abgeordnetenhaus fort. Immer häufiger werden Redner am Sprechen gehindert, wird mit dem Verlangen nach namentlicher Abstimmung oder dem endlosen Verlesen gleichlautender Petitionen jede parlamentarische Arbeit unmöglich gemacht. Als Badeni erkennen muß, daß es vor der Sommerpause nicht mehr zur ordentlichen Verhandlung über den Ausgleich kommen wird, erklärt er am 2. Juni „im allerhöchsten Auftrag ... die XII. Session des Reichsrats für geschlossen“⁴³.

Die erhoffte Beruhigung tritt über die Sommerpause jedoch nicht ein. Ein Geheimerlaß Badenis an die Statthalter, mit dem ausdrücklichen Auftrag, gegen die Agitation gegen die Sprachenverordnungen in den Wahlkreisen der deutschen Abgeordneten scharf vorzugehen, gelangt an die Öffentlichkeit und sorgt für weiteren politischen Sprengstoff. Volkstage werden trotz Verbots abgehalten. Zu trauriger Berühmtheit gelangt jener von Eger. In Brünn beraten am 7. Juni die deutschmährischen Vertrauensmänner über die Fortführung der Obstruktion gegen die Sprachenverordnungen. Gegen jene Abgeordneten, die sich der Obstruktion nur halbherzig oder gar nicht angeschlossen hatten, werden scharfe Resolutionen verfaßt. Auch die Sozialdemokraten beschließen jetzt, sich der Obstruktion anzuschließen – nicht unbedingt wegen der Sprachenverordnungen, sondern mit dem Ziel, das konservative Kabinett Badeni zu stürzen⁴⁴.

Aber auch auf tschechischer Seite tritt eine Radikalisierung ein. Prinz Friedrich Schwarzenberg spricht vor seinen Wählern in Budweis (Budějovice) am 4. Juli von einem „Sieg des böhmischen Staatsrechts“ und tritt dafür ein, die Sprachenverordnungen auch in den anderen von Slawen bewohnten Ländern zu dekretieren. In diesem Sinne demonstrieren jetzt Polen in Teschen (Cieszyn), mährische Tschechen in Prerau (Přerov), Slowenen und Kroaten in Laibach (Ljubljana)⁴⁵.

Was sich nun während der am 23. September eröffneten Herbstsession des österreichischen Reichsrates ereignet, läßt sich – mit dem damaligen Parlamentsstenographen Gustav Kolmer – treffend als eine maßlose „Verwilderung parlamentarischer Sitten“ beschreiben⁴⁶, bei der es keineswegs bei nur verbalen Attacken blieb⁴⁷. Ein

⁴² Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XII. Session, 12. Sitzung, 8. Mai 1897, 615–620.

⁴³ Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XII. Session, 10. Sitzung, 2. Juni 1897, 1150.

⁴⁴ Vgl. Kolmer: *Parlament und Verfassung* VI, 269.

⁴⁵ Vgl. ebenda 272.

⁴⁶ Ebenda 287.

⁴⁷ Infolge ununterbrochener persönlicher Beleidigungen kam es im Herbst zu einer ganzen Serie von Duellen. Das prominenteste darunter war das des Ministerpräsidenten, der vom radikalnationalen Abgeordneten Karl Hermann Wolf wegen seiner Äußerung, das Vorgehen der Regierung sei eine „polnische Schuftereie“, Satisfaktion verlangt hatte. Beim Duell auf Pistolen am 26. Oktober wurde Badeni am Unterarm verletzt. Vgl. Kolmer: *Parlament und Verfassung* VI, 287–88.

schrill nationalistischer, an manchen Stellen rassistischer und antisemitischer Ton⁴⁸ drohte darüber hinaus einen Grundkonsens zu zerreißen, der lange Zeit zu den unverzichtbaren Lebensgrundlagen des österreichischen Staates gehört hatte: Die Anerkennung der Gleichheit der Völker aus dem Geist der Aufklärung oder unter dem Signum der Krone, die Anerkennung der Sprache des Anderen als zu wahrendes und zu pflegendes Rechtsgut.

Unerhörte Beschimpfungen und Beleidigungen jagten einander. Eine Lärmorgie begleitete alle Reden der Majorität. Es wurden Tintenfässer geworfen, Messer gezogen, dem Präsidenten die Glocke entrissen, wirtshausreife Prügeleien veranstaltet. Mehrfach mußten Sitzungen wegen Gewalttaten vorzeitig geschlossen werden⁴⁹.

Eine Änderung der Geschäftsordnung, die Lex Falkenhayn, am 25. November überfallsartig von der Majorität verabschiedet, hätte die Lage beruhigen sollen, indem nun – nach zweimaligem Ordnungsruf – Abgeordnete, „die den parlamentarischen Anstand oder die parlamentarische Sitte“ durch „Tumult oder sonstige Gewalttätigkeiten“ gröblich verletzten, für höchstens drei Sitzungen ausgeschlossen werden konnten⁵⁰. Doch das Gegenteil tritt ein. Als die Lex Falkenhayn schon am nächsten Tag – nach einem Sturm auf das Präsidium – zur Anwendung gelangt und mittels Polizeigewalt die ausgeschlossenen Abgeordneten – darunter Wolf, Schönerer und elf Sozialdemokraten – hinausgeschleppt werden, kommt es zu unbeschreiblichen Tumulten⁵¹, die einer Parlamentsrevolution gleichkommen⁵² und jetzt auch auf die Straße übergreifen.

Am Samstag, dem 27. November, trat das Parlament zum letztenmal – für nur fünfzehn Minuten – zusammen. Vor dem Haus hatte sich eine hundertköpfige Menschenmenge versammelt⁵³. Drinnen machte unerträglicher Lärm jeden geordneten Sitzungsablauf unmöglich. Bevorzugte Zielscheibe der Angriffe war der Präsident des Abgeordnetenhauses David Ritter von Abrahamowicz: „Polaken!“, „Schuft, Schuft, Schuft!“, „Alter armenischer Hund!“ tönte es ihm entgegen – letzteres von einem Prager Universitätsprofessor! Dann, unter neuerlichem „furchtbaren Lärm, Tumult, Pfeifen, Trompeten und Pultschlagen“, verzeichnet das Protokoll mehrmals den Ruf: „Der Jude Blumenstock muß hinaus“ (Abgeordneter Schneider), „Halban hat den Anschlag dazu gegeben“ (Abgeordneter Kienmann) und zuletzt (vom Abgeordneten Universitätsprofessor Dr. Gustav Groß aus Mähren) „Hinaus mit dem Juden Blumenstock! Der ist schuld an allem!“⁵⁴

⁴⁸ Vgl. die 18. Sitzung vom 26. Oktober 1897, Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, 961.

⁴⁹ Siehe z. B. Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XIII. Session, 29. Sitzung, 24. November 1897, 1805–1810.

⁵⁰ Text der Lex Falkenhayn, Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XIII. Session, 30. Sitzung, 25. November 1813–14.

⁵¹ Vgl. Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XIII. Session, 31. Sitzung, 26. November 1897, 1817–24.

⁵² Baernreither: Tagebuch 27.

⁵³ Wiener Zeitung vom 27. 11. 1897, 4.

⁵⁴ Vgl. Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XIII. Session, 32. Sitzung, 27. November 1897, 1827–28.

Kurz darauf wird die Sitzung geschlossen. Noch am Abend bietet Badeni – dem Druck der Straße und der Opposition weichend – dem Kaiser seine Demission an. Am 28. November demissioniert das Gesamtministerium⁵⁵.

Es ist hier nicht der Ort zu klären, woran „der Jude“ – gemeint war der Kanzleidirektor des Abgeordnetenhauses und enger Ratgeber Badenis, Heinrich Ritter von Halban Blumenstock – alles schuld sein sollte. War er Mitautor der Sprachenverordnungen, Verfasser der „Lex Falkenhayn“? Halban – von Historikern gern als „böser Geist Badenis“ titulierte – wehrte sich sein ganzes Leben lang sowohl gegen „die Legende“, er sei „Urheber der Lex Falkenhayn“ als auch gegen den Vorwurf, daß er es gewesen sei, der die Polizei ins Haus gerufen habe⁵⁶. Geholfen hat ihm das freilich wenig. Der Zeitgeist wollte, daß es nur ein Jude gewesen sein konnte, der den österreichischen Parlamentarismus zerstört hatte. Und selbst ein so kritischer Geist wie Karl Kraus wiederholt noch zwei Jahre später in der Fackel die antisemitischen (und antipolnischen) Anwürfe gegen Halban⁵⁷.

Doch der Krakauer Jurist blieb nicht der einzige, der als Jude zwischen die Mühlen des Nationalitätenkampfes geriet. Nicht nur in Österreich erreichte zu dieser Zeit der Antisemitismus einen traurigen Höhepunkt. Das Jahr 1897 ist nicht nur das Jahr der Badeni-Krise, sondern auch das der Dreyfus-Affaire. Während in Frankreich zur Zeit der Dreyfus-Affaire der Antisemitismus gepaart war mit einem Antigermanismus (der sich letztlich aus dem Verlust von Elsaß-Lothringen speiste), trat er in Österreich häufig gemeinsam auf mit einem Antislawismus. Auf tschechischer Seite machte sich allerdings auch die französische Variante geltend. In der sich jetzt national ausdifferenzierenden Gesellschaft wurden Juden zunehmend – wie es im Sprachgebrauch der Action Française hieß – zu Metöken⁵⁸, die, weil sie Juden waren – wie dem tschechischen Abgeordneten Adolf Stránský aus Brünn vorgeworfen wurde –, „für die heiligen Interessen der Völker ... keinen Sinn und kein Verständnis“ hätten⁵⁹.

Wann immer in der Folgezeit in Böhmen und Mähren Deutsche mit Tschechen und Tschechen mit Deutschen aneinandergerieten, waren es bevorzugt Juden, die dabei zu Schaden kamen, so geschehen in Prag, als nach Badenis Entlassung enttäuschte Tschechen ihre Wut vor allem an deutsch-jüdischen Institutionen ausließen. Vor dem Deutschen Theater erschallte der Ruf: „Nieder mit den Deutschen, nieder mit den Juden!“ Nach tagelangen Ausschreitungen, bei denen es zu Plünderungen (zumeist jüdischer) Geschäfte kam, zuletzt auch zu drei Toten und vielen Schwerverletzten, wurde am 2. Dezember von der neuen Regierung das Standrecht über Prag verhängt.

⁵⁵ Vgl. Wiener Zeitung vom 28. 11. 1897 und vom 30. 11. 1897, 1.

⁵⁶ Die unveröffentlichte „Verteidigungsschrift“ Halbans befindet sich im Privatbesitz von Univ. Prof. Dr. Adam Wandruszka, Wien, der sie in seiner Publikation: Die Krisen des Parlamentarismus 1867 und 1933. Gedanken zum Demokratieverständnis in Österreich (In: Beiträge zur Zeitgeschichte. Festschrift Ludwig Jedlicka zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Rudolf Neck und Adam Wandruszka, St. Pölten 1976, 61–80) ausführlich zitiert; hier besonders 68f. Ihre Herausgabe im Rahmen eines österreichisch-polnischen Forschungsprojekts ist geplant.

⁵⁷ Vgl. Die Fackel (Wien), Nr. 7, Anfang Juni 1899, 11.

⁵⁸ Vgl. Rauff, Ulrich: Die Geburt eines Begriffs. Reden von ‚Mentalität‘ zur Zeit der Affäre Dreyfus. In: Mentalitäten-Geschichte. Hrsg. v. Ulrich Rauff. Berlin 1987, 55.

⁵⁹ Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XIII. Session, 18. Sitzung, 26. Oktober 1897, 961.

Die gewalttätigen Unruhen, die – durch eine Parlamentsrevolte ausgelöst – Österreich Ende November bis Anfang Dezember 1897 vor allem in Wien, Graz und Prag erschütterten, haben tiefe Spuren in der österreichischen Gesellschaft hinterlassen. Sigmund Freud schreibt am 3. Dezember an seinen Freund Wilhelm Fließ nach Berlin: „Daß mir die Ereignisse in Prag recht gegeben haben, weißt Du ja. Als wir uns das letzte Mal für Prag entschieden, spielten Träume eine große Rolle. Du wolltest nicht nach Prag kommen [...] und ich träumte gleichzeitig, daß ich in Rom bin, in den Straßen spaziergehe und mich über die große Zahl von deutschen Straßen- und Geschäftstafeln wundere. Ich erwachte und dachte sogleich daran, das war also Prag (wo bekanntlich solche deutschen Tafeln ein Desiderat sind).“⁶⁰

Jahre später gibt Freud in seiner „Traumdeutung“ Auskunft über die Elemente seines Traums: Er hänge wahrscheinlich mit seinem aus der Studentenzeit stammenden Interesse zusammen, „daß in Prag der deutschen Sprache mehr Duldung gewährt sein möge“, und drücke den Wunsch aus, den Freund lieber „in Rom zu treffen anstatt in einer böhmischen Stadt“. „Die tschechische Sprache“ – fügt Freud hinzu – „muß ich übrigens in meinen ersten Kinderjahren verstanden haben, da ich in einem kleinen Ort in Mähren mit slawischer Bevölkerung (gemeint ist Freiberg/ Příbor) geboren bin. Ein tschechischer Kindervers, den ich in meinem siebzehnten Jahre gehört, hat sich meinem Gedächtnis mühelos eingepägt, daß ich ihn noch heute hersagen kann, obwohl ich keine Ahnung von seiner Bedeutung habe.“⁶¹

Das Schicksal der Badenischen Sprachenverordnungen war mit dem Fall ihres Schöpfers besiegelt. Die auf Badeni folgende Regierung versuchte, die Deutschösterreicher durch eine Revision der Sprachenverordnungen zurückzugewinnen. Diese „Gautschschen Sprachenverordnungen“ berücksichtigten den Wunsch der Deutschböhmen nach einer Dreigliederung Böhmens. Hinsichtlich der „inneren Dienstsprache“ sollte es nun deutsche, tschechische und gemischtsprachige Bezirke geben. Bei der Besetzung von Beamtenstellen sollte bezüglich der sprachlichen Qualifikation „nach Maßgabe des tatsächlichen Bedürfnisses“ vorgegangen werden⁶².

Wie Badeni erließ auch Gautsch getrennte Sprachenverordnungen für jedes Kronland. Für Mähren blieb es im Gegensatz zu Böhmen bei der Gleichberechtigung beider Landessprachen als äußere wie innere Amtssprachen im gesamten Kronland⁶³. Doch auch diese Regierung fiel schon wenige Tage nach der Veröffent-

⁶⁰ Sigmund Freuds Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904. Hrsg. von Jeffrey Moussaieff Mason et al. Frankfurt/M. 1986, 309. Freud identifizierte sich hier mit der Position der deutsch-liberalen Juden, die die deutsche Minderheit in Prag von Tschechisierung bedroht sah. Vgl. Beller, Steven: German Liberalism, Nationalism and the Jews: The *Neue Freie Presse* and the German-Czech Conflict in the Habsburg Monarchy 1900–1918. *BohZ* 34 (1993) 1, 63–76, hier 72.

⁶¹ Freud, Sigmund: Die Traumdeutung (1900), Studienausgabe Bd. 2. Hrsg. von Alexander Mitscherlich et al. Frankfurt/M. 1972, 206–7.

⁶² Verordnung der Minister des Innern, der Justiz, der Finanzen, des Handels und des Ackerbaus vom 24. Februar 1898, LGBl. Nr. 16, betreffend den Gebrauch der Landessprachen bei den Behörden im Königreiche Böhmen.

⁶³ Verordnung der Minister des Innern, der Justiz, der Finanzen, des Handels und des Ackerbaus vom 24. Februar 1898, LGBl. Nr. 19, betreffend den Gebrauch der Landessprachen bei

lichung ihrer Sprachenverordnung. Graf Thun, der dem neuen Kabinett vorstand, kündigte an, ein Sprachengesetz für Böhmen und Mähren schaffen zu wollen, und setzte dazu einen parlamentarischen Ausschuß ein⁶⁴.

Als mit Erlaß vom 14. Oktober 1899 dann alle Sprachenverordnungen „bis zur gesetzlichen Regelung, welche in Vorbereitung steht“, sistiert werden⁶⁵, schlagen die Wogen der Empörung auf tschechischer Seite hoch. Bereits am nächsten Tag kommt es zu schweren Unruhen in Prag und Brünn. Ein Gendarmereieinsatz fordert zahlreiche Verletzte⁶⁶. Zum besonderen Opfer jener Woge von Gewalt, die in den darauffolgenden Tagen Böhmen und Mähren erschütterte, wurden aber die mährischen Juden. In mehreren mährischen Gemeinden (darunter Holleschau/Hološov und Wsetín) kommt es zu pogromartigen Exzessen gegen die jüdische Bevölkerung, die – wie Richard Charmatz schreibt – „bisher in den kleinen Gemeinden Mährens mehr zwischen den beiden Nationen als mit ihnen gelebt hatten“⁶⁷.

Das versprochene Sprachengesetz bleibt jedoch auch die Regierung Clary schuldig. Am 26. September 1905 kündigt Paul Gautsch, der wieder einem Kabinett vorsteht, an, „im geeigneten Zeitpunkt ein Sprachengesetz (diesmal für ganz Cisleithanien) einzubringen“. Die bestehenden Gesetze und Verordnungen (in Böhmen und Mähren gelten jetzt wieder die Taaffe-Stremayrschen Verordnungen des Jahres 1880) erscheinen inzwischen so unzureichend, daß, wie Gautsch betont, kein Tag vergeht, „an dem nicht der Regierung Beschwerden über die Sprachenpraxis von allen Nationalitäten in Österreich zukommen würden“. Die veränderten nationalen Verhältnisse, die neuen Verkehrseinrichtungen, ja die veränderten Verhältnisse des täglichen Lebens selbst hätten – so der Ministerpräsident – „in Österreich eine Art fließendes Sprachenrecht“ geschaffen, das zwar der alten heraklitischen Weisheit folge, dem Staatsganzen aber eher abträglich sei⁶⁸. Dieses schwache (fließende) Recht wurde und wird in der Literatur häufig mit der allgemeinen Schwäche des österreichischen Staates in Verbindung gebracht, der als Vielvölkerstaat von der Geschichte dazu verurteilt schien, dem Ideal des einheitlich verfaßten Nationalstaates mit kulturell, ethnisch und sprachlich homogener Bevölkerung zu weichen.

den Behörden in der Markgrafschaft Mähren (abweichend von der böhmischen Verordnung ab § 7).

⁶⁴ Vgl. Ch a r m a t z, Richard: Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Bd. 2. Leipzig 1912, 126.

⁶⁵ Verordnung der Ministerien des Innern, der Justiz, der Finanzen, des Handels und des Ackerbaues vom 14. Oktober 1899, LGBI. Nr. 29, betreffend den Gebrauch der Landessprachen bei den Behörden im Königreiche Böhmen und gleichlautend für die Markgrafschaft Mähren, LGBI. Nr. 77.

⁶⁶ In einer Interpellation der Abgeordneten Šílený und Žáček an den Statthalter von Mähren vom 29. Dezember 1899 heißt es dazu: „Die Aufhebung der Sprachenverordnungen und die Einsetzung einer nichtparlamentarischen Regierung rief begründeterweise eine tiefe Erregung in der böhmischen Nation hervor. Die darauf natürlicherweise im Volk folgende Bewegung wäre nie zu den blutigen Ereignissen in verschiedenen Orten Mährens gediehen, wenn nicht durch Befehle von höheren Orten der Anlaß zum vorzeitigen und unpassenden Einschreiten mit Waffen gegeben worden wäre.“ Stenographische Protokolle des Mährischen Landtages, 4. Session, 1. Sitzung, 29. Dezember 1899, 10–11.

⁶⁷ Ch a r m a t z: Innere Geschichte II, 138.

⁶⁸ Vgl. B u r g e r: Sprachenrecht 220.

„Die Geschichte wird“ – so prophezeite in einer Rede vom 6. Mai 1897 der deutsch-böhmische Abgeordnete Alois Funke – „über die Ordonnanzen des Ministerpräsidenten Badeni das vernichtende Verdammungsurteil sprechen“⁶⁹.

Darin hatte er leider nicht so unrecht. Bis heute erhielt Kasimír Badeni von der Geschichtsschreibung schlechte Noten. Zwar räumt ihm noch Joseph Penížek einen „Ehrenplatz im böhmischen Volk“ ein⁷⁰, doch auch in Böhmen und Mähren ging man zum transnationalen Österreich, das Badeni in gewisser Weise verkörperte, auf Distanz und strebte fortan nach nationaler Autonomie.

In der österreichischen Geschichtsschreibung gilt Badeni bestenfalls als ein „politischer Dilettant“, der, „nichts Böses ahnend, Unheil gestiftet hatte“, mehr aber noch als ein „Totengräber der Monarchie“, als einer, der den notwendigen staatsrechtlichen Umbau (von einem transnationalen zu einer Föderation von Nationalstaaten) verhindert habe. Badeni habe verkannt – urteilt Berthold Sutter –, daß „nur mehr die nationale Scheidung [...] den nationalen Frieden bringen konnte“⁷¹.

Die Badeni-Krise – so kann zusammenfassend festgestellt werden – ist jener Wendepunkt in der Geschichte der österreichischen Monarchie, ab dem es unaufhaltsam zu einer Ethnisierung und Radikalisierung des politischen Lebens kommt. Sie ist eine Vorgeschichte, ein Vor-Zeichen, das den Zerfall der Monarchie in einzelne Nationalstaaten mit je eigener National(staats)sprache vorwegnimmt.

Die Badenischen Sprachenverordnungen stellen einen letzten – mit ausdrücklicher Billigung der Krone – unternommenen Versuch dar, durch zweisprachige Amtierung in zweisprachigen Kronländern eine transnationale Lösung des Nationalitätenkonfliktes gegenüber einer national-autonomistischen durchzusetzen. Dieser Versuch ist gescheitert. Auch in Mähren schlug man spätestens mit dem mährischen Ausgleich von 1905 den Weg der nationalen Scheidung ein⁷².

Badeni hatte immer wieder betont, nicht von einem nationalen – einem deutschen, polnischen, galizischen – Standpunkt aus zu handeln, sondern von einem übernationalen; seiner Nationalität nach sei er – wie er im Ministerrat am 4. April 1897 sagte – „ein Österreicher“⁷³: ein damals rares Bekenntnis.

Aus heutiger europäischer Sicht – in der sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß das Bestehen mehrerer Sprachen in einer bestimmten Region ein „Ausdruck des kulturellen Reichtums“ sei⁷⁴ – waren die Badenischen Sprachenverordnungen des Jahres 1897 weder ein „Unglück“, noch ein „Verhängnis“, weder Ausdruck von „politischem Dilettantismus“ noch „schwere Hypothek“, sondern eine fast vorbildliche Regelung für zweisprachige Länder.

⁶⁹ Stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses, XIII. Session, 10. Sitzung, 6. Mai 1897, 540.

⁷⁰ Vgl. Penížek: Aus bewegten Zeiten 73.

⁷¹ Sutter: Badenische Sprachenverordnungen I, 11.

⁷² Vgl. Burger, Hannelore: Der Verlust der Mehrsprachigkeit: Aspekte des mährischen Ausgleichs. BohZ 34 (1993) 77–89.

⁷³ Zit. nach Molisch: Geschichte der Badenischen Sprachenverordnungen 19.

⁷⁴ European Charter for Regional or Minority Languages, Convention of the Council of Europe on June 22, 1992, 6.

PŘEMYSL PITTERS PROTEST:
EINE UNBEKANNTE STIMME GEGEN DIE GREUEL
IN DEN INTERNIERUNGSLAGERN 1945

Von Tomáš Pašák

Als der Zweite Weltkrieg endete, war Přemysl Pitter 50 Jahre alt. Pitter war eine außergewöhnliche Persönlichkeit im tschechischen Glaubensleben, ein Erwecker des Ersten Weltkrieges, ein Christ, den Not und Hoffnungslosigkeit der Menschen berufen hatten. Der Kriegsfreiwillige von 1914 fand in der Erschütterung seiner Kriegserlebnisse zu Tolstoj und zum Evangelium. Dabei war seine Interpretation der rechten Nachfolge Christi von vornherein auf Reform, auf Erneuerung, auf das praktische Leben gerichtet.

Pitter zählt damit zu jener Bewegung, die man in dem allgemein laizistischen Aufbruch der tschechischen Gesellschaft nach 1918 zur Staats- und womöglich zur Welt-erneuerung bisher noch kaum beachtet hat. Dazu gehört, daß man die Gründung einer neuen, der „tschechoslowakischen Kirche“ (Československá církev husitská), meist nur nach den abschätzigen Worten zitiert, mit denen die erste Generation der führenden tschechischen Politiker diesen in Wahrheit tief reichenden Reformansatz von ihrer areligiösen Warte aus abwertete. Auch die Reform des theologischen Studiums beider großer Konfessionen nach 1918 an der Prager Universität fand bisher keinen Platz im allgemeinen Geschichtsbild, so wenig wie etwa der Aufbruch von Josef Florian und seines Kreises zu einer katholischen Erneuerung im Sinn des französischen *Réneveau catholique*¹.

Pitter zählt also zu jenen Persönlichkeiten, die eine umfassendere religiöse Erneuerung mit allgemeineren gesellschaftlichen Perspektiven, allenfalls auch mit der Erneuerung des staatlichen Lebens verbanden, ohne doch davon bestimmt zu sein. Ursprünglich Typograph, in Dresden ausgebildet und dazu bestimmt, die väterliche Druckerei zu übernehmen, wandte sich der Kriegsfreiwillige von 1914 unter dem Eindruck seiner Erlebnisse in einer tiefgreifenden Erweckung, wie sie die christliche

¹ Diese „weißen Flecken“ sind, so weit man sehen kann, auch in den neuesten Übersichtswerken noch offengeblieben. Es fehlen auch Selbstdarstellungen über die inneren Reformen bei der evangelischen Kirche A. B. in der tschechischen Bevölkerung, während die Ansätze zu einer katholischen Erneuerung im tschechischen Geistesleben zumindest in einer Skizze von Alexander Heidler in dem von Ferdinand Seibt herausgegebenen Sammelwerk *Bohemia Sacra* zu finden sind (Düsseldorf 1974, S. 162–174). Dort ist auch die zugehörige Parallele von Paulus Sladek dargestellt. Nicht nur in deutschen, sondern auch in tschechischen Darstellungen wird bisher die gesamte Entwicklung beherrscht von den Themen der Nationalstaatsgründung und des Selbstbestimmungsrechtes, im kulturellen Bereich der Avantgarde im literarischen Leben.

Prosographie zu Tausenden kennt, einem geistlichen Beruf zu. Er studierte zwei Jahre an der neuen Prager Hus-Fakultät, wurde Laienprediger, dazu Gründer und Leiter der pazifischen Zeitschrift *Sbratření* (Verbrüderung). Außerdem war er Aktivist und Funktionär der internationalen Liga für den Frieden². 1922 gründete er die Baugenossenschaft *Milíčův dům* (Milíč-Haus) mit einem Freundeskreis, zu dem neben Anton Rott und František Krch namentlich auch aktive Frauen gehörten, Pavla Moudrá und seine langjährige Sekretärin, die geborene Schweizerin Olga Fierzová. Das „Milíč-Haus“ sollte natürlich an die entsprechende soziale Gründung aus dem späten 14. Jahrhundert in Prag erinnern, die damals der Prediger und Erwecker Jan Milíč von Kremsier für gefährdete oder prostituierte Frauen mitten in der Prager Altstadt gegründet hatte und mit dem Namen eines „Neuen Jerusalem“ bedachte. Hinter dieser Bezeichnung verband sich im zeitgenössischen Denken die Erwartung der umfassenden Welterneuerung.

Natürlich stand Pitter in gedanklichen Beziehungen zu T. G. Masaryk, zu Emanuel Rádl, J. Šimsa und anderen. Ein allgemeiner offensiver Humanismus, der sich auch mit den Zielen religiöser sozialpraktischer Erneuerung aus der angelsächsischen Welt verband, wie mit der YMCA, stand seiner Gedankenwelt nahe. Die Aufgaben dafür schienen allerdings namentlich in der Prager Großstadt schier unbegrenzt.

Das schloß aber doch immer wieder auch politische Stellungnahmen ein. Für die politische Gedankenwelt Pitters waren die Ideen Masaryks wegweisend, aber er hielt auch die Staatskritik Emanuel Rádls für wichtig, wonach sich im Staatsganzen kein Volkstumskampf abspielen dürfe, sondern eine nüchterne Verfassungskonstruktion, die allen Nationalitäten den gehörigen Spielraum für ihre Entfaltung gönnen sollte. Přemysl Pitter zählte zu den aufmerksamen Lesern von Emanuel Rádls „Kampf zwischen Tschechen und Deutschen“ aus dem Jahr 1927, und der Prager Philosophieprofessor Rádl selbst gehörte zu seinem Freundeskreis. Aber diese Kritik schloß natürlich eine grundsätzliche Bejahung der tschechoslowakischen Demokratie und ihrer Rechtsstaatlichkeit ein. Deshalb suchte Pitter auch, diesen Staat zu verteidigen, genauer gesagt den Rest dieses Staates, als ihn das Münchner Diktat zerschlagen hatte. Am 7. Oktober 1938 flog er nach England und warb in einer Reihe von Vorträgen um englische Aufmerksamkeit für den tschechoslowakischen Rumpfstaat. Wie man weiß, wurde in München eine Garantieklausel der vier europäischen Signaturstaaten nur in Aussicht gestellt. Es zählt zu den Versäumnissen der englischen Politik, eine solche Garantie zur selben Zeit als ein Minimum von Standfestigkeit gegenüber den Forderungen Hitlers auch durchgesetzt zu haben. Natürlich konnte die Stimme eines tschechischen Geistlichen im Herbst 1938 die Ohren der Mächtigen nicht erreichen.

Gerade das aber wurde zum Motiv seines Lebens: Die Stimme zu erheben gegen das Böse in der Welt. Und das Böse in jenen Jahren war politisch organisiert. Pitter mußte dagegen Stellung nehmen – aber zur gleichen Zeit fand er nicht nur den Mut zur Gegenrede, sondern auch die beherzte Hand, um das Böse in der Welt zu bekämpfen; einfach, um zu helfen. Seit 1933 hatte er die Leitung des Milíč-Hauses in Prag-Žižkov übernommen. Schon 1938 hatte sich Pitter einer Reihe von deutschen und tschechi-

² Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder (künftig: BLBL). Bd. 3, 231 f. mit Lit.

schen Kindern in seinem Erholungsheim Mýto bei Rokycany angenommen. Bald nach der Errichtung des Protektorats galt es, jüdischen Kindern zu helfen. Pitter sammelte sie in den Kinderheimen, die inzwischen von ihm betreut wurden, und half, so gut und solange es möglich war, auch wenn er dabei viele vor der Deportation nicht retten konnte.

Noch vor Kriegsende wurde deshalb auch sofort im Freundeskreis von Přemysl Pitter der Beschluß gefaßt, jüdische Kinder zu pflegen, die deutsche Konzentrationslager überlebt hatten³.

Noch im Mai 1945 bestätigte der gesamt nationale Národní výbor diese Aufgabe, und so konnte Pitter am 15. Mai 1945 für diesen Zweck einige Schlösser des Wirtschaftsmagnaten Baron Ringhoffer sichern, nämlich in Olešovice, Kamenice und Štířín⁴. Auch wurde das Schloß von Professor Knaus in Lojovice bei Velké Popovice requiriert.

Auf Pitter und seine Mitarbeiter wartete viel Arbeit⁵. Die Schlösser in Štířín und Kamenice waren nach einem Bericht Pitters „von russischen Marodeuren ausgeraubt und Kunstwerke und seltene Möbel zertrümmert worden“⁶. Aber es gelang bald, die Gebäude wieder funktionsfähig zu machen. Schon am 22. Mai 1945 brachte Pitter aus Theresienstadt (Terezín) 22 jüdische Kinder im Alter von 2 bis 16 Jahren zur Pflege in die neuen Häuser. Zwei Monate später, am 26. Juli, holte er in einem mit dem tschechoslowakischen Roten Kreuz bezeichneten Lastkraftwagen und in Autobussen aus dem Internierungslager in der Rais-Schule aus Vinohrady und aus dem Lager im Gebäude der Prager YMCA insgesamt 56 deutsche Kinder und 3 Mütter zur Pflege in seine Häuser.

Diese neue Aktion verdankt womöglich einem Zufall ihre Entstehung. Pitter kam nämlich in das Internierungslager in der Rais-Schule, weil er die Kinder einer deutschen Mutter suchte. Er sah die Menschen da und war erschüttert: „Vor uns öffnete sich die Hölle, von welcher die Vorübergehenden keine Ahnung hatten. Mehr als tausend

³ Mitglieder des Ausschusses zur Hilfe für jüdische Kinder waren: F. Cochlár, Vikar der Tschechoslowakischen Kirche, Frau H. Frank, ehemalige Direktorin der YWCA, R. Hovádek, Pfarrer der Tschechoslowakischen Kirche, F. Krch, Redakteur der Zeitschrift des Roten Kreuzes, J. Kučera, Pfarrer der Kirche der Böhmisches Brüder, Pitter, Direktor des Milč-Hauses, J. Sochor, Pfarrer und Sekretär des Synodalrates der Kirche der Böhmisches Brüder, der Arzt MUDr. J. B. Šimáně, Vorsitzender des Prager Bezirks der Kostnická jednota (Konstanzer Einheit), V. Velkoborský, Direktor der YMCA und unabhängiger Kurator des Milč-Hauses. Vgl. dazu Archiv des Pädagogischen Museums J. A. Komenský (künftig: PM JAK), Juli 1945, S. 3.

⁴ Zur Familie Ringhoffer, die im 18. Jahrhundert aus Ungarn nach Böhmen gekommen war, vgl. BLBL Bd. 3. Demnach verstarb Baron Hans Ringhoffer 1946 in einem Internierungslager in Mühlberg an der Elbe. Obwohl die Familie politisch als zurückhaltend galt, wurden ihre Kinder mit der Mutter im Lager Modřany interniert. Dazu F i e r z o v á, Olga: Kinderschicksale. Prag 1992, 13.

⁵ Für die Dokumente und andere Materialien in diesem Abschnitt bin ich Herrn Arch. Z. Teichmann und Frau Ing. E. Kraus aus Zürich zu Dank verbunden. – Zu den Mitarbeitern Pitters gehörten M. und Z. Teichmann, Frau O. Dürr, der Arzt MUDr. E. Vogel, Frau Dr. Štěpánek, Frau M. Štěrba, Frau V. L. Tobiáš und andere.

⁶ Pitters Bericht in Posel Milčova doma (künftig: PDM), Juli 1945, S. 4; PM JAK.

Deutsche, meistens Frauen und Kinder, waren in Schulklassen und Kellern zusammengedrängt. Da war kein Stroh, sie mußten auf der bloßen Erde sitzen. Sie konnten sich nicht einmal hinlegen. Kranke und Gesunde, Alte und Kinder drängten sich in einem unbeschreiblichen Gewirr. Einer der Internierten, ein deutscher Arzt mit schmutziger Schürze, zeigte mir das Zimmer, wo er wenigstens Säuglinge hatte isolieren können. Sie lagen da mit runzeligen Gesichtern auf den Schulbänken, bloß noch Haut und Knochen, wie zwergenhafte Greise.“⁷ Es stellte sich heraus, daß es keine Milch für diese Kinder gab, während ihre Mütter außerstande waren, sie noch zu stillen⁸. So begann Pitter am 26. Juli 1945 im Schloß Lojovice eine humanitäre Aktion, weit umfangreicher, als er sie ursprünglich für die überlebenden jüdischen Kinder aus den Konzentrationslagern geplant hatte. In den folgenden zwei Jahren fanden in seinen Kinderheimen neben diesen jüdischen Kindern insgesamt mehr als 400 deutsche Kinder Schutz und Hilfe⁹.

Pitter hatte sich angewöhnt, über seine Sozialarbeit ständig zu berichten. Einerseits verhalfen diese Berichte zu Kontakten unter den Mitgliedern seines Freundeskreises. Andererseits waren sie ihm offensichtlich wertvoll als Dokumentation im In- und Ausland, in der Hoffnung, daß seine Arbeit unterstützt würde. Daß er damit zugleich ein erschütterndes Dokument des Grauens zusammenstellte, dem er mit allen seinen Kräften entgegen trat, daran hat er wohl nicht gedacht. Der hochgewachsene, ernste, aber freundliche Mann, der sich auch, im biblischen wie im wörtlichen Sinn, nach dem verlassenem Sperling auf dem Dach umsehen konnte, tat in diesen ersten Nachkriegsmonaten alles, was ihm nur denkbar erschien, um Menschen zu retten, das Leid zu mildern, Helfer zu mobilisieren. Aus diesem Grund stellte er monatlich den „Boten aus dem Milíč-Haus“ (Posel z Milíčova domu) zusammen, in dem sich Rechenschaft und Anklage zugleich finden. Aber der „Bote“, den er in die Welt sandte, entstand nur im einfachen Kopierverfahren, und die nationale tschechische Öffentlichkeit erreichte er natürlich nicht. Im September schreibt er darin: „Als wir die abgemagerten und apathischen Kinder mitbrachten und auf dem Gras ausbreiteten, dachte ich, daß nur wenige überleben würden. Unser Arzt, Dr. E. Vogel, selbst ein Jude, der die Hölle von Auschwitz und Mauthausen durchgemacht hatte, weinte fast, als er diese kleinen lebenden Leichname sah. ‚Also dies haben wir Tschechen binnen zweieinhalb Monaten zustande gebracht!‘ rief er aus.“¹⁰

Bis zum September 1945 gab es in Lojovice schon fünfzig deutsche Kinder und in Kamenice einhundert¹¹. Das war unter den gegebenen Umständen zweifellos eine Leistung von besonderem Mut. Denn diejenigen, welche diese Internierungslager organisiert und ihre unglücklichen Insassen dorthin zusammengetrieben hatten, waren weder daran interessiert, daß ihre Absichten durch Hilfsmaßnahmen durchkreuzt würden, noch gar, daß man die Zustände in diesen Lagern publik machte.

⁷ E b e n d a, September 1945, S. 3.

⁸ F i e r z o v á: Kinderschicksale 20.

⁹ F i e r z o v á: Kinderschicksale 21.

¹⁰ E b e n d a. Die Belege dafür im vorläufigen Inventar des Pitter-Archives, PM JAK.

¹¹ P D M, September 1945, S. 4.

Das eine wie das andere hatte man in Mitteleuropa ja schon jahrelang praktiziert. Nur waren es eben bis 1945 vornehmlich jüdische Kinder, die in dieser elenden Weise in deutscher Regie ums Leben kamen. Nun hatten die Henker und ihre Opfer gewechselt. Pitter war sich über diese Situation ohne Zweifel im klaren und darüber, wie wenig seine Hilfe dem riesigen Ausmaß des Unheils gegenüber nützen konnte. „Was bedeutet dies“, lesen wir in seinem Rechenschaftsbericht über seine Kinderheime, „gegen Hunderte und Tausende von Kindern, die noch in Internierungslagern sterben.“ Aber seine Kraft, zu hoffen und zu helfen, war durch diese Einsicht in das ungeheure Ausmaß des Elends nicht gebrochen. Gerade das zeichnete Pitters schier unglaubliche soziale Leistungsfähigkeit aus, daß er bei allem Elend, dem er begegnete, nicht verzweifelte; sondern daß er immer auch noch der Kraft seines Vorbilds vertraute: „Unsere geringen Kräfte genügen nicht, aber vielleicht hilft auch das Beispiel etwas.“¹²

Pitters Aktion hatte in ihrem Rahmen zunächst Erfolg. Im „Boten aus dem Milíč-Haus“ kann man lesen, daß fast alle seine Schützlinge in weniger als zwei Monaten wieder auf die Beine kamen. Sein Kommentar erscheint wichtig: „Sind das dieselben Kinder? fragt man erstaunt. Ja, dieses Wunder verursacht die Liebe, die keinen Unterschied zwischen Menschen macht und die nur ein einziges Motiv kennt: das Mitgefühl und die Zuneigung.“¹³

Das Mitgefühl und die Zuneigung: Pitter hatte allen Anlaß, der Öffentlichkeit diese Motive seiner Arbeit deutlich zu machen. Seine Erläuterung greift weit über die politische Situation hinaus. Sie ist eine Stellungnahme, die durchaus politischen Charakter besitzt und den Anspruch hätte erheben können, politisch gewürdigt zu werden. Nur leider, da war keine politische Kraft, die sie aufgriff.

Wieder ist im „Boten aus dem Milíč-Haus“ zu lesen, warum sich Pitter nicht nur für die jüdischen Opfer des unmenschlichen Rassenwahns einsetzte, wie ihn die deutsche Okkupationsmacht in ihrer Mordmaschinerie praktiziert hatte, sondern gerade so auch für alle die Unglücklichen, die dem brutalen tschechischen Nationalhaß nach dem Kriegsende zum Opfer gefallen waren: „Der Standpunkt des Christentums ist in jeder Zeit und bei allen Begebenheiten unveränderlich. Der Jünger Jesu steht immer auf der Seite, wo sein Meister stand, auf der Seite der Schwachen und Bedrängten, auf der Seite der Leidenden. Während der Nazi-Regierung waren das die Juden und die Tschechen. Darum hörten sie von mir Worte der Aufmunterung und der Tröstung und die Prophezeiung vom Sturz der Gewalt. Heutzutage leiden viele unschuldige Menschen. Für unsere Nation ist das um so schlimmer, weil Unrecht, Gewalt und Unbill von Mitgliedern unseres Volkes ausgeübt werden. Durch die Nachahmung der SS-Männer erniedrigten wir uns auf ihr Niveau. Dies ist des Volkes von Hus und Masaryk unwürdig und widerspricht unserer Nationaltradition. Darum sollten wenigstens jene, die sich Christen nennen, [...] nicht schweigen, sondern das Gewissen des Volkes sein.“¹⁴

¹² Ebenda.

¹³ Ebenda.

¹⁴ Ebenda.

Ohne Zweifel hat Pitter nicht nur mit solchen Worten die Pflichten eines Christen richtig angesprochen, sondern gleichzeitig auch die Ohnmacht seiner Mahnungen erlebt. Während er tat, was in seinen Kräften stand, mitunter am Rande seiner physischen Kräfte, erlebte er eben Tag für Tag das Schweigen derer, „die sich Christen nennen“, und er mußte mit ansehen, wie sich das christliche Gewissen, das er beschwor, nicht regte; wie zumindest, auch das begegnete ihm zweifellos in vielen Gesprächen, der Mut dazu fehlte. Pitter hatte jahrelang Widerstandsarbeit geleistet, moralische Widerstandsarbeit, und daß ein Verhör bei der Gestapo 1944 für ihn ohne Folgen blieb, mag glücklichen Umständen zuzuschreiben sein oder doch dem Zusammenhalt seines Freundeskreises. Ganz gewiß hatte er den, wie er es nannte, „Sturz der Gewalt“ selber seit langem herbeigewünscht. Wie sehr mußte es ihn treffen, nun nach der verfluchten und widerchristlichen Gewalt der Schergen in den schwarzen und braunen Uniformen nun von neuem Gewalt zu erleben, den unverhohlenen und ungeformten Haß nicht nur gegen die Unschuldigen, die man sich überhaupt nur auf der Seite der Täter von ehemals denken konnte, sondern überhaupt Haß an Stelle jener großzügigen Einsicht in die menschliche Unvollkommenheit, die er sich allenfalls als unbeugsame Gerechtigkeit hätte denken können, in jenem Sinn, den er mit den Namen von Hus und Masaryk zu kennzeichnen suchte. Demnach erlebte Pitter die ersten Nachkriegsmonate nicht nur mit all den Schrecken und Qualen der Opfer, auf die er sein Mitgefühl richtete, sondern auch in der Verzweiflung über seine eigenen Landsleute, die in einem so erschütternden Ausmaß ignorierten, was er für „Nationaltradition“ hielt. Um so eher sah er sich verpflichtet, seine Grundsätze in Taten umzusetzen.

Es gelang dem Unermüdlichen, in Olešovice ein sogenanntes Ärztehaus für deutsche Kleinstkinder zu übernehmen. Nach dem schrecklichen Transport der 50 deutschen Babys gelang es ihm auch, das Hotel Bellevue in Ládvi für seine Zwecke zu requirieren¹⁵. Zwei Jahre lang konnte er die Betreuung deutscher Kinder aufrecht erhalten. Allein von Kriegsende im Mai 1945 bis zum April 1946 boten seine Heime insgesamt 673 Kindern verschiedener Nationalitäten Schutz, darunter 252 jüdischen Kindern aus deutschen Konzentrationslagern, von denen eines verstarb, und 318 deutschen Kinder aus tschechischen Internierungslagern, unter denen acht die Folgen ihrer Internierung nicht überlebten¹⁶.

Hinter Pitter stand keine Partei. Augenscheinlich wagte auch keine tschechische Zeitung, sich für ihn einzusetzen. Er erhielt Zuspruch von einzelnen Persönlichkeiten in der tschechischen Verwaltung. Aber deren politische Einstellung war im allgemeinen nicht orientiert an der großen sowjetischen Siegermacht, die zwar noch im Hintergrund, aber doch bereits deutlich die Verhältnisse lenkte, die tschechische Demokratie in Wirklichkeit nach 1945 eben nicht wieder hatte auferstehen lassen, den Rechtsstaat beugte, das System der politischen Parteien zerstörte und bereits die Schatten der kommenden totalen Diktatur voraus warf. Deshalb muß man sich nicht wundern, daß ein Mann wie Pitter, der auch Erfahrungen auf internationalem Terrain hatte, im Ausland um Hilfe nachsuchte, nicht nur für seine unmittel-

¹⁵ E b e n d a 6.

¹⁶ Den Bericht darüber im PDM wie oben, April 1946, S. 1.

baren Schützlinge, sondern für alle, die in den tschechischen Internierungslagern gefangen und gequält wurden.

Am 4. Januar 1946 besuchte er London, um mit dem britischen Roten Kreuz die Übernahme von etwa 100 000 deutschen Kindern und Müttern aus tschechischen Internierungslagern zu vereinbaren. Er verlangte ihre Unterbringung in der britischen Besatzungszone in Deutschland. Gleichzeitig verhandelte er um ökonomische Hilfe aus England. Er führte Gespräche mit Vertretern des Internationalen Roten Kreuzes in Genf, er hatte Unterredungen über besondere Hilfsmaßnahmen für die hungernden und gefangenen Kinder in Zürich und Bern. Er erreichte, daß mehrere Transporte mit deutschen Müttern und Kindern nach Bayern geleitet wurden, wo sie das bayerische Rote Kreuz übernahm. Er schrieb darüber: „Auch aus unseren Heimen fuhren viele Kinder, sofern sie Mütter hatten, davon. Es gelang uns, mehreren Kindern die verlorenen Mütter ausfindig zu machen. Auf freigewordene Plätze nahmen wir weitere verlassene deutsche Kinder auf, die uns die Zentrale für Jugendberatung aus der ganzen Republik schickte. Es ist nötig, sich um diese Kinder zu kümmern, ehe für sie ein Obdach in Deutschland vorbereitet ist. Sie sind unter den Abgeschobenen zu Tausenden.“¹⁷

Pitter wurde Mitglied einer neugegründeten Sozialkommission des Nationalausschusses (Ústřední národní výbor) in Prag. Nun hatte er eine gewisse amtliche Funktion, um den schlimmsten Grausamkeiten entgegenzutreten. Er besuchte Internierungslager¹⁸. Pitter fand erneut und in größerem Umfang jene furchtbaren Zustände, die er zuvor schon beklagt hatte, und führte nun sozusagen in amtlicher Eigenschaft Beschwerde. Schon acht Tage nach seiner Beauftragung, am 24. 7. 1945, lag ein Bericht über die Untersuchungen in den Internierungslagern von Prag vor¹⁹. Auch in den

¹⁷ Bis April 1946 wurde in den Kinderheimen von P. Pitter folgende Anzahl von Kindern betreut:

Aus deutschen Konzentrationslagern	252 (1 Kind starb)
Aus tschechischen Konzentrationslagern	318 (es starben 8 Kinder)
Verschiedene soziale Fälle	21
Aus der Fahndungsabteilung des Repatriierungsamtes	53
Aus der Aktion zur Erholung slowakischer Kinder	29
Im Jänner 1946 waren in Olešovice	40 Kinder
im Arztthause	28
in Štířín	43
in Kamenice	112
in Lojovice	50
in Ládví	55
das heißt insgesamt	328

PDM, April 1946, Absatz 3, S. 2, PM JAK.

¹⁸ PDM, wie oben, April 1946, S. 2. Es ist bemerkenswert, daß Pitter bei seinem Bericht zwar nicht den Begriff „Vertriebene“ benützt, der zu jener Zeit auch noch nirgends verwendet wurde, daß er aber doch noch den offiziellen Ausdruck von „Aussiedlung“ vermied und stattdessen von „Abgeschobenen“ sprach. Jedenfalls handelt es sich in der allgemeinen politischen Atmosphäre jener Zeit um einen mutigen Akt.

¹⁹ Pitter wurde nach einem Beglaubigungsschreiben des Vorsitzenden des Ústřední národní výbor in Prag am 16. 7. 1945 mit der Kontrolle von Lagern und den Gefängnissen für Interierte betraut. Archiv des PM JAK.

Internierungslagern außerhalb der Stadt war die Situation nicht besser. In Raudnitz (Roudnice) bekamen die Deutschen täglich nur 120 Gramm Brot. Pitter veranlaßte eine Beschwerde an den zuständigen Okresní národní výbor (Kreis-Nationalausschuß) im Oktober des Jahres. Aber er suchte auch unmittelbar gegen die Mißstände vorzugehen. Er schrieb an den Zentralsekretär eines neugegründeten Bundes befreiter politischer Häftlinge, weil er voraussetzte, daß gerade die Opfer des Nationalsozialismus daran interessiert wären, daß nicht Gleiches mit Gleichem vergolten würde und daß sich nicht dabei Organe des tschechischen Volkes auf dasselbe Niveau wie die Schergen des Hitler-Regimes begäben. Er fand mit dieser Argumentation absolut kein Verständnis²⁰.

Am 23. Juli 1945 besichtigte Pitter gemeinsam mit der Vertreterin des Bundes der tschechischen Jugend, Frau Kadlecová, und mit seiner Sekretärin Olga Fierzová neun der 25 Internierungslager in Groß-Prag. Es waren da zu dieser Zeit 8941 Deutsche interniert, davon 1426 Kinder unter 14 Jahren. Der Bericht über diese Besichtigung ist erschütternd: „Sofern die Internierten in Räumen untergebracht sind (in Schulräumen oder Turnhallen), schlafen sie meist auf bloßer Erde. Es ist üblich, daß Kranke und alte Leute neben kleinen Kindern schlafen, Kranke und Gesunde beieinander, eng aneinander gepreßt. Im Kapuzinerkloster, das in ein Gefängnis verwandelt war, hatte man in den Zellen jeweils drei Bettgestelle übereinander errichtet. Die Zellen sind überfüllt, die Atemluft ist wegen der kleinen Gitterfenster schlecht. Die Kost besteht morgens und abends aus schwarzem Kaffee, zu Mittag gibt es eine dünne Kartoffelsuppe und 200g Brot. Lange Zeit bekamen Kinder keine Milch [...] Die Kindersterblichkeit ist hoch. Die Säuglinge sterben sehr oft, denn die Mütter können nicht stillen. Weiter stellten wir fest, daß man die Gefangenen drastisch mißhandelt. Im Lager in der Rais-Schule liegt die ehemalige Krankenschwester aus Bulovka, Julie Nováková. Ihr Rücken und das Gesäß waren striemig, und die Verwundete leidet an Schmerzen. Wir stellen fest, daß diese Verletzungen während eines Verhörs in der YMCA am Donnerstag, dem 19. d. M., verursacht worden waren.“²¹

Die schwierigsten Lebensbedingungen fand Pitter im Internierungslager im Stadion von Strahov, wo alte Leute, Schwerkranke, schwangere Frauen und Kinder auf bloßer Erde, auf den Treppen oder im offenen Umgang lagen. Es standen keinerlei hygienische Einrichtungen oder Medikamente zur Verfügung. Olga Fierzová beschrieb die Situation in diesem Internierungslager mit folgenden Worten: „Die schlechtesten Bedingungen herrschten im Sokol-Stadion in Strahov, wo Tausende Menschen auf bloßer Erde ohne Decken schlafen mußten. Kranke und Kinder lagen in der heißen Sommersonne in unsagbarem Schmutz. Nicht nur die Toiletten, sondern auch die Wege dorthin waren von den an der Ruhr leidenden Menschen schwer verschmutzt. Wenn sie nicht mehr gehen konnten, blieben sie in ihrem eigenen Kot liegen. Wir fanden unter den Gefangenen auch einen alten Professor, einen Freund des ersten Präsidenten T. G. Masaryk [...] Diese fürchterlichen Zustände entweihten die Stätte, die einst Zeuge der prächtigen Sokol-Kongresse gewesen waren.“²¹ Ähnliche

²⁰ Der Bericht im Archiv PM JAK.

²¹ Dazu Bericht von P. Pitter (23. 7. 1945) im Archiv PM JAK. Vgl. auch Fierzová: Kinderschicksale 23. In diesen Berichten wird über die unmenschliche Behandlung in den Internierungslagern berichtet und eine sofortige Änderung gefordert.

Zustände herrschten aber auch in anderen Prager Internierungslagern, wie in Hagi-
bor, Ruzyň oder Hloubětín. Pitter suchte zu handeln. Es gelang ihm, eine neue Dele-
gation zu bilden, um diese Lager zu inspizieren. Dazu verhalf die Gattin des Prager
Primators (Oberbürgermeisters) V. Vacek. Mitglieder dieser Delegation waren auch
der Sekretär des Vorsitzenden des Landesnationalausschusses (Zemský národní
výbor) G. Spurný, Kapitän Pokorný und Dr. Glanz aus dem Ministerium des Innen-
ren. Alle überzeugten sich selbst über die unmenschliche Behandlung der Deutschen.
Kapitän Pokorný befahl auf Vorschlag von Pitter sofort, die Lager zu liquidieren²².

Ehe Pitter am 23. Juli die erste Inspektionsreise durch die Prager Internierungslager
unternahm, holte er eine Statistik über die in Groß-Prag überhaupt internierten Deut-
schen ein. Er bekam folgende Angaben:

Internierungslager	Deutsche	Tschechen	Andere	Zusammen
Praha II				
1. Sammellager	M. 229	M. 25	M. 61	
P. II	F. 189	F. 13	F. 27	
U půjčovny 7	K. 62		K. 62	619
2. Infektionsinternierungs- Krankenhaus	M. 75			
Salmovská	F. 96		235	
K. 64				
Praha III				
3. Heim für deutsche Männer, Frauen und Kinder	M. 0			
Josefská 626/9	F. 7			
K. 32				39
Praha IV				
4. Internierungslager im Kapuzinerkloster	M. 48	M. 18		
Loretánské nám. 99	F. 246	F. 193		
K. 91		K. 29	K. 16	641
5. Internierungslager	M. 164	M. 97		
Keplerova ul.	F. 10	F. 1		
Reitschule	K. 0	K. 0	K. 34	306
Praha IX				
6. Internierungslager	M. 260	M. 7	M. 50	
Junkers, Hloubětín	F. 497	F. 11	F. 2	
K. 176		K. 4	K. 0	1007
Praha XI				
7. Internierungslager	M. 1	M. 0		
Perštýnovo nám.	F. 65	F. 4		
1100 (Schule)	K. 18			88

²² Bericht von Olga Fierzová wie oben S. 23.

Internierungslager	Deutsche	Tschechen	Andere	Zusammen
Praha XII				
8. Internierungslager	M. 143	M. 48	M. 2	
Moravská 3	F. 248	F. 22	F. 6	
Schule	K. 90	K. 03	K. 1	560
9. Internierungslager				
Hagibor	M. 138	M. 25	M. 2	
Stalinova	F. 326	F. 33	F. 9	
Rais-Schule	K. 234	K. 17	K. 5	789
10. Internierungslager				
„Reserve- krankenhaus“	M. 8	M. 14	M. 3	
Na Smetance	F. 37	F. 6	F. 4	
	K. 2	K. 3	K. 8	154
Praha XIII				
11. Internierungslager	M. 74	M. 87		
Vršovice	F. 63	F. 33		
Sokolturnhalle	K. 29			286
12. Internierungslager				
Hostivař	M. 24	M. 14	M. 6	
Tovární 263	F. 53	F. 6	F. 8	
	K. 28	K. 3	K. 0	142
Praha XIV				
13. Internierungslager	M. 18			
Nusle	F. 30			
Jitčína 724	K. 2			50
14. Internierungslager				
Horní Krč,	M. 7	M. 6		
Budějovická	F. 15	F. 10		
ehemal. Restauration	K. 4			
„In kleinem Schloß“	Soldat 1			43
Praha XVI				
15. Sammellager	M. 427	M. 19	M. 10	
Smetanova 760	F. 0			
	K. 1			457
16. Sammellager				
Presslova 803	F. 70	F. 4	F. 1	
	K. 27			102
17. Sammellager				
Komenského	F. 69	F. 44		
	K. 59	K. 8		180
Praha XVII				
18. Gefangenenlager	M. 1606			
Motol, Plzeňská 130				1606
Praha XVIII				
19. Internierungslager				
in der Kirche der	M. 27	M. 13		
heiligen Margaretha	F. 51	F. 12		103

Internierungslager	Deutsche	Tschechen	Andere	Zusammen
20. Internierungslager Strahov-Stadion	M. 326 F. 658	M. 54 F. 26	F. 67	1326
Praha XIX				
21. Internierungslager Důřichovo nám. Schule	M. 376 F. 516 K. 64	M. 41 F. 31 K. 2	M. 36 F. 21	1089
22. Ruzyň Internierungslager Zwangsarbeiter	M. 47 F. 0	M. 130 F. 11	M. 18	206
23. Modřany Internierungslager RUPA	M. 202 F. 342 K. 135	M. 146 F. 62 K. 15	M. 22 F. 6 K. 5	935
24. YMCA Na Poříčí 12	Zusammen 207, Kinder 50			257

Es gab also in Prag nach der Übersicht, die sich Pitter Ende Juli 1945 verschaffen konnte, insgesamt 8941 Insassen in 24 unterschiedlich großen Internierungslagern. Dabei handelte es sich meistens, aber nicht ausschließlich, um Deutsche, wie die Zahlen ausweisen. Unter den Inhaftierten, unter Bedingungen, von denen schon die Rede war, gab es 1426 Kinder, das heißt, Personen unter 14 Jahren in ganz verschiedenen Altersstufen. Ein anderer großer Anteil der Deutschen unter diesen Internierten setzte sich aus alten Leuten zusammen, und den Rest bildeten Frauen. Im Ganzen war das überhaupt jene Bevölkerungsgruppe, die nach dem Abzug der Männer im aktiven Lebensalter zum Kriegseinsatz aller Art in Prag übriggeblieben waren – und namentlich eben auch die, die keine Möglichkeit hatten oder keinen Anlaß sahen, die böhmische Hauptstadt zu Kriegsende rechtzeitig zu verlassen²³.

Die Berichte, die Pitter im übrigen aus den Internierungslagern erhielt, waren erschütternd. Schlechte hygienische Bedingungen waren dabei noch das mindeste. Allgemein gab es Hungerrationen. Dazu traten physische Quälereien, vielfach Vergewaltigungen der Frauen, Mütter und minderjährigen Mädchen, zum Teil auch durch russisches Militär gegen den Willen der tschechischen Lagerleiter²⁴.

Unmenschliche Berichte erreichten ihn auch aus der Prager Bevölkerung. Sie zeigen, daß sich viele Menschen über dieses Vorgehen entsetzten, aber nicht wußten, wo sie in ihrer Ohnmacht Unterstützung fanden. So schrieb am 6. 6. 1945 eine Frau A. Šenfluk aus Prag als Zeugin einer dieser furchtbaren Szenen am Masarykbahnhof von einer alten Frau, die unter dem Gelächter der Leute erschöpft am Boden lag, von alten Leuten, die sich kaum auf den Beinen halten konnten und, während man sie zum Bahnhof trieb, von Umstehenden beschimpft wurden, und von 10- und

²³ Dazu ein Brief Pitters an den Innenminister Václav Nosek und an den Vorsitzenden des ZNV L. Kopřiva vom 1. 10. 1945. Archiv PM JAK.

²⁴ Es sei hier auf eine Beilage zum Bericht über die Untersuchungen Pitters in den Internierungslagern von Groß-Prag verwiesen, datiert mit dem 24. 7. 1945, im Archiv PM JAK.

12jährigen Buben, die sich bei Prügelszenen gegen die alten Leute besonders hervortaten²⁵.

Im Gegensatz dazu konnten aber auch viele Leute nicht begreifen, daß sich Pitter gegen derartige Untaten wendete. Er mußte sich förmlich verteidigen und die Unmenschlichkeiten im einzelnen anführen, um seine Gesprächspartner auf seine Seite zu bringen. So beantwortet er einen Brief von Frau A. Pecháčková aus Strážnice in Mähren mit einigen grauenhaften Beispielen aus dem Lager in Hloubětín. Er nennt grausame Fälle von Totschlag und Prügelszenen an einer Schwangeren. Er nennt brutale Verhörpraktiken und öffentliche Verbrennungen. „Das alles machten unsere Leute. Und was waren das für Menschen, an denen man derartige Grausamkeiten verübte? Vielleicht SS-Männer oder Geheimpolizisten? Nein, denn diese flüchteten meist schon vor der Kapitulation oder zogen in Ruhe ab mit ihren Familien und mit der Armee, aufgrund von entsprechenden Vereinbarungen. Wer waren also diejenigen Leute, die zurückblieben und so schrecklich büßen mußten, für Taten, welche zuvor wahnwitzige Nazisten verschuldet hatten? Es waren Frauen, Kinder, Greise, auch Menschen, welche in Deutschland ausgebombt worden waren und die man bei uns als ‚Volksgäste‘ untergebracht hatte.“

Pitter fährt fort in seinem Brief: „An diesen Menschen und ihren Familien entluden sich der Haß und die leidenschaftlichen Instinkte tschechischer Nationalisten, dekoriert mit den Bändern der Revolutionsgarde oder von ähnlichen Formationen. [...] Gehen sie zum Beispiel nach Hagibor, wo noch heute die Hölle ist, wo Erwachsene und Kinder vor Hunger sterben, in schmutzigen und verseuchten Baracken.“²⁶

Pitters Tätigkeit, seine Kontrolle in den Internierungslagern, die man in den Akten des Innenministeriums auch unter der Bezeichnung von Konzentrationslagern finden kann²⁷, war politisch schlechterdings unerwünscht. Man beschuldigte ihn der Freundschaft mit den Deutschen. Eine Beschuldigung, deren Absurdität man heute gewiß nicht mehr begreift, die man aber aus der Atmosphäre dieser Tage in ihrer ganzen Bedeutung verstehen muß. Aus diesem Grund entthob ihn L. Kopriva kurzerhand seiner Kontrollfunktionen²⁸. Selbstverständlich war das in einer Zeit, in der man Unmenschlichkeiten vor aller Augen auf den Straßen beging, in der die Macht einer grausamen, nicht definierten Menge zu gehören schien und einer Anzahl anscheinend allmächtiger Dirigenten wie in der schlimmsten Phase des *terreur* einer jeden Revolution, Maßnahmen, gegen die es keinen Widerstand gab. Immerhin protestierte

²⁵ Der Brief von Frau Šenfluk aus Prag von 6. 6. 1945 PM JAK.

²⁶ Entsprechende Angaben lagen Pitter in der Aussage von Dr. H. Klinka vor, bis Mai 1945 Arzt im Krankenhaus Bulovka, zur Zeit seiner schriftlichen Aussage am 24. 10. 1945 im Lager Hagibor. Frauen und Mädchen wurden sadistisch fast zu Tode gequält. Es gab auch Berichte über unmittelbare Morde. Dazu auch PDM, wie oben, September 1945, Seite 3 im Archiv PM JAK. Detaillierte Grausamkeiten in diesen Berichten sind hier ausgelassen. Pitters Brief an Frau Pecháčková nach Strážnice vom 1. 10. 1945 ebenfalls im Bestand des PM JAK. Auch hier schildert Pitter grauenhafte Szenen. – Zur Dokumentation vgl. man im übrigen Theodor Schieder (Hrsg.): Die Vertreibung der Deutschen aus Mitteleuropa. Bd. 7. Bonn 1957.

²⁷ Akte des Innenministeriums č. 2/7958/1945 vom 9. 8. 1945 im PM JAK.

²⁸ Aus Pitters Bericht im Bestand PM JAK.

Pitter mit der Feststellung, er sei dazu nicht gehört worden. Aber in Wirklichkeit verblieb ihm nun nur noch die Möglichkeit, sich um seine Kinderheime zu kümmern und möglichst viele der Unschuldigen unter den Opfern des Massenwahns damit zu retten. Die Kinderheime unterstanden nicht dem Landesnationalausschuß, sondern dem Ministerium für Arbeitsschutz und soziale Betreuung. Dieses Ministerium unter Leitung von J. Šoltész und mit der Mitarbeit seiner Beamten St. Kohout und L. Štastný unterstützte Pitter bei seinen Hilfsmaßnahmen²⁹. Die deutschen Kinder, die nun mit Hilfe des Ministeriums für Sozialwesen aus den Internierungslagern entlassen wurden, übernahm Pitter in die Heime von Olešovice und Lojovice und nach Schloß Štířín. Dort waren sie dann bis zum Herbst 1945. Interessant ist dabei immer wieder die Auseinandersetzung zwischen dem Sozialministerium auf der einen Seite und irgendwelchen revolutionären Institutionen, die Pitter behinderten und augenscheinlich eine gnadenlose Taktik gegenüber den Internierten verfolgten.

Richtlinien für die Überführung der Kinder aus den Internierungslagern in Pitters Heime waren vom Ministerium für Arbeitsschutz und Sozialwesen am 20.7.1945 festgelegt und noch einmal durch das Innenministerium vom 9.8.1945 bestätigt worden³⁰. Diese Richtlinien wurden aber an Ort und Stelle nicht erfüllt, so daß das Ministerium für Arbeitsschutz und Sozialwesen noch am 14.4.1946 sich mit der Behinderung Pitters auseinandersetzen mußte. In einem Bericht Pitters vom 14.4.1946 heißt es: „Die Polizeiaufsicht wurde in den Internierungslagern sehr verschärft. Unsere derzeitigen Ausweise wurden von den Bewachungsmannschaften und ihren Vorgesetzten nicht anerkannt. Sie mußten auch mit dem Stempel des Direktoriums für Volkssicherheit (SNB) versehen sein. Manchmal wurde uns das Recht zur Übernahme von Kindern aus Auffanglagern abgestritten, obgleich es mein Beglaubigungsschreiben vom 26.7.1945 ausdrücklich bestimmt. In den Lagern finden wir oft Kinder, die für den Transport bestimmt sind und die notwendig eine Erholung brauchten, damit sie den Transport überstehen und uns im Ausland keine Schande machen“³¹.

So wirkte Pitter bereits in diesen Wochen zwischen zwei Machtkomponenten in der wiedererstandenen Tschechoslowakischen Republik, die eben gerade das Ansehen des Vorkriegsstaates nicht bewahrt hatte. Unter der Decke der Deutschenverfolgung etablierte sich eine neue Macht, die den Ministerien zu widerstehen suchte. Und im ganzen zeichnete sich die Ohnmacht der alten Kräfte ab. Gerade im Zusammenhang mit der Vertreibung der Deutschen kann man den Umbruch aller alten Rechtsvorstellungen beobachten, gipfelnd in den öffentlichen Grausamkeiten, aber auch tiefer wurzelnd im Gefüge des neuen Staates und mit all den Orgien blutrünstiger Gewalt auf den Straßen nicht nur den armen verfolgten Deutschen, sondern auch den Verfechtern einer „bürgerlichen Ordnung“ bereits ihre Ohnmacht vor der brutalen „revolutionären“ Gewalt demonstrierend. Diese Entwicklung ist bisher noch niemals in ihrer

²⁹ Darüber gibt es einen Bericht des Redakteurs Laštůvka an den Sekretär des „Bundes befreiter politischer Häftlinge“ vom 12. 10. 1945.

³⁰ Olga Fierzová: Einblicke in die Kinderseele. Ergänzung des Berichts über die Beendigung des Zweijahresplans zur Rettung von Kindern aus KZs und Internierungslagern. S. 9, PM JAK.

³¹ Darüber berichtete Olga Fierzová, ebenda 24.

Bedeutung für die drei folgenden Jahre bis zur offenen kommunistischen Machtübernahme untersucht wurden. Sie scheint aber wichtig für das Verständnis des Vertriebungsverbrechens ebenso wie für die totale Kapitulation der tschechischen Rechtsstaatlichkeit, die eben nicht nur den Deutschen gegenüber, sondern auch allem traditionellen Verständnis von Recht und Ordnung von den neuen kommunistischen Machthabern und ihren nationalistischen Helfern erzwungen wurde.

Mitten in diesen Mahlsteinen eines übermächtigen historischen Prozesses wirkten Pitter und seine Mitarbeiter auf ihre Weise unter dem Schutz ihres unerschrockenen und oftmals wohl entwaffnenden Bekenntnisses zur Menschlichkeit. In den neugegründeten Heimen, wie auf Inseln der Humanität, versuchten sie eine besonders anspruchsvolle Methode der Erziehung und Umerziehung an ihren Schützlingen. Jüdische und deutsche Kinder wurden zusammen erzogen, sie trafen sich bei Spaziergängen, im Speisesaal, aber sie wohnten getrennt. Damit suchte man dem Umstand zu begegnen, daß die älteren deutschen Kinder eine Erziehung in der Hitlerjugend hinter sich hatten, während die jüdischen Kinder ihre Lebenserfahrungen in den deutschen Konzentrationslagern gesammelt hatten. Dagegen waren die Deutschen nun nach dem Krieg in tschechische Internierungslager geraten, so wie der 15jährige Siegfried W. aus Lužice. Er kam aus der Kleinen Festung Theresienstadt, wo „der Gummi knüppel die Rolle des Dolmetschers spielte und steter Begleiter war“. Der 15jährige Siegfried berichtet: „Wir kamen in Štířín an. Das erste, was wir sahen, waren jüdische Kinder. Die alte Kluft erweiterte sich. Wir erinnerten uns an Theresienstadt, wo uns einige Juden am meisten gequält hatten. Unsere Fäuste ballten sich in den Hosentaschen, wir waren sofort in Bereitschaft. Sie führten uns in den Speiseraum, wo wir uns nach langer Zeit wieder satt aßen [...] Von da an betreuten uns liebenswürdige Menschen. Ja, Menschen!“³²

Später wurden Pitter auf seinen Auslandsreisen oft Fragen gestellt nach der Aussiedlung der Deutschen oder nach ihrer Umerziehung, mit jener Einseitigkeit, welche die ersten Nachkriegsjahre in der internationalen Diskussion vielfach begleitete. Pitter suchte dem immer wieder mit einem überlegenen Standpunkt seiner Menschlichkeit zu begegnen, und manches seiner Beispiele mag seine Kritiker auch nachdenklich werden lassen. So belegte er auch für die tschechische Öffentlichkeit beispielhaft seine Einstellung mit dem Schicksal eines deutschen Kindes: „In unser Heim nahm ich aus dem Krankenhaus für internierte Deutsche eine Gruppe kranker Kinder auf, unter ihnen auch einen 15jährigen Knaben. Er stammte aus Oberschlesien. Er war, zusammen mit seinen Eltern, vor der sich nähernden Front nach Böhmen geflohen. In Prag überraschte sie der Aufstand. Als man sie nach ihrer Festnahme durch die Gassen führte, zerschlug irgendein Revolutionsgardist dem Jungen mit dem Gewehrkolben den Schädel. Im Krankenhaus heilte die Wunde zum Teil. Von seinen Eltern erfuhr er nichts mehr. Der Junge war in die Uniform der Hitlerjugend gekleidet, die von fast allen Jugendlichen getragen wurde. Als Folge der Gehirnbeschädigung war ein Körperteil schlecht beweglich, die Sprache fehlerhaft. Als ich ihn übernahm, war er entsetzt. Später, als er meine Freundschaft erkannte, hing er an mir wie an seinem Vater. Ich

³² E b e n d a.

weiß, sagte er mit Anstrengung, daß nicht alle Tschechen schlecht sind. Ein tschechischer Soldat gab mir ein Stück Brot. Der Junge wurde gesund. Er hält zu uns mit Leib und Seele. Es wird für ihn schrecklich sein, wenn er nach Deutschland gehen muß, wo er niemanden hat und keinen Menschen kennt.“³³

Man muß also Pitters Wirken nicht nur unmittelbar mit allem Respekt begleiten, sondern man muß auch sehen, wie er sein eigenes Leben und das Schicksal der ihm Anvertrauten beispielhaft einsetzte für eine praktische Philosophie der Menschlichkeit. Er fährt fort: „Sagen wir, er wäre nicht in unser Kinderheim gekommen, sondern er wäre direkt mit einem Transport Deutscher, die verbittert, erzürnt und voll Rachsucht waren, ausgesiedelt worden. Bestimmt wäre aus ihm ein grimmiger Feind der Tschechen erwachsen, und der Schlag, von einem Tschechen ihm zugefügt, könnte leicht auf den Schädel anderer Tschechen fallen. Auch wenn dieser Knabe fortgeht und als Vertriebener das Schicksal seiner Landsleute teilt, wird er in seiner Seele das Bewußtsein tragen, daß es dort und anderswo Menschen gibt, die mit Liebe und Sehnsucht nach Frieden und Freundschaft erfüllt sind. Und Freundschaft wird unter denen sein, die Liebe suchen werden, und er wird uns beim Brückenbau über Abgründe helfen.“

Řemysl Pitter entkam 1951 knapp seiner Verhaftung. Er emigrierte über Berlin in die Bundesrepublik. 1952–62 war er als Laienprediger im Lager Valka bei Nürnberg tätig. Nach 1962 lebte und wirkte er in der Schweiz, betreute tschechische Emigranten, predigte über den Sender RFE für seine Landsleute, schrieb Bücher über seine Deutung der Gegenwart für eine bessere, menschlichere, eine demokratische Zukunft³⁴. Anerkennung aus Israel und durch die deutsche Bundesregierung mögen ihm eine Genugtuung gewesen sein; besonders freuten ihn aber Begegnungen mit seinen ehemaligen Schützlingen. Er gehörte zu den allseits anerkannten Persönlichkeiten der tschechischen Emigration³⁵. Seine monatlichen Berichte, zusammengestellt mit Hilfe seiner getreuen Sekretärin Olga Fierzová, wurden zum festen Bestandteil in den Briefkästen vieler Emigranten. Das Wort war im Schweizer Exil seine einzige Waffe gegen die Unmenschlichkeit geworden, und er suchte es in allen Formen zu handhaben. Man mag die vielen Jahrgänge seiner „Briefe“, seine Vorträge in Rundfunkanstalten und vor wechselnden Auditorien nicht geringschätzen, wenn man Hoffnung auch zu den politischen Kräften zählt. Die Hoffnung war das wichtigste Argument des Christen Řemysl Pitter. Er starb am 15. Februar 1976 in Zürich.

³³ Ebenda.

³⁴ Vgl. Pitter, Řemysl: Schuld und Sühne. München 1965 und Sládek, Paulus: Not ist Anruf Gottes. München 1991, 267.

³⁵ Vgl. Pitter, Řemysl: Unter dem Rad der Geschichte (Zürich-Stuttgart 1970) und Geistige Revolution im Herzen Europas (Zürich 1970).

DISKUSSION

„ALS DIE WACHSAMKEIT DES REGIMES NACHLIESS“ ZUR BESCHÄFTIGUNG MIT DER VERGANGENHEIT DES EIGENEN FACHES IN DER TSCHECHISCHEN GESCHICHTSWISSENSCHAFT NACH 1989*

Von Robert Luft

„Das Pendel der Geschichte hat sich bewegt, frühzeitig erreichte eine alles ergreifende Welle gesamtgesellschaftlicher Wiederbelebung nicht nur die Universitätsstudenten, sondern auch die Tore der wissenschaftlichen Institute.“¹ Mit diesen Worten beschrieb im Sommer 1990 der neue Direktor des Historischen Instituts der Prager Tschechoslowakischen Akademie, der ehemals zum Dienst in Prager Straßenbahnen gezwungene und dann ins südböhmische Tabor verbannte Mittelalterforscher František Šmahel die Umbruchzeit der „Sanften Revolution“ in der Tschechoslowakei, in deren Folge sich auch die tschechische und slowakische Geschichtswissenschaft personell wie institutionell veränderte. Einige Historiker, die knapp zwanzig Jahre lang beanspruchten, das Bild der Geschichtswissenschaft zu beherrschen, und die vor allem die Historiographie in nationalen und internationalen Gremien repräsentiert hatten, verloren ihre Positionen. Dissidenten, denen die berufliche Betätigung in den historischen Wissenschaften seit Anfang der siebziger Jahre untersagt war, erlangten führende Stellungen in zentralen Institutionen des Faches und kehrten damit in die breite wissenschaftliche Öffentlichkeit zurück. Schließlich wechselten Wissenschaftler, die in den „Nischen“ des Faches, also in Archiven, Museen oder Bibliotheken oder in untergeordneten Positionen, gearbeitet hatten, an historische Institute und an die – zum Teil neuen – Universitäten. Es entstanden neue Zeitschriften, Geschichtsvereine und Institutionen, bestehende Zeitschriften wurden unter neuer Leitung und mit neuem Mitarbeiterkreis herausgegeben und geschichtswissenschaftliche Institutio-

* Der vorliegende Beitrag wurde für die Forschungstagung „Vergangenheitsbewältigung: Was kann die Geschichtswissenschaft in der Tschechoslowakei beitragen?“ des Collegium Carolinum im November 1992 erarbeitet und steht in Zusammenhang mit den Beiträgen, die zu diesem Thema im Heft 34/2 (1993) der *Bohemia* veröffentlicht wurden. Neuere Entwicklungen zur Historiographie der tschechischen Geschichtswissenschaft, vor allem der 7. tschechische Historikertag vom 24.–26. September 1993 in Prag und verschiedene Publikationen des Jahres 1993, konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Allen Kollegen und Freunden, die durch Korrekturen, Ergänzungen, Anregungen und eigene Erfahrungsberichte mir halfen, das Manuskript auszurbeiten, danke ich.

¹ Šmahel, František: Předmluva [Vorwort]. In: *Historiografie v Československu 1985–1989: Výběrová bibliografie* [Geschichtswissenschaft in der Tschechoslowakei: Auswahlbibliographie]. Praha 1990, VII (Opera Instituti Historici Pragae D-1).

nen personell wie inhaltlich reorganisiert². Alles in allem bedeutete dies innerhalb von knapp zwei Jahren eine markante Veränderung, so daß von einem Einschnitt gesprochen werden muß.

Und doch erfolgte der Übergang offenbar eher fließend. Anders als bei Politologie oder Soziologie kann die Jahreswende 1989/90 nicht zur Stunde Null der tschechischen Geschichtswissenschaften erklärt werden, denn trotz aller Kontrolle durch Partei und Staat, durch Ideologie und Bürokratie, durch Geheimdienste und Kollegen und trotz der kollektiven wie individuellen Selbstzensur „entging die Historiographie als Ganzes ihrer Vernichtung“ während der letzten Jahrzehnte³. Dem erfolgten Bruch, der wiedererlangten Garantie der freien Wissenschaft nach einer langen und gerade für die Geschichtswissenschaft schwierigen Ära unter einem diktatorischen, kontrollierenden und normierenden System, stehen somit – ausgenommen die Disziplin Zeitgeschichte – offenbar viele Kontinuitäten gegenüber mit positiven, zum Teil aber auch konservierenden Auswirkungen.

Möglicherweise ist dies der Grund, warum bisher unter tschechischen Historikern noch keine tiefere Diskussion über Brüche und Kontinuitäten in ihrem Fach, über Forschungsvergangenheit und über grundlegend neue Konzepte begonnen hat⁴. Der Analyse der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung der letzten 20, wenn nicht gar 50 bis 60 Jahre wurde und wird eher ausgewichen. Sie wird, wenn sie überhaupt betrieben wird, ins Ausland verlagert oder bleibt Historikern aus dem Ausland überlassen⁵. Es gibt bislang weder Darstellungen zur jüngsten Geschichte des Faches oder

² Dazu u. a. Unfried, Berthold/Kárník, Zdeněk: Institutionelle Veränderungen in der tschechischen Historiographie. *ÖZG* 2/1 (1991) 81–94.

³ Třeštík, Dušan: České dějiny a čeští historikové po 17. listopadu. *ČCH* 88 (1990) 106–118, zitiert nach der deutschen Fassung: Die tschechische Geschichte und die tschechischen Historiker nach dem 17. November. *BohZ* 32 (1991) 277–295, hier 281. – Kritisch dazu Kořalka, Jiří/Pokorný, Jiří: Česká společnost 19. a 20. století a čeští historikové (Několik myšlenek k úvaze Dušana Třeštíka po 17. listopadu 1989) [Die tschechische Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts und die tschechischen Historiker (Einige Gedanken zur Betrachtung Dušan Třeštíks nach dem 17. November 1989)]. *ČCH* 88 (1990) 572–576.

⁴ Zu den seit 1989 geführten historiographischen Diskussionen und Anstößen von einzelnen – wie von Jan Křen – weiter unten.

⁵ Eingeschränkt allein auf die nichtdissidentische Historiographie der letzten 20 Jahre, sind zu nennen Heumos, Peter: Geschichtswissenschaft und Politik in der Tschechoslowakei. *JbGO* 16 (1978) 541–576. – Ders.: Geschichtswissenschaft und Politik in der Tschechoslowakei. Forschungen zum 19. und frühen 20. Jahrhundert in den Jahren 1950–1975. *JbGO* 30 (1982) 575–601. – Ders.: Die tschechoslowakische Literatur (1945–1975) zur neueren deutschen Geschichte. In: Die moderne deutsche Geschichte in der internationalen Forschung (1945–1975). Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1978, 177–196 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 4). – Laudiero, Alfredo: Nineteenth-Century Bohemia in Contemporary Czechoslovak Historiography: Changing Views. *The Slavonic and East European Review* 68 (1990) 476–497. – Im weiteren Sinne müssen auch darunter gezählt werden Schmidt-Hartmann, Eva: Forty Years of Historiography under Socialism in Czechoslovakia. Continuity and Change in Patterns of Thought. *BohZ* 29 (1988) 300–324; auch tschech.: Čtyřicet let historiografie v socialistickém Československu. Kontinuita a změny v myšlení. *Historické listy* 1 (1991) 48–49. – Kořalka, Jiří: Historiography of the Countries of Eastern Europe: Czechoslovakia. *American Historical Review* 97/4 (1992) 1026–1040. –

einzelner Institutionen noch über die persönliche und fachliche Entwicklung von Historikerinnen und Historikern oder gar ganzer Historikergenerationen während der kommunistischen Ära. Obwohl viele der Historiker, die in wissenschaftliche Institutionen im oder kurz vor dem Rentenalter zurückgekehrt sind, selbst bereits einen Teil der Geschichte der letzten zwanzig, wenn nicht vierzig Jahre repräsentieren und zu Zeitzeugen geworden sind, wurden bisher noch keine Memoiren oder anderen biographischen Darstellungen veröffentlicht. Eindrücklichere biographische Beschreibungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen in dieser Phase unterbleiben meist auch bei der Würdigung in neueren Festschriften. Vergleichbare Texte zur Ego-Histoire oder „Eigen-Geschichte“, wie sie von österreichischen Historikern und Wissenschaftlern verwandter Fächer relativ kurz nach Kriegsende vorgelegt wurden und die bei aller Subjektivität und Beschönigung wichtige Quellen sind⁶, liegen bedauerlicherweise ebenso wenig vor wie Fachanalysen und vergleichbar (selbst)kritische Rückblicke, wie sie seit 1990 von einzelnen ehemaligen DDR-Historikern bekannt sind⁷. Noch blockiert offensichtlich weitgehend das kollektive Gedächtnis gerade der älteren Generation eine offene Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte, vor allem mit der zeitgenössischen Entwicklung der Geschichtswissenschaft⁸.

Vieles mag in der tschechischen Öffentlichkeit inzwischen diskutiert worden sein, auch gerade Ende 1989 und Anfang 1990 in Fachkreisen und in der Öffentlichkeit zahlreiche Stellungnahmen über Vergangenheit und Zukunft der Wissenschaft abgegeben und nach Erklärungen gesucht worden sein, doch fand dies in der Fachliteratur kaum einen Niederschlag. Eine Ausnahme bilden sechs Darstellungen von tschechischen Wissenschaftlern, die 1992 in der Bohemia unter der Sammelbezeichnung „Nischen für die tschechische Geschichtsschreibung in der kommunistischen Ära“ veröffentlicht wurden. Vorgestellt wurden dabei die Zeitschriften Husitský Tábor, Slezský sborník, Opus musicum, Studia Comeniana et Historica und die mit dieser verbundenen Comenius-Kolloquien in Ungarisch Brod, aber auch Amedeo Molnár und sein Kreis sowie das Archiv bzw. Forschungsinstitut zur

Zur Geschichtswissenschaft der Dissidenten bzw. der nach 1968 zur manuellen Arbeit gezwungenen Historiker neben den zahlreichen Arbeiten von Gordon Skilling und den Acta Creationis etc. neuerdings Unfried, Berthold: *L'historiographie indépendante depuis 1968*. In: *A l'Est, la mémoire retrouvée*. Hrsg. von Alain Brossat u. a. Paris 1990, 465–488.

⁶ Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in „Selbstdarstellungen“. Hrsg. von Nikolaus Grass. 2 Bde. Innsbruck 1950–1951. – Dazu auch Müller, Albert: *Alte Herren/Alte Meister*. „Ego-Histoire“ in der österreichischen Geschichtswissenschaft. Eine Quellenkunde. *ÖZG* 4/1 (1993) 120–133.

⁷ Genannt sei nur die Selbstkritik einzelner Historiker in *Das Elend der DDR-Historiker*. taz vom 15. Juni 1990, 5, sowie der Sammelband *Zwischen Parteilichkeit und Professionalität. Bilanz der Geschichtswissenschaft der DDR*. Hrsg. von Konrad H. Jarausch. Berlin 1991. – Bleiber, Helmut: 40 Jahre DDR-Geschichtswissenschaft – Leistungen und Grenzen. *ÖOH* 33 (1991) 556–568. – Schultz, Helga: Was bleibt von der Geschichtswissenschaft der DDR? *ÖZG* 2/1 (1991) 22–40. – Und neuerdings Bialas, Wolfgang: Authentizität im Zusammenbruch. Die Sozial- und Geisteswissenschaften der DDR auf der Suche nach einer neuen Identität. *ÖZG* 4/1 (1993) 146–154.

⁸ Unfried, Berthold: Unabhängige Historiographie und kollektives Gedächtnis in der Tschechoslowakei. *Groniek* 107 (1990) 125–150.

Geschichte der Karls-Universität in Prag⁹. Die exemplarische Auswahl berücksichtigt nur den tschechischen Staatsteil und blieb unvollständig, da auch weitere Regionalzeitschriften wie *Ústecký sborník historický*, *Minulostí Západočeského kraje*, *Sborník vlastivědných prací z Podblanicka*, aber auch die herausragenden, seit 1981 in einer klassischen Nische veranstalteten interdisziplinären Pilsener Symposien zum 19. Jahrhundert mit ihren Tagungsbänden¹⁰ sowie die in den *Documenta Pragensia* veröffentlichten Prager stadthistorischen Tagungen in diesen Zusammenhang gehören. Daneben wären zu erwähnen die teilweise im *Časopis Matice moravské* publizierten Brüner Arbeiten zur historischen Parteienforschung, die der Frühneuzeit gewidmeten *Folia Historica Bohemica*, die traditionsreichen demographischen Forschungen oder die herausragenden kulturhistorischen Studien der ethnographischen Institute, die in den Zeitschriften *Český lid* oder *Etnografie dělnictva* veröffentlicht wurden, und einige mehr. Vor allem aber sind die vielen Archive, Museen und anderen Einrichtungen – meist außerhalb Prags – zu nennen, denen eine besondere Rolle für den Bestand wissenschaftlicher Tradition und für fortgesetzte Forschungen in der Historiographie zukam.

Vorläufig liegen aber nur die sechs genannten „Nischen-Berichte“ vor. Sie zeichnet nicht nur aus, daß sie zu den wenigen Darstellungen von Historikern zu Entwicklung und Lebensbedingungen des Faches während der letzten zwanzig Jahre in der Tschechoslowakei gehören, sondern vor allem, daß so rasch nach dem Umbruch gerade die Wissenschaftler, die nicht auf eine Vergangenheit als Dissidenten verweisen konnten, bereit und so couragiert waren, sich über ihre – zumindest institutionelle – Vergangenheit zu äußern und manches preiszugeben, was angesichts der Debatten über zu große Staats- und Parteinähe oder über persönliche Verwicklungen in die Geheimdienstsphäre auch in anderen Wissenschaftsdisziplinen selten gewagt wurde. Die Darstellungen sind um so verdienstvoller, als weder die großen historischen Einrichtungen der Akademie der Wissenschaften oder der Universitäten noch die traditionelle Fachzeitschrift *Český časopis historický* (bis 1989 *Československý časopis historický*) ihre jüngere Vergangenheit in ähnlicher Weise thematisierten und auch

⁹ Alle Zitate (und Seitenangaben) beziehen sich, wenn nicht anders gekennzeichnet, auf diese Beiträge, wobei auf die Nennung einzelner Autoren bewußt verzichtet wurde. – *Rejchrtová*, Noemi: Die Freunde Amedeo Molnárs in den letzten zwanzig Jahren. *BohZ* 33 (1992) 111–116. – *Gawrecki*, Dan: Der Slezský sborník und seine Mitarbeiter. *Ebenda* 116–128. – *Kořalka*, Jirí: Neun Jahrgänge des Husitský Tábor. *Ebenda* 128–138. – *Fukač*, Jirí: Das Brüner Opus musicum. *Ebenda* 138–143. – *Válka*, Josef: Die „Studia Comeniana et Historica“ und die Kolloquien über Comenius in Ungarisch-Brod. *Ebenda* 354–361. – *Svatoš*, Michal: Das Institut für die Geschichte der Karls-Universität in Prag. Versuch einer Bilanz der letzten zwanzig Jahre. *Ebenda* 361–370.

¹⁰ Gerade die Pilsener Tagungen und die daraus hervorgegangenen Tagungsbände bedürften einer zusammenfassenden Darstellung. Tagungsberichte u. a. in *Minulostí Západočeského kraje* und seit 1989 in *Bohemia*. – Dazu auch *Čornej*, Petr: Deset let plzeňských symposií [10 Jahre Pilsener Symposien]. *ČČH* 89 (1991) 150–156. – *Loewenstein*, Bedrich: Theatralik, Historismus, bürgerliche Repräsentation. Aspekte der tschechischen Kultur im 19. Jahrhundert. *BohZ* 29 (1988) 15–33. – *Weiser*, Thomas: Der Beitrag der „Pilsener Symposien über die tschechische bürgerliche Kultur im 19. Jh.“ zur Sozialgeschichte des tschechischen Bürgertums (1982–1988). *JbGO* 40 (1992) 394–399.

noch keine Forschungen dazu publizierten¹¹. Auch das neugegründete Institut für Zeitgeschichte in Prag oder die ehemaligen Dissidenten, unter denen sich bekanntlich in der ČSSR überdurchschnittlich viele Historiker befanden, haben die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in der kommunistischen Tschechoslowakei noch nicht zu einem Arbeitsthema gemacht, wenn man von den Veröffentlichungen zu 1968 und 1989, Bibliographien der Samisdat-Literatur und Jan Křens verdienstvollen „Bílá místa“ absieht¹². Die Beschreibungen der „Nischen“ liefern somit eine erste wichtige Quelle zur Zeitgeschichte der tschechischen Historiographie.

Den sechs relativ homogenen Berichten ist gemeinsam, daß sie meist unpersönlich bzw. entpersonalisiert formuliert sind. Die Verwendung des Passivs und von Konstruktionen mit unklaren Subjektbeziehungen „es konnte“ oder „es gelang“ überwiegen. Wer oder welche Institution mit welchen Schritten bestimmte Maßnahmen verlangte oder erzwang, wird dabei selten ausgeführt. Inhaltlich verbindet die sechs Berichte, daß – nach Ansicht der Autoren – stets „außerhalb der offiziellen Geschichtswissenschaft“ (S. 366) stehende kleine Zentren „solider historischer Forschung“ (S. 370) behandelt werden, wobei den Publikationsmöglichkeiten mehr Aufmerksamkeit als den Forschungsbedingungen gewidmet wird. Träger der Arbeitskreise und Zeitschriften waren „Historiker von Beruf“ (S. 136), die diesen auch nach 1969 ausüben konnten. Die meisten von ihnen arbeiteten jedoch eher fern von Prag – was nicht immer räumlich, sondern eher machtpolitisch gemeint ist – in untergeordneten Positionen, ein „dienstlicher Aufstieg“ blieb ihnen verwehrt, und ihnen legten die „offiziellen Spitzen des Regimes der sogenannten Normalisierung, zumal die Leitung des damaligen Instituts der Akademie im Emaus-Kloster, in irgendeiner Weise Steine in den Weg“ (S. 136).

Andererseits reichten die formalen Bindungen recht weit in zentrale institutionelle Bereiche hinein. So war Molnár Mitglied und zeitweise Dekan der evangelischen theologischen Fakultät, das Troppauer Slezský ústav war Bestandteil der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaft, das Archiv der Karls-Universität unterstand direkt dem Rektorat, das Hussiten-Museum in Tabor genoß besonderes nationales und staatliches Prestige, und das Comenius-Zentrum in Ungarisch Brod lag „durchaus nicht im ideologischen Windschatten“ (S. 356). Trotz der „Normalisierungsmaßnahmen“ seit 1969 werden die Einrichtungen stets zur „mittleren“ oder zur „grauen Zone“ gezählt, gegenüber der die Parteihistoriker auf der einen Seite und die Dissidenten auf der anderen Seite den schwarzen und den weißen Pol bilden, ohne daß hier die Farben klar zugeordnet werden (S. 130)¹³. Der Begriff „šedá zóna“, der in der kommunistischen Ära (und schon davor) im allgemeinen Sprachgebrauch auch für andere Bereiche wie beispielsweise die Schattenwirtschaft verwendet wurde, war

¹¹ So finden sich im Vorwort der ersten Nummer des *Český časopis historický* beispielsweise keine Ausführungen über die Entwicklung der Zeitschrift vor 1990 oder über personelle und institutionelle Veränderungen: *ČČH* 88 (1990) 1–2.

¹² Křen, Jan: *Bílá místa v našich dějinách?* [Weiße Flecken in unserer Geschichte?]. Praha 1990.

¹³ Prokop, Rudolf/Sádecký, Ladislav/Bína, Karel: *České dějepisectví včera, dnes a zítra* [Tschechische Geschichtswissenschaft gestern, heute und morgen]. *Historické studie* 22 (1988) 113–131, hier 125–126. – Der Begriff auch in *Dějiny země koruny české* [Geschichte der Länder der Böhmisches Krone]. 2 Bde. Praha 1992, hier II, 304.

schon in der Samisdat-Literatur auf die Geschichtswissenschaft übertragen worden¹⁴ und hat sich seitdem als Bezeichnung für die Historiker, die Nischen fanden oder sich schufen, etabliert. Zweifelsfrei bildeten die Nischen und die graue Zone nach 1989 eine gute Ausgangsbasis für die Entwicklung der tschechischen Geschichtswissenschaft; ob ihr Weg aber ohne inhaltliche Diskussion fortgesetzt werden kann und sollte, erscheint eher fraglich.

Der Hinweis darauf, daß diese graue, „mittlere“ Gruppe der Historiker – bezogen auf die fachlich wirklich tätigen – personell die stärkste und die produktivste war, unterbleibt in allen sechs Berichten. Die spezielle Situation dieser „grauen Zone“ in der Geschichtswissenschaft wird dagegen mehrfach als „paradox“ bezeichnet (S. 356; 364 Anm. 6 und 365 f. Anm. 8). Auf der einen Seite standen Unterdrückung und Kontrolle, auf der anderen Seite hatte dieser Bereich vergleichsweise gute materielle und strukturelle Möglichkeiten. Obwohl „öffentlich“ und fachlich etabliert, bestand offenbar doch kein durchgängiger politischer und ideologischer Druck¹⁵, sondern wirkten diffizilere Mechanismen, wodurch die graue Zone, die in den genannten Aufsätzen konsequent, wenn auch nicht immer überzeugend vom „offiziellen“ Bereich der tschechoslowakischen Geschichtswissenschaft abgegrenzt wird, zu charakterisieren ist. Doch scheint auch die graue Zone von inoffiziellen schwarzen Listen und selbstregulierter Eigenzensur geprägt gewesen zu sein. Ein Beispiel stellt Pekař dar, der seit 1950 als „persona non grata“ der tschechischen Geschichtswissenschaft galt und im Rahmen der kollektiven Selbstkontrolle aus dem öffentlichen Geschichtsbild wie aus den Bibliotheken verschwand, obwohl Pekař Schriften anscheinend niemals offiziell indiziert wurden.

Das wirklich Paradoxe war aber, daß – offensichtlich mit Duldung, gezielter Kanalisierung oder aufgrund mangelnden Vermögens oder Interesses an einer durchgehenden und flächendeckenden Kontrolle von Partei, Staat, Geheimdiensten und anderen Organen – die Einrichtungen der „grauen Zone“ weiterhin mit entlassenen Kollegen zusammenarbeiten und deren Arbeiten, wenn auch teilweise nur unter Pseudonym, publizieren konnten. Beispiele dazu finden sich in jedem Bericht. So mußte der Initiator einer Zeitschrift „die Redaktion, später auch das Museum verlassen, hielt aber weiterhin Kontakt zu der Zeitschrift und den Kollegen“ (S. 356). An anderer Stelle konnte wissenschaftliche Arbeit in „geordneten Bahnen“ weitergeführt werden „dank des Rats und der Hilfe der entlassenen Kollegen, die zumindest in dieser Weise mit ihrem früheren Arbeitsplatz in Verbindung blieben“ (S. 365). Selbstkritisch spitzte ein ehemaliger DDR-Wissenschaftler diese paradoxe in fast allen intellektuellen Bereichen kommunistischer Staaten mögliche Doppelexistenz in dem Bonmot zu: „Linientreu in der Öffentlichkeit, dissidentisch in der Nische“¹⁶.

Zu den Paradoxien gehört auch, daß in den siebziger Jahren in Einzelfällen im grauen Bereich „auf dringende Empfehlung“ der Kreis- oder auch des Zentralkomitees

¹⁴ Prof. Dr. Jan Havránek danke ich für viele Hinweise und Kommentare, u. a., daß der Begriff „graue Zone“ schon in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern gebräuchlich war.

¹⁵ Kořalka: *Historiography* 1034.

¹⁶ Graf, Andreas: *Wende und Wände. Zur Selbstfindung der (DDR-)Geschichtswissenschaft. In: Zwischen Parteilichkeit und Professionalität 35–42, hier 38.*

der KPTsch neue Mitarbeiter eingestellt [wurden], die aus der Partei ausgeschlossen worden waren und zuvor im Parteiapparat oder an Lehrstühlen für Marxismus-Leninismus gewirkt hatten“ (S. 117). In anderen Fällen erlaubte es das „Wohlwollen des Ministeriums“, daß nichtkonforme Wissenschaftler Stellen erhielten (S. 114). Der verbliebene, relativ große, wenn auch unklare Spielraum wird aber besonders im Veröffentlichungsbereich deutlich. „In die Publikationstätigkeit wurden praktisch alle Mitarbeiter des Archivs einbezogen, einschließlich derjenigen, die die Partei bestraft hatte“ (S. 366) oder „deren Publikationstätigkeit eingeschränkt worden war oder die in den zentralen Zeitschriften nicht publizieren durften“ (S. 357), aber auch „Vertreter alternativer oder nonkonformer Ansichten“ (S. 142). Schließlich konnte nach 1972 vereinzelt immer mal wieder außerhalb Prags eine reguläre Tagung veranstaltet werden, die „bis dahin diskriminierten Historikern eine Möglichkeit bot, sich öffentlich zu artikulieren“ (S. 366). Zu den Möglichkeiten wie auch Aufgaben der Nischen wird darüber hinaus gezählt, „Forschung im Sinne wissenschaftlicher Objektivität zu betreiben, internationale Kontakte aufrechtzuerhalten und sich um die Rückkehr ihrer geächteten Kollegen in den wissenschaftlichen Diskurs zu bemühen“ (S. 360–361) und „ein ‚Fenster‘ in das wissenschaftliche Europa“ zu öffnen oder offenzuhalten (S. 366).

Gegenüber diesen Erfolgen scheinen die dazu notwendigen Strategien, die Schwierigkeiten, Mühen und Ängste und psychologischen Probleme den Verfassern der sechs Berichte entweder zu selbstverständlich oder zu marginal, um eingehender dargestellt zu werden. Auf mehr als eine notwendige „gewisse Solidarität innerhalb des Instituts“ (S. 117) wird nicht hingewiesen. Welche Institutionen die genannten Aktivitäten genehmigte, finanzierte oder überwachte, bleibt offen. Über die Kontrollmechanismen oder -bedingungen wird ebenfalls nicht viel Konkretes berichtet, obwohl dies dem Außenstehenden zu einem besseren Verständnis verhelfen könnte. Abgesehen von der 1969 erfolgten Beschlagnahme der Bestände von Studentenvereinen aus dem Jahr 1968 durch die Geheimpolizei (S. 364) werden nur die Existenz der „berühmten Historikerkommissionen“ bei den Bezirksnationalausschüssen (S. 358) und die „faktischen Publikationsverbote, die eine Instruktion der Partei Ende Juni 1972 forderte“ (S. 117) vereinzelt erwähnt, ohne daß ihre Funktionsweise und Bedeutung ausgeführt, weitere institutionelle Details genannt oder gar strukturelle Bedingungsbeziehungen reflektiert werden. Auf Formen und Inhalte der Zensur wird nicht weiter eingegangen, da sich die Kontrolle nach übereinstimmender Meinung immer weniger auf Inhalte und „immer mehr auf Personen konzentrierte“¹⁷. Mit den Absichten, inhaltlichen Zielen, aber auch Erstarrungen und „Unzulänglichkeiten“ der Geheimdienste deutet sich ein Fragenkomplex an, der für die neuere Geschichte der kommunistischen Staaten zu einem wichtigen Forschungsthema werden wird. In den bisher veröffentlichten Berichten bleibt der gesamte Bereich der inhaltlichen und institutionellen Kontrolle aber für den Außenstehenden insgesamt noch unklar und widersprüchlich, wenn es auf der einen Seite heißt: „Während der Geldstrom den Bestand der kulturellen Kulissen gewährleistete, wurde der Inhalt kultureller und wissenschaftlicher Tätigkeit einer strengen ideologischen Kontrolle und den Direktiven der Partei unterworfen“

¹⁷ Třeščík: Die tschechische Geschichte 280.

(S. 354), andererseits aber erklärt wird, daß nur die offiziellen Zeitschriften „ideologisch kontrolliert“ worden seien (S. 368).

Deutlicher und eindeutiger wird dagegen in den Berichten die – trotz aller Einschränkungen und Schwierigkeiten – erreichte wissenschaftliche „Normalität“ betont, die dem „allgemeinen Grau der ‚Normalisierung‘“ (S. 128) gegenübergestellt wird. So kehrten in den besprochenen Einrichtungen meist Ende der siebziger Jahre „wieder normale Verhältnisse“ ein (S. 364). Daß zwischen 1978 und 1982 „die Wachsamkeit des Regimes nachließ“ (S. 355), beobachteten alle Autoren, auch wenn regional vereinzelt gegenläufige Tendenzen dazu bestanden (S. 355) und erst in dieser Zeit der *Historický klub* gezwungen war, sich aufzulösen¹⁸. Doch im allgemeinen wuchs seitdem der Freiraum im Publikationsbereich und bei der Veranstaltung von Tagungen. Thematisch erweiterte sich das Spektrum, und zumindest für den Rezensionen- und Annotationsteil von Nischen-Zeitschriften habe gegolten, daß „Beschränkungen irgendeiner Art praktisch wegfielen“ (S. 368). Zu unterscheiden ist dabei offensichtlich zwischen den Forschungs- und den Publikationsmöglichkeiten. Eine genauere Periodisierung der Entwicklungsphasen der tschechischen Historiographie in der zweiten kommunistischen Phase ergibt – nimmt man die in den sechs Beiträgen angeführten Jahreszahlen – ironischerweise fast einen Fünfjahresrhythmus mit den Einschnitten 1968/69, 1973/74, 1978, 1982 und 1987/88, doch dürfte die entscheidende Veränderung Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre erfolgt sein. Als markantes Ereignis werden dabei im Rückblick meist die Taborer Hussitentagungen genannt.

Das Paradoxe der seit 1969 auch im Bereich der Geschichtswissenschaft verfolgten Politik der „normalizace“ – eines Begriffs, in welchem im Tschechischen, was oft übersehen wird, auch der Aspekt der „Normierung“ mitschwingt – war die geringe und im Laufe der Jahre immer geringer werdende Rolle von Ideologie und inhaltlichen Kriterien. Nur so ist der Gegensatz von „offizieller“ und nichtoffizieller, gleichwohl aber in der Regel staatlich geförderter und öffentlich präsenter Geschichtswissenschaft zu verstehen. Da der Begriff „öffentlich“ aber gar nicht verwendet wird, kommt es auch nicht zu einer Reflexion über die Mehrbödigkeit von Öffentlichkeiten in hochgradig kontrollierten Gesellschaften, über Sprachregelungen, Kommunikationszusammenhänge und wissenschaftlichen Diskurs im tschechoslowakischen kommunistischen System sowie über die Frage von möglichen Spielräumen angesichts verschiedener staatlicher Ebenen und institutioneller Hierarchien. Im Zusammenhang mit Kulturpolitik und ideologischer Kontrolle wird dagegen mehrfach der Begriff „potemkinsch“ verwendet (so S. 354), wobei die unter großem finanziellen, materiellen und personellen Aufwand errichteten Fassaden in keinem Verhältnis zu den Inhalten und Forschungserträgen gestanden hätten. Kennzeichen dieser „potemkinschen“ Politik sei jedoch gewesen, daß nicht einmal mehr die Absicht vorhanden gewesen sei, „irgend jemanden zu täuschen“¹⁹.

¹⁸ Kučera, Karel: *Historický spolek a historický klub* [Der historische Verein „Historický spolek“ und der „Historický klub“]. *ČČH* 88 (1900) 85–91.

¹⁹ Třeštík: Die tschechische Geschichte 279 und ähnlich 280–281.

Das grundlegende Problem spiegelt der unklare Begriff der „offiziellen Geschichtswissenschaft“ wider, die als „staatlich dirigierte Geschichtsschreibung“ oder als „durch die Partei gelenkte offizielle Historiographie“ (beides S. 129) bezeichnet wird. Ebenso vage bleibt die Charakterisierung des gesamten Herrschaftssystems und dessen, was zum Beispiel Historikern vorgeschrieben und gegebenenfalls von ihnen thematisch und ideologisch eingefordert wurde. Die Unterscheidung zwischen angewiesenen und erlaubten bzw. geduldeten Forschungen könnte hier hilfreich sein. Noch ist das Vokabular widersprüchlich und ungenau, was für die Zukunft eine reflektierte Begriffsforschung notwendig erscheinen läßt. Die Formulierungen schwanken zwischen ideologischen und herrschaftsstrukturellen Kategorien. Allgemein scheint sich jedoch der Begriff „Regime“ durchgesetzt zu haben. Im einzelnen wird dann aber von den „ideellen Postulaten des Marxismus“ (S. 118) und an anderer Stelle von „stalinistischem Kryptomarxismus“²⁰, von „neostalinistischen Trägern der alt-neuen Machtverhältnisse“ bzw. „orthodoxen marxistischen Historikern“ (beides S. 365), von den „an der Spitze der offiziellen Historiographie stehenden ‚Mächtigen‘“ (S. 112) sowie allgemein von regimetreuen Kommunisten und Funktionären gesprochen.

Offizielle oder kommunistische Geschichtswissenschaft wird dabei aber nicht inhaltlich oder strukturell verstanden, sondern meint – abgesehen von den Parteieinrichtungen, deren Bedeutung im Fach nach 1970 marginal war – in erster Linie die Prestigeinstitution des Faches – also die Institute der Akademie der Wissenschaften in Prag mit dem zentralen Publikationsorgan ČsČH. Offizielle Historiographie sei zudem charakterisiert gewesen durch institutionelle Reisemöglichkeiten und Auslandskontakte, die Verwendung marxistischer Interpretationsmuster oder Vokabeln und durch ein Interpretationsmonopol in der Zeitgeschichte (beginnend mit der Oktoberrevolution 1917) und in Bereichen mit aktuellen politischen Bezügen wie zum Beispiel Kirchengeschichte oder Sowjetforschung.

Die Beziehung zwischen den Begriffen „offiziell“ und „marxistisch“ bzw. „kommunistisch“ bleibt dabei aber meist unbestimmt. Das Offizielle wird jedoch öfter mit „zentral“ als mit marxistisch identifiziert. Die „Zentrale Prag“ mit ihren Institutionen und Mächtigen wird indirekt und ohne inhaltliche Auseinandersetzung zum alleinigen Träger der offiziellen und marxistischen Historiographie erklärt, während die Wissenschaft in der „Provinz“ (u. a. S. 354; S. 118) eher als nichtoffiziell und nicht-marxistisch charakterisiert wird. Die komplexe Frage der Zentralisierung der tschechoslowakischen Wissenschaftsorganisation nach dem sowjetischen Modell kann hier nicht ausgeführt werden. Doch könnte durch die systemimmanente Blindheit dieses Konzepts und seiner Vertreter in den Zentralinstitutionen sowie durch die dadurch entstandene Marginalisierung dezentraler Einrichtungen gerade die „früher nie dagewesene Dezentralisierung der Forschungs- und Publikationstätigkeit“²¹ in den böhmischen Ländern nach 1970 und der zunehmende Freiraum dieser Einrichtungen erklärt

²⁰ Třeštík: Die tschechische Geschichte 280.

²¹ Kořálka, Jiří: Die tschechische Bürgertumsforschung. Bielefeld 1989, 3 und 18 (Sonderforschungsbereich „Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums im internationalen Vergleich“ – Arbeitspapier 5). – Ders.: Historiography 1034.

werden. Somit hätten die zentralen Institutionen mit ihrem selbstherrlichen Monopolanspruch und ihrer Geringschätzung von regionaler und nichtpolitischer Geschichte langfristig ihre eigene Position untergraben. Möglicherweise liegt in dieser Selbstbezogenheit des Prager Zentrums auch der Ausgangspunkt für die schnelle Entstehung neuer Universitäten in der Tschechischen Republik nach 1990, obwohl die ökonomischen, finanziellen und bildungs- wie wissenschaftspolitischen Bedingungen dafür eigentlich nicht gegeben waren.

Daß die Zuschreibung „marxistisch“ kaum noch inhaltlich benutzt wird, zeigt auch, daß man im Zusammenhang mit der „offiziellen Geschichtsschreibung“ gar nicht mehr darauf hinweist, daß einige der tschechischen Dissidenten und Exilhistoriker marxistische Positionen nach 1969 weiterverfolgten. Vielmehr scheint es fast ein Automatismus zu sein, daß marxistische Wissenschaftler, die nicht zu Dissidenten geworden waren und doch in der grauen Zone mitwirkten, „offiziöse Autoren“ (S. 140) waren und „der offiziellen Geschichtsschreibung näher[ge]standen“ haben müssen (S. 137). Die Schwierigkeiten, sich nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Blocks in Europa detailliert, kritisch und engagiert mit den Themen, Ergebnissen und Methoden marxistisch fundierter oder orientierter Forschungen auseinanderzusetzen, ist jedoch Wissenschaftlern in Ost und West gemeinsam. Der Beitrag marxistischer Geschichtsschreibung und ihre kritische Potenz – jenseits der formalisierten und ritualisierten Instrumentalisierung – erscheinen tschechischen Historikern auf jeden Fall zur Zeit ebenso wie der Bereich der ehemals „offiziellen“ Geschichtswissenschaft und die durch Partei und Staat verbindlich vorgegebenen Inhalte und Forschungspläne, deren Analyse insgesamt noch aussteht, als nicht erinnerenswert und fachlich zumindest zweitrangig. Die dringend notwendige inhaltliche und methodologische Auseinandersetzung mit den Arbeiten von „Großmogulen“ in der kommunistischen Geschichtswissenschaft wie Václav Král²², Jurij Křížek und Jaroslav Purš, Karel Herman und anderen müßte an dieser Stelle einsetzen, zumal deren Arbeiten aus der Zeit vor 1970 in der Fachliteratur oft anders bewertet werden als spätere Publikationen. In diesem Zusammenhang bedürfte die Rolle von Synthesen und Gesamtdarstellungen wie des „Přehled dějin Československa“ und einiger populärer Werke, die im Rahmen einer angestrebten ideologisch fundierten Normierung des Geschichtsbildes nach 1970 entstanden, einer kritischen wie detaillierteren Untersuchung. Getrennt davon dürfte eine inhaltliche wie institutionenbezogenen Auseinandersetzung mit den Ergebnissen und Defiziten des Faches Geschichte wie einzelner Teildisziplinen, aber auch mit den Leistungen und Publikationen einzelner Historiker mittelfristig notwendig werden. Voraussetzung dafür müßte aber sein, sach- und personenbezogene Kritik schärfer zu trennen, was auch in westlichen Geschichtswissenschaften, vor allem im regionalen Kontext, noch immer ein Problem darstellt²³.

²² Zu Králs Versuchen, eine politisch normierte tschechoslowakische Geschichtswissenschaft nach 1968 zu formen, Hinweise bei Schmidt-Hartmann: *Forty Years* 313–316.

²³ „Ein wichtiger Anfang wäre jedenfalls schon gemacht, wenn berechtigte Kritik nicht als persönliche Beleidigung und Selbstkritik als Selbstverständlichkeit aufgefaßt werden würde“, so für Österreich z. B. der Innsbrucker Zeithistoriker Gehler, Michael: „Regionale“ Zeitgeschichte als „Geschichte überschaubarer Räume“. Von Grenzen, Möglichkeiten, Aufgaben

Andererseits wird die Frage, welche Rolle Geschichtswissenschaft jeglicher Form und jeder „Zone“ im Rahmen der kommunistischen Herrschaft in den letzten zwanzig Jahren spielte, in tschechischen Publikationen noch nicht intensiver analysiert. Eine Diskussion über die Legitimationsfunktion der Geschichtswissenschaft oder einzelner ihrer Felder für das marxistisch-leninistische System vor und nach 1968 in der Tschechoslowakei ist noch zu führen. Auch wenn Váľkas These von einem „Regime“, das nach 1969 „bereits niemanden mehr überzeugen“ wollte, das „Ideologie durch Repression und die damit einhergehende Furcht“ ersetzte und das aus Mangel an „politisch bewußten Zensoren“ eine rein bürokratische Kontrolle etablierte (S. 354–355), zutreffend ist²⁴, bleibt die Notwendigkeit, die grundsätzliche Rolle von Wissenschaft und Geschichte und ihrer Themen in diesem System zu bestimmen. Darüber hinaus fordern die stark auf die Person und ihre Verhaltensanpassung fixierten und weniger auf Inhalte ausgerichteten Kontroll- und Zensurmechanismen zur Frage heraus, warum nicht mehr thematische Nischen erschlossen und nicht mehr Anleihen bei neuen Ansätzen von Historiographien anderer kommunistischer Staaten gemacht werden konnten.

Vorhandene – genutzte oder nicht genutzte – Nischen und Spielräume können nicht allein mit dem inhaltlichen Desinteresse von Partei und Staat erklärt werden, obwohl einzuräumen ist, daß in der Tschechoslowakei nach 1968 der historisch legitimatorische Bedarf des kommunistischen Systems geringer war als beispielsweise in der DDR. Es bleibt aber der Widerspruch, daß ein System, das die Historiographie nach dem Prager Frühling Ende der sechziger Jahre als herrschaftsbedrohend einschätzte und verfolgte, während der Jahre 1970 und 1989 historischen Themen und Inhalten weitgehend desinteressiert gegenübergestanden haben soll, zumal das starke historische Bewußtsein der Bevölkerung unzweifelhaft fortbestand. Schließlich löste ja auch den Umbruch 1989 in der Tschechoslowakei – im Gegensatz zu allen anderen Staaten Ost- und Ostmitteleuropas – die Erinnerung an ein historisch-nationales Ereignis aus. Möglicherweise führt hier ein Vergleich mit den Entwicklungen in Ungarn und Polen in derselben Periode weiter.

Selbst wenn Geschichte nicht die Legitimationswissenschaft der ČSSR gewesen sein sollte, es möglicherweise gar keine solche gab, kann die identitätsbildende und normierende Funktion der Historiographie für Staat und Gesellschaft nicht ignoriert werden. Dabei zeigt sich, daß unabhängig vom methodischen Ansatz marxistischer Geschichtswissenschaft „jenen ‚geheiligten Themen‘, die Nejedlý im Rahmen seiner Theorie der nationalkulturellen Traditionen formuliert hatte“ (S. 355) und die Král nach 1969 bekräftigte, eine besondere Rolle zukam. Bei einer Bearbeitung von Themen aus diesem Bereich, der vom frühslawischen Staat über die Přemysliden, das Hussitentum, die Bauernrebellionen und Bildungsgeschichte im Zusammenhang mit Comenius bis hin zum Aufstieg der Arbeiterbewegung in der Habsburgermonarchie reicht, war das Risiko sehr gering, in Widerspruch mit der „offiziellen“ Geschichts-

und Fragen einer Forschungsrichtung. *Geschichte & Region / storia & regione* 1/2 (1992) 85–120, hier 93.

²⁴ Ähnlich auch Třeštlík: *Die tschechische Geschichte* 280, der allgemeiner auch von einem „bürokratischen Absolutismus ‚byzantinischen Typs‘ spricht; ebenda 278.

wissenschaft zu kommen. Eine andere Möglichkeit war die Strategie, ins Faktographische und rein Formal-Editorische auszuweichen, was „in den Augen der orthodoxen marxistischen Historiker“ ohne Wert war, oder sich den angeblich „neutralen Themen“ wie der mittelalterlichen Geschichte zuzuwenden (S. 367 und 365)²⁵. Das führte zu dem Paradoxon, daß die meisten während der kommunistischen Ära nach 1969 publizierten historischen Arbeiten positivistisch waren, obwohl dies den permanent von Staat und Partei propagierten Normen widersprach. Dies könnte bedeuten, daß die tschechische Historiographie sich weniger ideologisch mißbrauchen ließ oder lassen mußte, als es eigentlich von einem ideologisch-diktatorischen System zu erwarten wäre. Doch besteht bei einer solchen Sicht die Gefahr, die Eigentümlichkeit des Systems zu verkennen und bestimmte Erfahrungen unfassbar werden zu lassen.

Die tägliche Konfrontation mit dem schablonenhaften Vulgärmarxismus machte offenbar aber selbst die Beschäftigung mit marxistischer Theorie problematisch und gefährlich²⁶, so daß daraus eine allgemeine Tendenz zur Theorieangst entstand. Gerade Theorieferne ermöglichte kluge und eigenständige Arbeiten in Nischen. Zusammen mit der Konzentration auf die eigene Nationalgeschichte schließt sich aber der Kreis, durch den auch die nichtpolitische tschechische Geschichtswissenschaft zumindest über den Umweg des Nationalen doch zur Konsolidierung der innerstaatlichen Stabilität und Solidarität während des Kommunismus beitrug. Diese Besonderheiten könnten sich aber in Zukunft möglicherweise wieder verfestigen, wenn sich die Bedenken mancher westlicher Historiker bestätigen sollten, daß mit dem Umbruch des Jahres 1989 in ganz Europa „ein neues Zeitalter der Fakten- und Ereignisgeschichte und damit eine Renaissance narrativer Geschichte und die Revision der Strukturgeschichte eingeleitet“ wurden²⁷, in welchem der national definierten Geschichtsdarstellung erneut eine besondere Stellung zukommen könnte.

Es stellte sich nun die Frage, ob die Konzentration auf die nationalen Aspekte in der Historiographie und die damit verbundene geringe Beachtung der nichttschechischen Geschichte – beispielsweise von Deutschen oder Juden im Bereich der böhmischen Länder – aufgrund normativer Vorgaben von Partei und Staat oder gar aufgrund direkter Weisungen erfolgte oder ob dies eher aufgrund eines stillen nationalen Einvernehmens von Partei- wie Staatsapparat und den für Ideologie Zuständigen auf der einen Seite und der Masse der „offiziellen“ wie der „grauen“ Historiker und selbst der

²⁵ Eine ähnliche Position auch bei Třeštk: „Während eine wissenschaftliche Historiographie der neuesten Zeit nicht existierte, konnte sich die mit dem Mittelalter befaßte Geschichtsschreibung relativ frei entwickeln.“ Třeštk: Die tschechische Geschichte 280.

²⁶ Nach den Debatten über einen „demokratischen Marxismus“ vor und um 1968, an denen sich auch tschechische Historiker beteiligten, kann nicht erstaunen, daß auch die fachwissenschaftliche Diskussion über Sozialismus und Marxismus nach 1970 tabuisiert wurde. Dazu u. a. Kořalka: *Historiography* 1031.

²⁷ Gehler: „Regionale“ Zeitgeschichte 119. – Auch Biti, Vladimír: *Geschichte als Literatur – Literatur als Geschichte*. Zur gegenwärtigen Wiederaufnahme der romantisch-aufklärerischen Kontroverse um die historische Fiktion. *ÖZG* 4 (1993) 371–396, hier 394, erklärt in Anlehnung an Jürgen Habermas, daß die ostmittel- und osteuropäischen „Revolutionen“ seit 1989 der „diskursiven Befreiung aus den Zwängen der Ethnizität, des Geschlechts, der Sexualität, der Rasse, der Klasse und der Unmündigkeit“ gegenüber außerordentlich distanziert blieben.

Dissidenten auf der anderen Seite zustande kam oder ob hierfür ältere, auch durch den Kommunismus nicht unterbrochene Traditionen verantwortlich sind. Für ersteres spricht zum einen, daß trotz der Restriktionen Themen wie das deutsche Vereinswesen oder die deutsche Bevölkerung nach 1945 vom *Slezský ústav* (S. 126) und die deutschmährische Musikgeschichte in *Opus musicum* systematischer behandelt wurden (S. 141)²⁸. Zum anderen deuten einige nach 1989 erschienene Gesamtdarstellungen darauf hin, die in dieser Hinsicht kaum vom traditionellen Erklärungsmuster der nationalen Geschichte abweichen. Schon mehrfach wurde der Ausnahmecharakter der tschechischen Geschichtswissenschaft hervorgehoben, die wie nur wenige Historiographien in Europa, ausgehend von ihren ideellen Grundlagen und forschungsleitenden Interessen, in hohem Maße von nationalen Wertvorstellungen geprägt wurde und ist²⁹. Trotz der unbestreitbaren Relativierung der nationalen Sichtweise und des Abrückens von traditionellen Nationalismusstereotypen innerhalb der tschechischen Historiographie bleibt das Axiom „Am Anfang war das Nationale“ in variiert Form weiter attraktiv. Dabei ist unbestritten, daß nationale Positionen im Vergleich zur Zeit vor 1960 relativiert wurden, daß extreme oder nationalistische Interpretationen nicht häufiger als anderswo vorkommen und daß die tschechische Geschichte stärker als früher in europäische Entwicklungen eingebettet wurde. Vor allem die zur Zeit erfolgende weitgehende Auflösung und der Prestigeverlust der traditionell gut entwickelten tschechischen Wirtschaftsgeschichte, die stets Regionen und geographische Räume und nicht Sprachgemeinschaften in den Blick nahm, stimmt aber bedenklich.

Ein Vergleich der tschechischen mit der deutschen historiographischen Selbstreflexion zwischen 1945 und 1992 ist – aufgrund der ganz anderen qualitativen Schuld und Beteiligung an einem mörderischen und imperialistischen Herrschaftssystem, das einen Weltkrieg begonnen hatte – nur bedingt möglich, zumal die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen (und der DDR-kommunistischen) Vergangenheit des eigenen Faches sicherlich nicht vorbildhaft war. Eine komparative Betrachtung kann aber auch hier erkenntnisleitend sein. Markant ist der Unterschied zur Lage der deutschen Geschichtswissenschaft in der unmittelbaren Nachkriegszeit: „Die Historikerzunft – oder besser ihre Reste – war durch die Niederlage und die Zerschlagung der staatlichen Einheit Deutschlands in ihrem Selbstverständnis zutiefst getroffen, sie war eine Wissenschaft, der mit dem deutschen Nationalstaat auch ihre geistige Grundlage entzogen worden war.“³⁰ Zudem war Deutschland 1945 ein in jeder Hinsicht zer-

²⁸ Schließlich erschienen im Prager Akademie-Institut an exponierter Studie auch Arbeiten wie die von Mandleřová, Jana: *Reprezentanti německé buržoazní vědy, kultury a politiky v Čechách k otázce řešení národnostního konfliktu v českých zemích v druhé polovině 19. a na počátku 20. století* [Die Repräsentanten der deutschen bürgerlichen Wissenschaft, Kultur und Politik in Böhmen zur Frage der Lösung des Nationalitätenkonflikts in den böhmischen Ländern in der 2. Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts]. *Sborník k dějinám 19. a 20. století* 10 (1986) 105–169.

²⁹ So beispielsweise Heumos: *Die tschechoslowakische Literatur 177. – Für die Literatur vor 1968 insbesondere auch Seibt, Ferdinand: Bohemica. Probleme und Literatur seit 1945.* München 1970 (HZ Sonderheft 4).

³⁰ Schulze, Winfried: „Das Mainzer Paradoxon“. *Die deutsche Geschichtswissenschaft der Nachkriegszeit und die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte.* In: Schulze,

störtes Land, dagegen bot die Tschechoslowakei 1989 ein personell und institutionell, wenn auch nicht finanziell und technisch, relativ intaktes Wissenschaftssystem. Der Bruch in der tschechischen Geschichtswissenschaft von 1989 ging daher nicht ähnlich tief, was erklären mag, warum seltener die klassischen Fragen eines Neuanfangs gestellt wurden und werden: Wieso? Wie war es möglich? Wie konnte es soweit kommen? So begann der Tübinger Historiker Rudolf Stadelmann seine Hauptvorlesung im ersten Nachkriegssemester 1945/46 mit den Worten: „Wir sind allesamt im Dickicht. In einem dunklen Wald sind wir vom Weg abgekommen“. ³¹ In der heutigen tschechischen historischen Publizistik sind jedoch keine ähnlich selbstkritischen, zweifelnden Feststellungen oder Fragen belegt, wie „Was war? Warum war es so und nicht anders? Was wäre möglich gewesen?“

Von ehemaligen DDR-Historikern werden – wohl auch aufgrund des existentiellen Drucks von westdeutscher Seite – die eigenen geschichtswissenschaftlichen Traditionen und Ergebnisse radikaler in Frage gestellt, als dies nach 1945 in Ost und West geschah. Im Rahmen einer Aufarbeitung der Geschichte der DDR-Wissenschaft fordert der Ostberliner Historiker Andreas Graf umfassende Analysen der Vergangenheit seines Faches unter der Fragestellung: „Wo sind, sofern wirklich vorhanden, Einsichten verhindert oder verdrängt worden? Was wurde gesehen, gesagt, geschrieben, was tabuisiert? Wo unterlag der Historiker außerwissenschaftlichen Behinderungen, wo hatte er selbst die Schere im Kopf, wo sich eine mehr oder weniger weise Selbstbeschränkung auferlegt? Und schließlich: Wo vertrat er Positionen, zu denen er nicht mehr steht? Was verursachte den Sinneswandel? Wo vertritt er Auffassungen, an denen er auch angesichts umstürzender Veränderungen seines Umfeldes festhält?“ ³² Und von Ostberliner Kollegen wird fortgesetzt: „Natürlich darf ein Wissenschaftler irren oder seinen Standpunkt ändern. Aber er muß bereit und in der Lage sein, dies anschließend zu benennen. Nur so wird man in die Lage versetzt, den ‚Paradigmenwechsel‘ theoretisch zu reflektieren. Geschichtsforschung muß bereit sein, unbequeme Fragen zu stellen, sie wird gelegentlich peinlich sein und wird manchmal schmerzen.“ ³³ Auch wenn die DDR-Historiographie ideologisch und politisch stärker reguliert war, so stellt sich die Frage, ob für die tschechischen Entwicklungen Antworten oder Stellungnahmen ausreichen, wie sie im ersten Heft des *Český časopis historický* 1990 gegeben wurden ³⁴. Noch wichtiger aber ist, daß für die ehemalige DDR-Geschichtsschreibung kritische Bestandsaufnahmen über die Ergebnisse und

Winfried/Defrance, Corine: Die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Mainz 1992, 7–39, hier 13.

³¹ Stadelmann, Rudolf: Geschichte der Englischen Revolution. Vorlesungen gehalten im Wintersemester 1945/46. Wiesbaden 1954, 7; zitiert nach Schulze: „Das Mainzer Paradoxon“ 13.

³² Graf: Wende und Wände 40.

³³ Mitter, Armin/Wolle, Stefan: Der Bielefelder Weg. Die Vergangenheitsbewältigung der Historiker und die Vereinigung der Funktionäre. Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 183 vom 10. August 1993, 23.

³⁴ Třeštík: Die tschechische Geschichte 281: „Die große Mehrheit von uns muß deshalb zu ihrer in den letzten Jahren geleisteten Arbeit keine kritischen Einwände erheben. Wir können uns ruhig hinter das stellen, was wir geschrieben haben.“

Schwerpunkte der Forschung und den Wert einzelner Publikationen vorgelegt wurden³⁵, die in weiten Teilen für die tschechische Historiographie noch ausstehen.

Die bisherigen tschechischen historiographischen Diskussionen zielen in andere Richtungen. Zum einen handelt es sich um die „Weißen Flecken“, gemeint sind die thematischen, weniger die methodologischen Tabus in der Geschichtswissenschaft, wie sie von Jan Křen – ähnlich wie in anderen kommunistischen Staaten – noch vor der „Revolution“ in die Debatte gebracht wurden und die nach ihrer Veröffentlichung 1990 unter anderem in der Monatszeitung *Přítomnost* eine intensive Debatte hervorriefen³⁶. Dabei fällt auf, daß offenbar ein vergleichbares Reizthema wie es die stalinistischen Säuberungen für Rußland und das Molotow-Ribbentrop-Abkommen für Rußland und das Baltikum, Katyn für Polen oder seit 1989 die Stasi-Akten für die ehemalige DDR-Historiographie darstellten, in der tschechischen Geschichtswissenschaft fehlte. Es hat den Anschein, daß die Problematik der Vertreibung der Deutschen aus den böhmischen Ländern, worüber die Dissidenten bereits eine Diskussion begonnen hatten, und die Separationsbewegung der Slowaken nach 1989 zwar zu eingehenderen Debatten und kleineren spontanen Forschungsprojekten über nationale Fragen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, über die Rolle der Tschechen in der Slowakei bzw. die tschechische Slowakei-Politik oder allgemein über nationale Kategorien in der Geschichtswissenschaft führten, der Niederschlag in Fachpublikationen aber noch etwas auf sich warten läßt.

Die lebhafteste und noch andauernde geschichtswissenschaftliche Diskussion wurde durch „Podiven“ ausgelöst³⁷, ein Buch, das eher philosophisch-historiosophisch erneut über den „Sinn“ der tschechischen Geschichte spekuliert und intellektuell anregend die positive oder negative Bewertung einzelner Aspekte der nationalen Geschichte – vor allem des 19. Jahrhunderts – in Frage stellt. Doch erwecken die Vorzeichenwechsel durch „Podiven“ und die Diskussion darüber oft eher den Eindruck einer modifizierten Neuauflage oder Fortsetzung der Auseinandersetzung zwischen Pekař und Masaryk vor dem Ersten Weltkrieg über Wert und Bedeutung der tschechi-

³⁵ Für die DDR-Geschichtswissenschaft stellte der amerikanische Historiker Jarausch fest: „Der Neuanfang konnte an eigene Ansätze zur differenzierteren Vergangenheitsbewältigung anknüpfen, von denen die Berliner Sozialgeschichte von Helga Schultz und die Arbeiten über das Proletariat von Hartmut Zwahr im Ausland bekannt waren.“ Jarausch, Konrad H.: Vom Zusammenbruch zur Erneuerung: Überlegungen zur Krise der ostdeutschen Geschichtswissenschaft. In: Zwischen Parteilichkeit und Professionalität 13–32, hier 28–29. Vgl. auch die Hinweise oben in Anm. 7 und weitere z. T. in österreichischen Fachzeitschriften publizierte Forschungsberichte.

³⁶ Křen: *Bílá místa*. – Dazu Seibt, Ferdinand: Weiße Flecken. *BohZ* 31 (1990) 359–371. – Vgl. auch Naimark, Norman: Politik und Geschichtswissenschaft im osteuropäischen Kontext. In: Zwischen Parteilichkeit und Professionalität 125–138 und Weber, Hermann: „Weiße Flecken“ und die DDR-Geschichtswissenschaft. *E b e n d a* 139–153. – Weniger erfolgreich als Křens Buch war dagegen der Band von Mencl, Vojtěch/Hájek, Miloš/Otáhal, Milan/Kadlecová, Erika: *Křížovatky 20. století. Světlo na bílá místa v nejnovějších dějinách* [Kreuzungspunkte des 20. Jahrhunderts. Ein Licht auf die weißen Flecken in der allerneuesten Geschichte]. Praha 1990.

³⁷ *Podiven: Češi v dějinách nové doby (Pokus o zrcadlo)* [Die Tschechen in der Geschichte der Neuzeit (Versuch eines Spiegelbildes)]. Praha 1991. – Dazu auch Otáhal, Milan: *Vergangenheitsbewältigung und Reinterpretation der tschechischen Geschichte*. *BohZ* 34/2 (1993) 333–341.

schen Nationalgeschichte³⁸, als daß es sich um eine paradigmatische, reflektorisch distanzierende Diskussion über methodisch neue Zugänge zur Geschichte als Spiegel einer ebenso mehrdimensionalen wie fraktionierten und geschichteten Pluralität und Identitäten Einzelner und Gruppen handelte. Die identitätsstiftende oder -sichernde Funktion von nationaler Vergangenheit wird dabei nicht hinterfragt.

Ohne die Bedeutung, Notwendigkeit und anregenden Wirkungen der seit 1989 in der tschechischen Geschichtswissenschaft geführten Diskussionen – vor allem die von der populären Zeitschrift *Dějiny a současnost* angeregten – abwerten oder gering schätzen zu wollen, kann festgehalten werden, daß nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems nicht grundsätzlich die Konzeption einer nationalen Geschichte in Frage gestellt und neue theoretische Konzepte diskutiert wurden. Einen Schritt aus der nationalen Geschichte heraus zu wagen, wie es Peter Rassow bei einem ersten Treffen deutscher Historiker nach dem Zweiten Weltkriege forderte: „Fort aus der deutschen und hinein in die europäische Geschichte“³⁹, und wie er nach Jahrzehnten durch moderne historiographische Strömungen eingelöst wurde, scheint trotz der Parole „Zurück nach Europa“ bisher kein methodologisches Anliegen der meisten Historiker zu sein. In seinem programmatischen Artikel widersprach Dušan Třeštík an exponierter Stelle im ČČH einem solchen Schritt dezidiert und erklärte es zur „reinen Utopie, wenn wir uns an einer supra- oder internationalen Geschichte versuchen würden, an einer Geschichte der Regionen u. ä.“; und er fuhr fort: „Ganz Europa schreibt Nationalgeschichten. Die europäische Historiographie ist ein Komplex von Nationalgeschichten.“⁴⁰

Die Bewältigung der eigenen Vergangenheit der tschechischen Historiker und Historiographie hat erst begonnen. Sie wird ihre Zeit benötigen, möglicherweise eine längere Periode, als diejenige der DDR-Geschichtswissenschaft. Sie hat dafür aber die Chance, stärker selbstbestimmt zu verlaufen. Allerdings droht ihr das Damoklesschwert eines zu großen und allzu schnell zudeckenden Konsenses. Nicht nur die wissenschaftlichen Leistungen von Dissidenten und Exil, sondern auch in den „Nischen“, vor allem aber die zentralen Geschichtsinstitutionen sowie die mit historischen Themen befaßten Parteieinrichtungen sollten vordringlich untersucht werden. Dabei wären umfassende Fragestellungen sinnvoll. Sowohl die Publikationsmöglichkeiten und Ergebnisse wie auch Forschungsbedingungen, die Stellung von Theorie und Methodenkritik, die Rezeptionsmöglichkeiten und die Wechselwirkungen zwischen Forschungsplänen und unterbliebenen Forschungsanstößen von Wissenschaftlern aller Ebenen könnten eigenständige Beachtung finden. Die genutzten und nicht genutzten Freiräume der Geschichtswissenschaft der letzten zwanzig Jahre und die Paradoxien der „grauen Zone“ bedürfen einer genaueren Erforschung, wobei sie stärker als bisher in strukturelle Zusammenhänge eingebunden werden sollten. Das Dop-

³⁸ In diese Richtung deutet auch die Tatsache, daß eine der ersten tschechischen historischen Konferenzen nach 1989 H. G. Schauer, der Ende des 19. Jahrhunderts und nach der Konsolidierung der tschechischen Geisteswissenschaften provokativ die Existenzberechtigung der tschechischen Nation in Frage gestellt hatte, gewidmet war.

³⁹ Sch ulze, Winfried: *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*. München 1989, 160 (HZ Beiheft N. F. 10).

⁴⁰ Tře štík: *Die tschechische Geschichte* 284.

pelgesicht von Bruch und Kontinuität bedarf einer ebenso ausgewogenen Würdigung wie die weitere Bewußtwerdung der neuen Aufgaben seit dem Umbruch. Selbst wenn die fundamentalen politischen Veränderungen 1989 keinen erkennbaren Bruch in der Forschung und bei den Ansichten über die tschechische Geschichte in der Neuzeit notwendig machten⁴¹, wurde möglicherweise doch eine Chance zu einem grundlegenden Neuanfang bei den Fragestellungen und im Methodischen verpaßt.

Der bislang zurückhaltenden Bereitschaft zur Reflexion über die Geschichte und damit über die Situation des Faches steht positiv gegenüber, daß es in den böhmischen Ländern weder bei den Dissidenten noch bei Historikern, die vor 1989 in geschichtswissenschaftlichen Einrichtungen beschäftigt waren, zu einer Heroisierung und historiographischen Mythenbildung gekommen ist. Um so mehr verdient eine gründliche Bilanz der historischen Forschung als Ganzem und ihrer Teildisziplinen zwischen 1969 und 1989 sowie eine eingehendere Analyse der als „offiziell“ bezeichneten Geschichtswissenschaft im Rahmen der Aufarbeitung der Vergangenheit höchste Priorität.

⁴¹ So die These von Kořalka: *Historiography* 1036.

DIE ZUNFT DER HISTORIKER UND IHR HEIMATMUSEUM

Von *Bedrich Loewenstein*

Robert Luft weist mit Recht auf eine verdrängte (und inzwischen ins kaum mehr Bewußte abgesunkene) Tatsache hin: daß es in ideologischen Diktaturen kaum Normalität geben kann/konnte. Auch in den „Nischen“, ja im Dissent, ist die Wahrnehmung verzerrt und das Problembewußtsein durch die herrschende Lehre beeinflußt. Die Gleichschaltung geht in totalitären Regimen eben weiter als nur zu Sprachregelungen, über deren Einhaltung die Zensur wacht, wie seinerzeit über Majestätsbeleidigungen oder blasphemische Bemerkungen. Ich kann mich selbst kaum zur Praxis nach 1969 äußern, sie dürfte aber analog zu den Schüben der fünfziger und sechziger Jahre verlaufen sein, die ich recht gut kenne: Nach einer Phase der harten, ja terroristischen Maßregelung, Säuberung und des absoluten Konformitätszwangs tritt ein gewisses Desinteresse der eingesetzten Machthaber an politikferneren Bereichen ein, ja ein gewisses Wohlwollen gegenüber harmlosen Fachleuten, unter der Voraussetzung, daß sie der Erwartung entsprechen, keine eigenen Gedanken zu äußern, irgendwie Anstoß zu erregen oder den Willen zur Konkurrenz mit der etablierten Machtelite zu entwickeln.

Es gehörte zum Selbsterhaltungstrieb der Gebliebenen und Geduldeten, sich an Unterwerfungsritualen und derartiger Mimikry zu beteiligen. Jeder wußte, was Anstoß erregte und worauf umgekehrt die herrschende Partei Gratifikationen ausgesetzt hatte. Deshalb bleiben auch die weniger kontrollierten Nischen zweifellos ein Element der Täuschung und Selbsttäuschung: das Regime täuscht nach außen „Normalität“ vor (etwa durch Husitský Tábor – kurz nach der hysterischen Hexenjagd auf die Charta 77!), die Nischenbewohner erhalten eine kleine Chance, die ihnen und nicht zuletzt dem durch die Repressalien empörten Ausland eine Lockerung des harten Kurses vorgaukelt. Und das Manöver wird von beiden dankbar angenommen. Eine analoge Augenwischerei betrieb die exzeptionelle Bewilligung von Auslandsaufenthalten für Gemaßregelte und Grauzonier.

Der von Luft als zu schwammig bezeichnete Begriff der Machtelite ist durchaus beim Namen zu nennen, doch strahlt der von ihr ausgehende Zwang abgestuft auch auf andere aus, die keineswegs an den Schalthebeln der Macht saßen. Dazu ein nicht untypisches Beispiel. Als ich 1958 eine durchaus kritische Rezension von Eugen Lembergs „Geschichte des Nationalismus“ geschrieben hatte, erregte diese bei einer ideologischen Aktivistenkonferenz das Mißfallen eines Gralshüters der kämpferischen Parteilichkeit, der den noch ungedruckten Aufsatz als Beispiel für prinzipienlosen Objektivismus aufspießen wollte. Er wurde von einem Teilnehmer des „Parteiaktivs“, ich glaube, es war M. Zachoval oder J. Doležal, davon abgehalten: Es gehe nicht um den kleinen parteilosen Aspiranten L., sondern um *Institutsinteressen*.

Ich muß wahrheitsgemäß hinzufügen, daß ich das mir zurückgegebene Manuskript an einigen Stellen verschärfte, so daß es 1959 im *Filosofický časopis* erscheinen konnte. Es geht mir hierbei nicht um nachträgliche zerknirschte Selbstkritik, sondern um die Mechanismen der Anpassung an die herrschende Ideologie, andererseits um ein gewisses Ruhebedürfnis der „satten Bestien“, um mich etwas unakademisch-anschaulich auszudrücken. Gewiß wollten sie von den eigentlichen Entscheidungsträgern Unterstützung, Lob, Auszeichnungen, aber es entwickelte sich auch ein neues Gruppenklima, ein Wir-Gefühl der „Feudalherren“ gegenüber den eigenen Schutzbefohlenen. Josef Macek hat das in den sechziger Jahren im *Historický ústav* eindeutig so gehandhabt. Seine Machtposition war ein Schirm für die relative Freiheit „seiner“ Leute, angefangen vom liberalen Zugang zu westlicher wissenschaftlicher Produktion bis zur ziemlich frechen Zeitschrift *Dějiny a současnost*, die ihm manchmal einigen Ärger einbrachte und seine Geduld strapazierte.

Ihre Maßregelung 1965 zeigte aber doch die Grenzen der geduldeten Spielwiese und die Gültigkeit der Gleichschaltung: Für jeden, der unter den vorhandenen Verhältnissen ideologisch relevante Bereiche berührt – und die Geschichte ist für den etablierten Marxismus-Leninismus weitgehend, wenn auch abgestuft, ideologisiert –, ist die parteioffizielle Version, bei Strafe des Arbeitsplatzverlustes, tabu. Deshalb wird er, insbesondere bei Publikationen, trotz besseren Wissens, die Klippen der dogmatisierten Meinung zumindest umgehen, d. h. vortäuschen, diese Meinung zu teilen.

Kaum notwendig hinzuzufügen, daß dieses Klima intellektueller Redlichkeit nicht eben zuträglich ist. Ich habe das einmal als Schachspiel mit zwölf verbotenen Feldern bezeichnet. Auch das Ausweichen in Unverbindlichkeiten und das bloße Zuliefern von Fakten für vorgefertigte Thesen wirken auf die Dauer zumindest niveausenkend, zweifellos auch die Position als übervorsichtiger Spezialist für einen engen Sachbereich. Immerhin mag man das als relative „Normalität“ bezeichnen gegenüber einer Situation des Berufsverbots, das demjenigen, der einmal unliebsam aufgefallen war, die Entscheidung abnahm, ob er aktiv propagandistisch mitmachen oder die Zitterpartie des geduldeten Mannes mit Fachscheuklappen übernehmen wollte. Nebenbei: Von irgendeiner Form der Kollegialität oder gar Solidarität seitens der Historiker in den „Strukturen“ (*strukturáči*) habe ich als Gefuehrter 1970–79 *nichts* bemerkt.

„Denn so gewiß der echte Historiker nicht ohne sittliche Gesinnung heranreifen kann, so gewiß gibt es keine echte Gesinnung ohne ein bestimmtes Verhältnis zu den weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität ...“ Es mag sein, daß der moderne Wissenschaftsbetrieb mit seiner hohen Arbeitsteilung die Rolle des Historikers als herausgehobener Instanz zur Orientierung von Politik und Gesellschaft kaum mehr ermöglicht, so daß Sybels Bestimmung von 1856 antiquiert wirkt: Als Maßstab ist sie dennoch gültig. Gerade der Kommunismus war mit dem Anspruch eines historisch legitimierten Engagements angetreten, des Zusammenhangs zwischen den „weltbewegenden Fragen“ und wissenschaftlicher Arbeit; doch ließ die Praxis nur zynische Anpassung an die Rituale der Macht oder Vegetieren in deren Windschatten zu. Das Fehlen einer Atmosphäre der Offenheit und geistigen Regsamkeit, die auf Unauffälligkeit und Folgsamkeit ausgesetzten Prämien, die Abschnürung gegenüber den Trends der modernen Geisteswissenschaften, all das konnte nicht spurlos an der tschechischen und slowakischen Geschichtsschreibung vorübergehen, hat nicht nur

„weiße Flecken“ ausgesparter Forschung auf einem ansonsten mehr oder weniger wohlbeackerten Feld hinterlassen. Verheerend hat sich insbesondere die negative Auslese auf den wissenschaftlichen Nachwuchs ausgewirkt, dessen Problembewußtsein zwangsläufig durch Einäugigkeit und mangelnde theoretische Schulung bestimmt war (Ausnahmen bestätigen die Regel).

Ohne Zweifel liefert der Marxismus eine ernstzunehmende, wenn auch einseitige, Geschichtstheorie und -methodologie. Man muß sich allerdings fragen, wer den Marxismus wirklich ernst nahm – vielleicht der jüngere František Graus, aber auch für ihn war er eher ein Vorwand, die Bestätigung seines persönlichen Pessimismus. Ansonsten bot der herrschende Vulgärmarxismus natürlich ein leicht zu handhabendes Instrumentarium für ideologische Überheblichkeit und besserwisserische Keulenschläge. Der Marxismus war selten Initiator neuer Fragestellungen (Wo blieb die Alltagsgeschichte?), sondern meist nur Anlaß zu Etikettierungen („bürgerlich“) und vor allem zur Zementierung alter Vorurteile und Ressentiments im Sinne der national-populistischen Geschichtsdeutung Zdeněks Nejedlýs. (In diesem Punkt hat der zwischen „zutiefst diskreditiert“ und „keine Notwendigkeit der Selbstkritik“ schwankende Aufsatz Dušan Třeštíks recht: Es war eine gewaltsame Konservierung des 19. Jahrhunderts. Sind aber die Begriffe, die Problemstellungen, die Erkenntnisinteressen der gegenwärtig produzierenden tschechischen Historiker über das 19. Jahrhundert hinaus? Ich wage zu zweifeln.)

Nejedlýs populistische Schrumpfform von Palackýs Geschichtskonzeption war bekanntlich kämpferisch auf eine Entlarvung der volksfeindlichen Haltung der jeweiligen Oberschichten des Landes und damit auf eine historische Legitimierung der kommunistischen Herrschaft als „Erbin der fortschrittlichen Traditionen“ des tschechischen „Plebejer“-Volkes gerichtet, suchte aber zugleich im Gewand einer unreflektierten herkömmlichen Schematik aufzutreten. Mit anderen Worten, das radikal-populistische Sektierertum gab sich, etwa durch das Anknüpfen an die vertrauten Bilder der historischen Romane Alois Jiráseks, den Anstrich eines nationalen *mainstream*, mit dem arroganten Anspruch, die Grundstrukturen der historischen Wirklichkeit wissenschaftlich zu erfassen. Und das ängstliche, aber nicht nur erzwungene Festhalten an einem theoriefeindlichen, eindimensionalen Positivismus hat diese begrifflichen Verkrustungen konserviert. (Übrigens habe ich schon 1963 in *Dějiny a současnost* versucht, das Thema „Provinzialismus der tschechischen Geschichtsschreibung“ zur Sprache zu bringen, inkonsequent, gewiß. Inzwischen hat man die Entwicklung noch hinter 1963 zurückgeschraubt und alle Chancen vertan. Auch zu 1968 zurückzukehren bringt heute nichts mehr.) Aber die Geschichtsschreibung kann im Prinzip nicht besser sein als das Problembewußtsein der jeweiligen Gesellschaft.

Die Geschichte als Wissenschaft kann sich eben nie ganz von Třeštíks „Geschichte in den Köpfen der Menschen“, also der Geschichte als Identifikations- und Legitimationsvermittlerin, trennen. Es geht nicht nur um die emotionale Besetzung der Fakten mit nationalen Codes, sondern auch um den retrospektiven Charakter der Geschichtsschreibung, das Ausgehen von Gegenwartsproblemen, Gegenwartsbegriffen und deren meist unkritische Projektion in die Vergangenheit. Mit Sinnstiftung ist die Geschichte überfordert, aber Orientierungswissen sollte sie schon vermitteln. Dazu braucht sie keine aseptischen Laborbedingungen, aber doch Raum für einen kritischen

Dialog mit der Öffentlichkeit. Stillschweigende Korrekturen am nach wie vor herrschenden Geschichtsbild als „Heimatmuseum“ genügen nicht, können eine grundsätzliche Kritik am nationalpopulistischen Denken nicht ersetzen. Das gibt dem in der Form konzilianter, aber in der Sache entschiedenen Anstoß von Robert Luft eine erhebliche Aktualität.

TÄTIGKEITSBERICHT des Collegium Carolinum für 1993

Die Tätigkeit des Collegium Carolinum wurde auch in diesem Jahr durch die vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst gewährte finanzielle Unterstützung ermöglicht, wofür dem Ministerium besonderer Dank gilt. Neben der kontinuierlichen Förderung durch den Freistaat Bayern ist der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Bundesministerium des Innern für die Finanzierung von wissenschaftlichen Projekten, der Universität Gießen für die kostenfreie Überlassung der Redaktionsräume des Sudetendeutschen Wörterbuchs, dem Auswärtigen Amt für die fortlaufende Finanzierung der „Berichte zu Staat und Gesellschaft in der Tschechischen und in der Slowakischen Republik“, der Fritz Thyssen Stiftung, der DFG bzw. dem DAAD und der Europäischen Gemeinschaft für die Finanzierung von Stipendien für tschechische und slowakische Wissenschaftler zu danken.

Zu Beginn des Jahres erlitt das Collegium Carolinum durch den Tod des langjährigen Vorsitzenden, Ehrenvorsitzenden und amtierenden stellvertretenden Vorsitzenden Prof. Dr. Karl Bosl am 18. Januar 1993 einen unersetzbaren Verlust. Drei Jahre nach der Gründung hatte Karl Bosl 1959 den Vorsitz des Collegium Carolinum übernommen und entscheidend dazu beigetragen, das Institut zu einer internationalen wissenschaftlichen Forschungsstätte zu formen. Die von ihm geförderte Zusammenarbeit mit tschechischen und slowakischen Gelehrten machte es möglich, die Geschichte der Deutschen wie der anderen Nationen der böhmischen Länder in eine moderne Gesellschaftsgeschichte dieses Raumes einzubinden. Mit Unterstützung des langjährigen Geschäftsführers Dr. Gerhard Hanke wurden unter seiner Leitung neben der Zeitschrift Bohemia und dem Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder mit zahlreichen Publikationen zu allen Epochen und mit der Tagungsreihe zur Ersten Tschechoslowakischen Republik Marksteine der deutschen Bohemistik geschaffen. 1980 übergab Karl Bosl den Vorsitz an seinen Nachfolger, ohne jedoch sein Engagement für das Collegium Carolinum einzuschränken. Die Mitglieder und Mitarbeiter des Collegium Carolinum werden sein Gedenken in Ehren halten.

Die Mitgliederversammlung des CC trat am 18. November 1993 in Bad Wiessee zusammen und billigte das Arbeitsprogramm und den festgestellten Wirtschaftsplan für das laufende Jahr sowie den Jahresabschluß für 1992. Zugleich wurden Satzungsänderungen vorgenommen; der Geograph Prof. Dr. Horst Förster (Tübingen) wurde zum neuen Vorstandsmitglied und der Historiker Prof. Dr. Jan Křen (Prag) zum neuen Mitglied gewählt. Mit der Zuwahl des Inhabers des Historischen Lehrstuhls an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität, Direktors des Zentrums für deutsche und österreichische Studien in Prag und Vorsitzenden der tschechischen

Sektion der Deutsch-Tschechischen und -Slowakischen Historikerkommission wurde erstmals ein in der Tschechischen Republik lebender Historiker in das CC aufgenommen.

Vorstandssitzungen fanden zur Beratung und Beschlußfassung über laufende Arbeitsvorhaben und künftige Projekte am 24. Februar, 24. Juli und 19. November statt. Dem Vorstand des CC gehörten im Berichtsjahr an: Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt (Vorsitzender), Prof. Dr. Karl Bosl† (stellvertr. Vors.), Prof. Dr. Hans Lemberg (stellvertr. Vors.), Prof. Dr. Jörg K. Hoensch (stellvertr. Vors. seit 18. 11.), Prof. Dr. Ernst Nittner und Prof. Dr. Horst Förster (seit 18. 11.).

Das Kuratorium kam am 25. Februar zu seiner Jahressitzung zusammen. Es besteht derzeit aus folgenden Mitgliedern (in alphabetischer Reihenfolge): Ltd. Ministerialrätin Dr. Ingeborg Berggreen, Prof. Dr. Günther Hedtkamp, Ministerialrat Jörg Kudlich, Prof. Dr. Ernst Nittner, Prof. Dr. Erwin Oberländer, Ministerialrat Dr. Walter Rösner-Kraus, Min. Dirigent Prof. Dr. Hans Schling, Staatsminister a. D. Walter Stain, Prof. Dr. Günther Stökl sowie mit beratender Stimme Prof. Dr. Ferdinand Seibt.

Das Institut beschäftigte im Berichtsjahr folgende wissenschaftliche Mitarbeiter, die aus Haushaltsmitteln (H) und Sachbeihilfen des Bundesministeriums des Innern (BMI) finanziert wurden:

Dr. Norbert Englisch (H)
Dr. Peter Heumos (H)
Bernd Kesselgruber (H)
Robert Luft (H)
Dr. Michaela Marek (H)
Dr. Eva Schmidt-Hartmann (H)
Dr. Maria Tischler (bis 31. 6. BMI)

Darüber hinaus waren im Sekretariatsbereich Ende 1993 festangestellt tätig: Rosemarie Stadelmeier, Gertraud Schreiner, Irene Schäfer und Norbert Vierbücher. Außerdem halfen wiederum studentische Hilfskräfte bei Institutsarbeiten, insbesondere Markus Osterrieder, M. A., in der Biographischen Sammlung.

Das Collegium Carolinum gehört folgenden Vereinigungen an: Arbeitsgemeinschaft der Münchner Osteuropa-Institute, Koordinationsausschuß der bundesgeförderten Osteuropaforschung, Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik (AHF), Arbeitsgemeinschaft Historischer Kommissionen und landesgeschichtlicher Institute, Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und Mediävistenverband sowie Czechoslovak History Conference. Im Rahmen der Reorganisation des Herder-Instituts in Marburg trat das Collegium Carolinum im April 1993 auf der Gründungsversammlung des Herder-Instituts e. V. diesem als korporatives Mitglied bei. Eine kontinuierliche fachliche Zusammenarbeit hat sich mit einigen Instituten der tschechischen und slowakischen Akademie der Wissenschaften und mit tschechischen Universitäten entwickelt. Enger Kontakt besteht darüber hinaus zu wissenschaftlichen Institutionen wie dem Osteuropa-Institut München, dem Institut für Ostrecht München, dem Südost-Institut München und der Historischen Kommission der Sudetenländer sowie zum

Adalbert Stifter Verein, zur Ackermann-Gemeinde und zur Seliger-Gemeinde. Seine Publikationen tauscht das Collegium Carolinum mit über 70 Forschungseinrichtungen und Bibliotheken des In- und Auslands.

* * *

Das Interesse an den böhmischen Ländern, an der Tschechischen und an der Slowakischen Republik nimmt in der Öffentlichkeit wie in der internationalen Forschung weiter zu, wobei die aktuellen Entwicklungen stärker als historische Fragestellungen im Blickpunkt stehen. Seit dem Umschwung von 1989 wurde besonders in der Tschechischen Republik den Forschungen des Collegium Carolinum zur Epoche 1918–1948 große Aufmerksamkeit gewidmet. Das Collegium Carolinum und seine Mitglieder versuchten im Berichtsjahr wiederum, durch ihre Arbeit dem gesamten Arbeitsfeld der Forschungen zu den böhmischen Ländern gerecht zu werden. Allerdings wäre eine personelle Verstärkung des Instituts wünschenswert, um die Kontakte zu beiden Republiken intensiver pflegen und aktuelle Fragen besser berücksichtigen zu können.

Zusätzlich zu den laufenden Forschungen, den Veranstaltungen und der Herausgabe von Publikationen unterstützt das CC durch Auskünfte und eine umfangreiche Beratungstätigkeit öffentliche Institutionen, Forscher und die Medien. Wie im Vorjahr, so kam es auch im Berichtsjahr zu zahlreichen Begegnungen und arbeitsintensiven Treffen von tschechischen und slowakischen Historikern und dem Münchner Institut wie auch einzelnen Mitgliedern des Collegium Carolinum. Am 23. und 24. April tagte die Deutsch-Tschechische und -Slowakische Historikerkommission, der mehrere Mitglieder des Collegium Carolinum angehören, in den Räumen des Münchner Instituts. Das ganze Jahr über besuchten Wissenschaftler, Vertreter wissenschaftlicher Institutionen, Studenten und Journalisten aus den böhmischen Ländern und der Slowakei das Collegium Carolinum. Im Mittelpunkt standen dabei insbesondere Fragen zur Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern, ihrer Vertreibung und allgemein zu den deutsch-tschechischen Beziehungen bis in die Gegenwart. Aus dem Besuch von Vertretern des tschechischen Schulministeriums entwickelte sich ein engerer Kontakt, der u. a. zur Veranstaltung einer besonderen Konferenz führte. Einbezogen wurde das CC auch in Überlegungen seitens der Bayerischen Staatsregierung und des Staatsministeriums für Unterricht und Wissenschaft in Bayern, ein „Bohemicum“ zur deutsch-tschechischen Verständigung einzurichten, ähnlich dem Mainzer „Polonicum“ oder dem Münsteraner „Balticum“.

Die Forschungsarbeiten des Instituts wurden entsprechend dem Arbeitsplan weitergeführt. Im Berichtsjahr wurde die *Biographische Sammlung* durch Teile des Nachlasses Erhard Marschner ergänzt. Die „Sammlung Marschner“ wird als Sonderbestand bestehenbleiben, der auf ca. 10000 Karten biographisches Material über Deutsche der böhmischen Länder mit den Wirkungsbereichen Bildung, Technik und Wirtschaft für die letzten 200 Jahre verzeichnet. Von Band 3 des *Biographischen Lexikons zur Geschichte der böhmischen Länder* konnte 1993 die siebte Lieferung vorgelegt und die Ausarbeitung einer weiteren begonnen werden. Dank der intensiven Arbeit von Markus Osterrieder wurde der bibliographische Apparat der Biographischen Sammlung bzw. des Biographischen Lexikons wieder aktualisiert und weiter

systematisiert. Die laufenden Ergänzungsarbeiten an der Biographischen Sammlung erfolgten in Zusammenarbeit mit freien Mitarbeitern und einschlägigen Institutionen, insbesondere in der Tschechischen Republik und in Österreich. Erfolgreich fortgesetzt wurde die seit drei Jahren bestehende Zusammenarbeit mit der Projektgruppe „Biografický slovník českých zemí“ der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, in deren Rahmen im Mai eine Mitarbeiterin zu Fachgesprächen nach München kam und sich mit der für den Bereich der böhmischen Länder und ihrer Vergangenheit größten existierenden biographischen Sammlung im CC vertraut machte.

Die *Schriftensammlung* des CC übernahm im Berichtsjahr u. a. den Nachlaß von Kurt von Meydell, der insbesondere Siedlungskarten aus einem Forschungsprojekt der sechziger Jahre enthält, und in Zettelform eine Bibliographie zur deutschen Belletristik der böhmischen Länder, die damit der wissenschaftlichen Verwendung offenstehen.

Vom zweiten Band des *Sudetendeutschen Wörterbuchs* konnte im Berichtsjahr von der Außenstelle des Collegium Carolinum in Gießen die fünfte Lieferung vorgelegt und eine weitere vorbereitet werden. Die Zusammenarbeit mit tschechischen Kollegen fand unter anderen in einem Nachmittagskolloquium am 21. April über „Dialekte in den böhmischen Ländern“ in München mit Vorträgen von Dr. Rudolf Šrámek und Prof. Dr. Heinz Engels konkreten Ausdruck. Fortgesetzt wurde die gemeinsame Arbeit mit Kollegen aus Brünn an den Projekten „Bibliographie zur Volkskunde in Österreichisch-Schlesien“ und „Flurnamensysteme im deutsch-tschechischen Kontaktraum. Eine synchron-typologische Studie“.

Im Berichtsjahr wurde zur Arbeitserleichterung der Wörterbuchredaktion und der genannten Forschungsvorhaben die umfangreiche Flurnamensammlung Franz Peschel, die Nordmähren-Schlesien und das Adlergebirge betrifft, im Umfang von 51 Karteikästen und weitere Materialien von München nach Gießen verlegt. Darüber hinaus gab dankenswerterweise das Bayerische Wörterbuch bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München einen Teil des Nachlasses Ernst Gierach an das Sudetendeutsche Wörterbuch ab, nämlich Prager Examensarbeiten und Dissertationen aus den Jahren 1926 bis 1935, einige davon handschriftlich, über Orts- und Flurnamen in Böhmen. Der Fortgang der Arbeiten der Gießener Forschungsstelle wurde für die letzten neun Jahre von Dr. Norbert Englisch im „25. Bericht über das Sudetendeutsche Wörterbuch (Arbeitsjahre 1985 bis 1993)“ zusammengefaßt.

Die Auflösung der Tschechoslowakei in zwei Staaten machte eine inhaltliche Neugestaltung der seit 1975 im Auftrag des Auswärtigen Amtes vom CC herausgegebenen *Berichte zur Entwicklung von Staat und Recht in der ČSFR* (davor „... ČSSR“) notwendig. Anfang des Jahres erschien als letztes Heft der alten Serie Nr. 5/1992, mit dem das letzte Vierteljahr der Tschechoslowakei bis zum 31. Dezember 1992 abschließend dargestellt wird. In kleinerem Format und inhaltlich erweitert, konnten dann drei Hefte der *Berichte zu Staat und Gesellschaft in der Tschechischen und in der Slowakischen Republik* für 1993 vorgelegt werden. Neben der Berichterstattung über die staats- und verfassungsrechtliche Entwicklung und die internationalen Beziehungen der beiden Republiken berücksichtigt diese für viele amtliche Stellen, für die Medien und für die Forschung zu einem unentbehrlichen Informationsmittel gewordene Dokumentation nun umfangreicher als früher die sozialen und sozialpolitischen Verhältnisse, das Parteien- und Verbandswesen, Ergebnisse von Meinungsumfragen sowie

die Nationalitätenproblematik und die neuesten Entwicklungen in Wissenschaft und Kultur. Im Anhang werden fallweise besonders wichtige und interessante Dokumente (Gesetzestexte, internationale Verträge usw.) in deutscher Übersetzung abgedruckt, so im Berichtsjahr die Verfassung der Tschechischen Republik und die der Slowakischen Republik.

Das Vorhaben zur Erforschung des spätmittelalterlichen Städtewesens in der Slowakei unter dem Titel *Die Kaschauer Ratsordnung von 1404 – Quellenkritische Edition des Handschriftenstammes sowie rechts-, gedanken- und sprachgeschichtliche Interpretation* wurde nach Auslaufen der finanziellen Förderung durch das Bundesministerium des Inneren von der Bearbeiterin Frau Dr. Maria Tischler ohne Vergütung fortgeführt.

Weiter verfolgt wurde ebenso ohne besondere Vergütung das von der DFG bis Anfang 1992 geförderte Forschungsvorhaben über *Handwerk und Kleingewerbe in Böhmen 1848–1914*.

Noch nicht abgeschlossen werden konnte leider die Bearbeitung des von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten Projektes *Die Emigration aus der Tschechoslowakei 1945–1948*; Teilergebnisse wurden in einem Vortrag in Prag vorgelegt und sollen in Kürze veröffentlicht werden.

Mit Teil II der fünfteiligen Edition *Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag* befindet sich der dritte Band, der die Jahre 1921–1926 umfaßt, im Satz. Begonnen wurde derweil mit der Bearbeitung von Teil V (1933–1938).

Weitergeführt wurden auch die Vorbereitungen zum dritten Teil der mehrbändigen Edition *Briefe und Dokumente zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie*, in dem die Geschichte des Verfassungstreuen Großgrundbesitzes während der Zeit der Wahlreform bis 1907 und in den ersten Jahren des Volksparlaments Berücksichtigung finden soll.

Weitere Recherchen wurden durchgeführt für eine *Bibliographie des böhmischen Glases* (Berichtzeitraum bis 1990), die demnächst publiziert werden soll.

Fortgesetzt wurden auch die Arbeiten an dem von der DFG geförderten Arbeitsvorhaben *Briefe zwischen ost- und westeuropäischen Sozialisten 1945–1948*.

Darüber hinaus ist auf die wissenschaftlichen Leistungen der Mitarbeiter des CC hinzuweisen, die – ohne daß sie hier im einzelnen aufgeführt werden – sich in zahlreichen Beratungen, Publikationen, Vorträgen und Tagungsbesuchen niederschlugen.

Zusätzlich zur Vorbereitung und Durchführung der Jahrestagung sowie der Forschungskonferenzen des Collegium Carolinum, zur Auswertung von Fachzeitschriften für die Kurzanzeigen in der *Bohemia* und zu anderen laufenden Arbeiten sind vor allem die *Kontakte zu Institutionen in der Tschechischen Republik und Slowakischen Republik*, die Arbeitsgespräche mit Wissenschaftlern und vor allem den Stipendiaten hervorzuheben. Neben der Zusammenarbeit mit dem Prager Historischen Institut der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und seiner Außenstelle in Brünn wurden vor allem die Beziehungen zu den Universitäten in Prag, Brünn, Pilsen, Budweis, und Aussig durch Vorträge und Arbeitsgespräche gepflegt. Besonderes Gewicht gewinnen die zunehmenden Kontakte zu dem im Aufbau befindlichen „Zentrum für deutsche und österreichische Studien“ in Prag, das unter Leitung von Prof. Dr. Jan

Křen steht. Im Zusammenwirken mit der internationale renommierten Gesellschaft „Společnost Franze Kafka“ in Prag wurden die Vorbereitungen zu einer gemeinsamen Veranstaltung in Prag begonnen.

Im Berichtsjahr betreute das Collegium Carolinum wiederum einige Wissenschaftler und Studenten aus der Tschechischen und Slowakischen Republik bei Arbeitsaufenthalten bis zu drei Monaten in München, die durch finanzielle Förderung seitens der Fritz Thyssen Stiftung und durch Stipendien der Europäischen Gemeinschaft, der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Deutschen Akademischen Austauschdienstes möglich wurden. Die *Stipendiaten* bearbeiteten folgende Forschungsthemen:

Dr. Petr Svobodný, Prag: Die Geschichte der medizinischen Fakultäten der Karls-Universität 1882–1945 (2. Aufenthalt);

Dr. Jiří Štaif, Prag: Historische Konzeptionen der bürgerlichen Gesellschaft („Civic Society“) im 19. Jahrhundert;

Dr. Marie Makariusová, Prag: „Biografický slovník českých zemí“ (Projektgruppe der Tschechischen Akademie der Wissenschaften);

Dr. Vladimír Bakoš, Bratislava: Nationalismustheorie und Nationalismus in Mitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert;

Petra Köpplová, Prag: Die Zeitschrift „Deutsche Arbeit“ 1901–1914.

Einbezogen in die Betreuung wurde auch eine Stipendiatin des bayerischen Wissenschaftsministeriums, die seit 1992 ein Studium an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität absolviert.

* * *

Die *Jahrestagung* des Collegium Carolinum vom 19. bis 21. November in Bad Wiessee setzte die Konferenz des Vorjahres zum Thema „Heimat und Exil – Emigration und Vertreibung aus den böhmischen Ländern im 19. und 20. Jahrhundert (2. Teil)“ fort. Im Mittelpunkt der von Dr. Peter Heumos konzipierten und organisierten Tagung standen die vier Themen Migration und Reemigration, Vertreibung und Integration. Anhand von 13 Referaten wurden Fallbeispiele für Integrationsvorgänge und -probleme bei den Wiener Tschechen während des ganzen 20. Jahrhunderts, bei den südosteuropäischen Rückwanderern aus den USA vor 1918, bei 1938/39 aus der Slowakei ausgesiedelten Tschechen, bei reemigrierten Slowaken und Tschechen während und nach dem Zweiten Weltkrieg, bei der Wiederbesiedlung sudetendeutscher Gebiete nach 1945/48 sowie bei den vertriebenen Sudetendeutschen in Bayern und in Württemberg-Baden behandelt. Der zweite Teil der Tagung untersuchte die Wirkungen und Folgen der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei und anderen Teilen Ostmitteleuropas in der deutschen Belletristik, in der tschechischen Geschichtswissenschaft, Publizistik und Öffentlichkeit wie auch bei den Sudetendeutschen und ihren Organisationen. Die Referenten aus der Tschechischen und aus der Slowakischen Republik, aus Österreich und Deutschland wie auch alle anderen Tagungsteilnehmer zeigten in den sehr intensiven Diskussionen, daß über nationale Grenzen und unterschiedliche Erfahrungen hinweg eine Abkehr von einseitigen Bildern möglich ist. Die Referate sollen zusammen mit denen des Jahres 1992, wie üblich, in einem Sammelband der Reihe „Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum“ veröffentlicht werden.

Beteiligt war das Collegium Carolinum an dem interkonfessionellen, interdisziplinären und *internationalen Symposium* „Jan Hus – zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen“, das vom 22. bis 26. September im Evangelischen Bildungszentrum in Bayreuth stattfand. Unter wissenschaftlicher Leitung von Prof. Dr. Ferdinand Seibt trafen sich Forscher aus acht Staaten, um die Bedeutung Hussens für die gesellschaftliche, nationale und die konfessionelle Entwicklung am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zu diskutieren. Die Konferenz stellte nicht nur zusammenfassend den aktuellen Forschungsstand dar, sondern zeigte auch, daß viele Vorstellungen über Hus, die noch in der Öffentlichkeit populär sind, von der Wissenschaft in allen Ländern korrigiert wurden. Die Tagungsbeiträge sollen im Rahmen der „Veröffentlichungen des Collegium Carolinum“ publiziert werden.

Auf Wunsch der gemeinsamen Arbeitsgruppe des Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst und des Tschechischen Schulministeriums in Prag veranstaltete das Collegium Carolinum gemeinsam mit dem Archiv der Karls-Universität in Prag kurzfristig vom 21. bis 24. Oktober die *bilaterale Fortbildungskonferenz* „Bayerisch-böhmische Nachbarschaft in der Geschichte“. Unter Leitung von Prof. Dr. Ferdinand Seibt und Prof. Dr. Jan Havránek wurden jeweils sechs Beiträge von deutscher und tschechischer Seite zu den Fragen der Beziehungen zwischen beiden Nationen, insbesondere zu den Berührungsebenen zwischen Bayern und Böhmen, vorgelegt, die in tschechischer Sprache veröffentlicht werden sollen, um insbesondere Lehrern neue Materialien in die Hand zu geben. Bewußt wurden dabei nicht die politischen Entwicklungen in den Vordergrund gestellt, sondern an die weniger beachteten, unkonventionellen, aber im gesellschaftlichen Bewußtsein besonders wirksamen Verbindungen in den Bereichen Sprache, Namen, Volkskunde, Literatur und Kunst, Religion, Zusammenleben und wechselseitiger Flucht erinnert.

Begonnen wurde im Berichtsjahr bereits mit den Vorbereitungen zur Jahrestagung 1994 zum Thema „Ungarn und die böhmischen Länder im 19. und 20. Jahrhundert. Zwei Länder und Nationen im Vergleich“ und zur vierten Forschungskonferenz zur Koordinierung der wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen deutschen und tschechischen wie slowakischen Historikern und Vertretern verwandter Fachgebiete, die im März 1994 in Prag unter dem Titel „Unsere Geschichte“: Die tschechisch-deutsche Vergangenheit als Interpretationsproblem“ stattfinden wird.

Folgende öffentliche *Vorträge* wurden vom Collegium Carolinum im Laufe des Jahres 1993 veranstaltet und im Seminarraum des Instituts gehalten:

21. April, Prof. Dr. Heinz Engels (Gießen): Die deutschen Mundarten in Mähren bis 1945;
21. April, Dr. Rudolf Šrámek (Brünn): Die tschechischen Mundarten in Mähren bis 1945;
18. Juni, Dozent Dr. Jiří Kroupa (Brünn/Mainz): Die mährische Schloßarchitektur des Barock und ihre französischen Bezüge (mit Lichtbildern);
9. Juli, Dr. Mads Ole Balling (Kopenhagen): Zur Sozialstruktur der deutschen Abgeordneten in der Tschechoslowakei und anderen ostmitteleuropäischen Staaten 1919–1939 (gemeinsam mit dem Sudetendeutschen Archiv);

5. November, Pavel Scheufler (Prag): Nationale Mythen und Symbole in der böhmischen und tschechischen Photographie seit dem 19. Jahrhundert bis in die jüngste Zeit (mit Lichtbildern);
3. Dezember, Prof. Dr. Herbert Langer (Greifswald): Die Geschichte der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei in der DDR-Geschichtsschreibung.

* * *

Das große Interesse an den *Publikationen* des CC in der Tschechischen und in der Slowakischen Republik schlägt sich auch in zahlreichen Übersetzungen nieder, über die das Institut und die Mitglieder nicht immer informiert wurden. Mit Zustimmung des Collegium Carolinum erschien 1992 u. a. die slowakische Fassung von Ladislav Lipscher: Die Juden im slowakischen Staat 1939–1945 (VCC 35): Židia v slovenskom štáte 1939–1945.

Im Berichtsjahr konnten die Mitarbeiter des Collegium Carolinum wiederum Periodika wie die Zeitschrift Bohemia (BohZ), Lieferungen von Hand- und Wörterbüchern sowie Bände aus den Reihen „Veröffentlichungen des Collegium Carolinum“ (VCC) und „Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum“ (BWT) in beachtlichem Umfang redaktionell und drucktechnisch betreuen und fertigstellen. Im einzelnen handelt es sich dabei um:

1. Berichte zur Entwicklung von Staat und Recht in der ČSFR, Lieferung 5/1992, München 1993, als Manuskript vervielfältigt.
2. Berichte zu Staat und Gesellschaft in der Tschechischen und in der Slowakischen Republik. Jahrgang 1993, Heft 1–3. Selbstverlag Collegium Carolinum München 1993.
3. Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder. Hrsg. von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg. R. Oldenbourg Verlag München. Band 34 (1993) Heft 1, S. 1–249.
4. Bohemia (w. o.) Band 34 (1993) Heft 2 (Auslieferung Anfang 1994).
5. Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Hrsg. von Heinz Engels. Verlag R. Oldenbourg München 1993. Band II, Lieferung 5: Pflöcke-samstag – Bitz (S. 321–400).
6. 25. Bericht über das Sudetendeutsche Wörterbuch (Arbeitsjahre 1985 bis 1993): Erstattet von Dr. Norbert Englisch. Selbstverlag Collegium Carolinum München 1993, 32 S.
7. Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Hrsg. von Ferdinand Seibt, Hans Lemberg und Helmut Slapnicka. Verlag R. Oldenbourg München 1993. Band III, Lieferung 7: Ri–Ry (S. 481–560).
8. Rochlitz an der Iser und Harrachsdorf in der frühen Neuzeit. Quellen zu Herrschaft und Alltag in einer ländlichen Industriesiedlung im Riesengebirge. Hrsg. von Hans H. Donth. Verlag R. Oldenbourg München 1993, 582 S. (VCC 65).
9. Matthiae de Janov dicti Magistri Parisiensis Regularum veteris et novi testamenti Liber V de Corpore Christi (editionis volumen VI). Hrsg. von Jana Nechutová unter Mitarb. von Helena Krmíčková. Verlag R. Oldenbourg München 1993, 290 S. (VCC 69).

10. Jürgen Müller: Concordia Pragensis – Karel van Manders Kunsttheorie im Schilder-Boeck. Ein Beitrag zur Rhetorisierung von Kunst und Leben am Beispiel der rudolfinischen Hofkünstler. Verlag R. Oldenbourg München 1993, 281 S. (VCC 77).
11. Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Hans Lemberg und Peter Heumos. Verlag R. Oldenbourg München 1993, 261 S. (BWT 17), im folgenden: Das Jahr 1919 (1993).
12. Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien. Hrsg. von Eva Schmidt-Hartmann. Verlag R. Oldenbourg München 1994, 336 S. (BWT 20).
13. Collegium Carolinum – Gesamtverzeichnis 1993/94. München 1993, 68 S.
14. Neuerwerbungen der wissenschaftlichen Bibliothek von Collegium Carolinum, Sudetendeutschem Archiv, Ackermann-Gemeinde und Adalbert Stifter Verein. 4 Lieferungen. München 1993, vervielfältigt zum internen Gebrauch.

Die Mitglieder des Collegium Carolinum traten im Berichtsjahr mit folgenden Publikationen an die Öffentlichkeit:

Prof. Dr. Manfred Alexander

1. Proces s Vojtechom Tukom zo spravodajstva nemeckého Konzulátu v Bratislave. Historický časopis 40/5 (1992) 609–624.
2. Die Slowakei in der Exilliteratur. Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 40 (1992) 281–285.
3. Die „nationale Frage“ in vormodernen Vielvölkerreichen. Interregiones [Institut für Europäische Regionalforschung, Siegen] 1 (1993) 43–56.
4. Neue Staaten – alte Namen. Der Tschechoslowakismus. Entstehung, Verlauf, Ende. In: IFDT [Information für die Truppe] 2 (1993) 36–47.
5. Zusammenfassung und Schlußbetrachtung. In: Das Jahr 1919 (1993) 249–256.

Prof. Dr. Karl Bosl †

1. Hrsg. zus. mit anderen: Andechs, der heilige Berg. Von der Frühneuzeit bis zur Gegenwart. München 1993, 285 S.

Prof. Dr. Josef Breburda

1. Kasachstan, Naturraumnutzung und landwirtschaftliche Entwicklung. GTZ, Eschborn 1993, 82 S.
2. Zus. mit A. Wieder-Hoffmann: Entwicklung und Stand der Landwirtschaft in der Republik Tatarstan. In: Das mittlere Wolgagebiet in Geschichte und Gegenwart. Beiträge zur Slawistik. Bern-Frankfurt 1993, 249–304.
3. Zus. mit Su Huanlen: Research Priorities for Ningxia, Agricultural Development. In: Improvement of Living Conditions in Rural Ningxia. Berlin 1993, 223–225 (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe 1, 185).
4. Zus. mit S. Kollender-Szych: The Soil of the Yinchuan Plain und some Results of Investigation on Salt Affected Soils. In: Proceedings of the International Symposium on Strategies for Utilizing Salt Affected Lands. Bangkok 1993, 106–119.
5. First Annual Progress Report for EC-Project No. 52 CT 91–0336, Erosion Assessment, Classification and Soil Reference Collection of Soils in (Sub) Tropical China with Focus on the Yingtan and Hainan Areas. ISRIC Wageningen 1993, 11–15.

6. Aridisols of North Africa. In: Proceedings of the International Workshop on Classification and Management of Arid-Desert Soils, August 20–29, 1993. Beijing 1993, 432–436.

Prof. Dr. Peter Burian

1. Der neue Staat und seine Verfassung. In: Das Jahr 1919 (1993) 203–214.

Prof. Dr. Winfried Eberhard

1. Herrscher und Stände. In: Pipers Handbuch der politischen Ideen. Hrsg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler. Bd. 2. München 1993, 467–551.
2. Artikel in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. München-Zürich 1993.
3. Artikel in: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 1. Freiburg 1993.
4. České dějiny patří do širokých evropských souvislostí. Dějiny a současnost 15 (1993) 42–46.

Prof. Dr. Wilfried Fiedler

1. Neue völkerrechtliche Ansätze des Kulturgüterschutzes. In: Internationaler Kulturgüterschutz, Wiener Symposium 1990. Hrsg. von Grete Reichelt. Wien 1992, 69–72.
2. Die staatliche Kontinuität Deutschlands nach 1990. Economy-Fachmagazin (1992) Heft 3, 58–63.
3. Die Herstellung der Souveränität Deutschlands und die Auswirkungen auf das geeinte Europa. In: Auf dem Weg zur Realisierung der Einheit Deutschlands. Berlin 1992, 132–162 (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung 35).
4. Zur rechtlichen Bewältigung von Revolutionen und Umbrüchen in der staatlichen Entwicklung Deutschlands. Der Staat 31 (1992) 436–453.
5. Gabriel Reisser (1806–1863). Vom Kampf für die Emanzipation der Juden zur freiheitlichen deutschen Verfassung. In: Deutsche Juristen jüdischer Herkunft. Hrsg. von Helmut Heinrichs u. a. München 1993, 85–99.
6. Stillstand oder Fortentwicklung des Rechtsstaatsprinzips nach der Wiedervereinigung Deutschlands? In: Mit Realismus und Leidenschaft: Ethik im Dienst einer humanen Welt. Festschrift für Günther Jahr. Vestigia Iuris. Hrsg. von Michael Martinek u. a. Tübingen 1993, 71–98.
7. Selbstbestimmungsrecht und deutsche Einigung – Thesen. Politische Studien, Sonderheft 6/1993, 40–42.
8. Vom Gesetz zur „richtig interpretierten“ Norm – Bemerkungen zum Mauerschützen-Urteil des BGH. Osteuropa-Recht 39 (1993) 259–268.
9. Die Kontinuität des deutschen Staatswesens im Jahre 1990 – Zur Einwirkung des Völkerrechts auf Verfassungslagen. Archiv des Völkerrechts 31 (1993) 333–352.
10. Anmerkungen zu BGH-Urteilen vom 3. 1. 1992 – 5 StR 370/92 (LG Berlin). Zur Beurteilung vorsätzlicher Tötungshandlungen von Grenzsoldaten der DDR an der Berliner Mauer. Juristenzeitung 48 (1993) 206–208.

Prof. Dr. Horst Förster

1. Umbruch in Osteuropa. Einführung in die Problematik. In: Abhandlungen des 49. Deutschen Geographentages. Bochum 1993, 1–5.
2. Wirtschaftsgeographische Strukturen und Prozesse in Ostmittel- und Südosteuropa. In: Tagungsberichte der Internationalen Konferenz „Donau als Lebensraum“. Bukarest 1993, 1–5.
3. Wirtschaftsgeographische Strukturen im deutsch-polnischen Grenzraum. In: Tagungsberichte der Deutsch-polnischen Schulbuchkommission. Braunschweig 1993.
4. Die Euroregion „Neiße“ – Modell für die Entwicklung der Grenzgebiete Ostmitteleuropas? In: Frankfurter Wirtschaftsgeographische Studien. Frankfurt/M. 1993.

Dr. Gerhard Hanke

1. Die Altöttinger Kapelle in Dachau. *Amperland* 29 (1993) 20–28.
2. Heimkehrer- und Gefallenenehrung nach dem Ersten Weltkrieg in Dachau. *Amperland* 29 (1993) 39–45.
3. Die Entwicklung zur nationalsozialistischen Machtübernahme in Dachau und ihre Ursachen. *Amperland* 29 (1993) 47–54.
4. Totenkerker, Ölbergkapelle und Prölskapelle (Heiliggrabkapelle) in Dachau. *Amperland* 29 (1993) 81–86.
5. Die Dachauer Markt Musikanten. *Amperland* 29 (1993) 101–109, 118–128.
6. Die Johann-Nepomuk-Kapelle in Dachau. *Amperland* 29 (1993) 147–152.

Prof. Dr. Jörg K. Hoensch

1. Auflösung – Zerfall – Bürgerkrieg. Die historischen Wurzeln des Nationalismus in Osteuropa (Saarbrücker Universitätsreden 35).
2. Gegen „Revisionismus“ und „Zionismus“. Gomulka, die „Partisanen“ und die Intellektuellen, 1964–1968. In: Zwischen „Tauwetter“ und neuem Frost. Ostmitteleuropa 1956–1970. Hrsg. von Hans Lemberg. Marburg 1993, 79–92 (Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa Studien 11).
3. Tschechoslowakismus oder Autonomie? Die Auseinandersetzungen um die Eingliederung der Slowakei in die Tschechoslowakische Republik. In: *Das Jahr 1919* (1993) 129–157.

Prof. Dr. Kurt H. Huber

1. Die Verehrung des hl. Gotthart (Godehard) in den böhmischen Ländern. *AKBMS* 12 (1993) 19–37.
2. Bischof Heinrich Zdik († 1150) – ein Prämonstratenser? *AKBMS* 12 (1993) 38–48.
3. Bischöfliche Visitationen im Břevnov und Braunau. In: Tausend Jahre Benediktiner in den Klöstern Břevnov, Braunau und Rohr. Bearb. von P. Johannes Hofmann OSB. St. Ottilien 1993, 539–553.

Prof. Dr. Rudolf Jaworski

1. Hrsg.: Nationale und internationale Aspekte der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1793. Frankfurt/M. 1993.
2. Nationalwirtschaftliche Integrationsprobleme in Ostmitteleuropa nach 1918. In: *Das Jahr 1919* (1993) 51–61.
3. Die polnische Westforschung zwischen Politik und Wissenschaft. In: Polen nach dem Kommunismus. Hrsg. von Erwin Oberländer. Stuttgart 1993, 94–104.

Prof. Dr. Adolf Karger

1. Rjasan – Raumschicksal einer mittelrussischen Stadt zwischen Waldland und Steppe. In: Münster und seine Partnerstädte York – Orleans – Kristiansand – Monastir – Rishon le Zion – Beaugency – Fresno – Rjasan – Lublin – Mühlhausen. Hrsg. von A. Mayr, F.-K. Schlitze-Rohnhof und K. Temnitz. Münster 1993, 283–299 (Westfälische Geographische Studien 46).
2. Der gescheiterte Vance-Owen-Plan und die ethnisch-geographische Struktur von Bosnien-Herzegowina. *Osteuropa* 43 (1993) 783–791.

Prof. Dr. Otto Kimminich

1. Der völkerrechtliche Hintergrund der Aufnahme und Integration der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge in Bayern. München 1993, 269 S.
2. Hrsg. zus. mit Alfred Klose und Leopold Neuhold: Festschrift für Valentin Zsifkovits. Graz 1993, 480 S.

3. Neue solidarische Weltordnung. In: Ebenda 9–16.
4. Zur Verfassungsmäßigkeit des Beförderungsverbots von Ausländern ohne Sichtvermerk – Urteilsanerkennung. Juristenzeitung 48 (1993) 92–92.
5. Europa als (geistes)geschichtliche Erscheinung und politische Aufgabe. In: Essener Gespräche zum Thema Staat und Kirche. Bd. 27. Münster 1993, 6–23, 30–35 und 40–44.
6. Asyl in der Verfassung. Zur Debatte 23/1 (1993) 10.
7. Grundwerte in einer individualisierten pluralistischen Säkulargesellschaft. Unser Dienst [Zeitschrift für Führungskräfte der KAB] 27/1 (1993) 3–8.
8. Die Staatensouveränität wird durchlässig. Zur Frage eines föderalen Selbstbestimmungsrechts. Vereinte Nationen 41/1 (1993) 5–10.
9. Probleme der internationalen Gerechtigkeit. Eine völkerrechtliche Perspektive. In: Probleme der internationalen Gerechtigkeit. Hrsg. von Karl Graf Ballestrem und Bernhard Sutor. München 1993, 69–86.
10. Art. 14 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte: Asyl heißt Schutz vor Verfolgung. Das Parlament 43/17 (1993) 12.
11. Minderheiten- und Volksgruppenrecht im Spiegel der Völkerrechtsentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg. BayVBl. 124/11 (1993) 321–326.
12. Minderheiten und Selbstbestimmung. In: Volksgruppen im Spannungsfeld von Recht und Souveränität in Mittel- und Osteuropa. Hrsg. von Felix Ermacora, Hannes Tretter und Alexander Pelzl. Wien 1993, 188–203 und 223–225 (Reihe „Ethnos“ 40).
13. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker. KKF – Zeitschrift der katholischen Frauen in Wirtschaft und Verwaltung (Juli/August 1993) 1–2.
14. Menschenrechte und Migration. In: Migration und Toleranz. Hrsg. von der Bayer. Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. Heft D 35. Berlin 1993, 67–91.
15. Die Auswirkungen der Donaumonarchie auf die Anfänge des Regionalismus in Mitteleuropa. Regional Contact (1991/92) 17–23.
16. Verantwortung für die Umwelt als Aufgabe der Rechtsgestaltung. In: Demokratie – Menschenrechte und politische Ordnung. Hrsg. von Bernhard Fraling, Manfred Mols und Felipe E. MacGregor. Mainz 1993, 199–231 (Lateinamerika und die Katholische Soziallehre, Teil 3).
17. A „federal“ Right of Self-Determination? In: Modern Law of Selfdetermination. Hrsg. von Christian Tomuschat. Dordrecht 1993, 83–100.
18. Mensch und Migrant: Der Flüchtling im humanitären Völkerrecht. AWR-Bulletin 40/4 (1993) 123–130.
19. The Head of State in the Federal Republik of Germany. In: Heads of State – A Comparative Perspective Constitutional Centenary Foundation. Carlton/Victoria (Australia) 1993, 20–25.
20. Asylrecht und Asylverwaltung. In: Festschrift für Werner Thieme. Köln 1993, 963–978.
21. La responsabilidad por el medio ambiente como tarea del ordenamiento juridico. In: America latina y la doctrina social de la iglesia. Hrsg. von Peter Hünermann und Juan Carlos Scannone. Bd. IVa. Buenos Aires 1993, 179–219.
22. Minderheiten, Volksgruppen, Ethnizität und Recht. In: Das Manifest der 60. Hrsg. von Klaus J. Bade. München 1994, 48–51.

Prof. Dr. H. G. Jiří Kosta

1. Die tschechoslowakische Wirtschaft im ersten Jahrzehnt nach der Staatsgründung. In: Das Jahr 1919 (1993) 63–91.
2. Die tschechoslowakische Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Ein historischer Rückblick. In: Zwischen „Taufwetter“ und neuem Frost. Ostmitteleuropa 1956–1970. Hrsg. von Hans Lemberg. Marburg 1993, 67–78 (Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa-Studien 11).

3. Zus. mit J. Štouračová und M. Konstantinová: Deutsche Direktinvestitionen in der Tschechischen Republik. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung (zweispachig). Prag 1993, 144 S.
4. Zum Transformationsprozeß in der ČSFR. In: Marktwirtschaft in Osteuropa. Eine Zwischenbilanz. Hrsg. von Hans Besters. Baden-Baden 1993, 47–64.
5. ČSFR. In: Demokratie und Marktwirtschaft in Osteuropa. Hrsg. von Werner Weidenfeld. Gütersloh 1993, 189–198.
6. Die Tschechische Republik – das erfolgreichste Reformland. Blick durch die Wirtschaft (Frankfurt/M.) vom 18. November 1993, 3.
7. Sozialer Konsens von Tschechen und Slowaken muß Marktkurs abfedern. Frankfurter Rundschau vom 5. Januar 1993, 15.
8. Bankrot: Znak fungujícího trhu. Lidové noviny vom 8. Dezember 1993, 8.
9. Konkurrenz im vollen Sinn des Wortes (Interview). Prager Zeitung 5/1993, 5.
10. Kann die Tschechische Republik zu einer deutschen Kolonie abdriften? Prager Zeitung 10/1993, 4.
11. Mehr Direktinvestitionen aus Deutschland sind wünschenswert. Prager Zeitung 24/1993, 2.
12. Marktwirtschaft mit und ohne Attribut. Prager Zeitung 30/1993, 4.
13. Nachbarschaft mit Perspektive. Das wirtschaftliche Comeback Deutschlands als größter Handelspartner der ČR. Prager Zeitung 40/1993, 4.
14. Tschechen haben die Nase vorn. Deutschlands Wirtschaftsengagement in der Slowakei und der ČR. Prager Zeitung 45/1993, 4.
15. Über Bremsklötze und unwegsames Gelände. Der Weg Tschechiens zur Marktwirtschaft. Prager Zeitung 51–52/1993, 6.

Prof. Dr. Peter Krüger

1. Hrsg.: Deutschland, deutscher Staat, deutsche Nation. Historische Erkundungen eines Spannungsverhältnisses. Marburg 1993, 151 S. (Marburger Studien zur neueren Geschichte 2).
2. Hrsg.: Ethnicity and Nationalism. Case Studies in Their Intrinsic Tension and Political Dynamics. Marburg 1993, 119 S. (Marburger Studien zur Neueren Geschichte 3).
3. Ethnicity, Nation-State, and European Integration in Historical Perspective. In: Ebenda 97–108.
4. Die Friedensordnung von 1919 und die Entstehung neuer Staaten in Ostmitteleuropa. In: Das Jahr 1919 (1993) 93–115.
5. German Disappointment and Anti-Western Resentment, 1918–19. In: Confrontation and Cooperation. Germany and the United States in the Era of World War I, 1900–1924. Hrsg. von Hans-Jürgen Schröder. Providence-Oxford 1993, 323–335.
6. Hitlers Europapolitik. In: Der Nationalismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft. Hrsg. von Wolfgang Benz, Hans Buchheim und Hans Mommsen. Frankfurt/M. 1993, 104–132 und 248–253; Zusammenfassung auch in: Historische Mitteilungen 6 (1993) 104–111.
7. Zus. mit William S. Peirce: Entrepreneurship in a Bureaucracy. The Case of Friedrich Althoff. Journal of Economic Studies 20/4–5 (1993) 52–70.
8. „Es handelt sich darum, einen Kontinent wieder herzustellen“. Walther Rathenau als Außenpolitiker. In: Die Extreme berühren sich. Walther Rathenau 1867–1922. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums in Zusammenarbeit mit dem Leo-Baeck-Institute, New York. Hrsg. von Hans Wilderotter. 1993, 189–202.

Prof. Dr. Gerhard Kurz

1. Hrsg. zus. mit Gerhard R. Kaiser: Literarisches Leben in Oberhessen. Gießen 1993.
2. Träume vom abendländischen Reich – Henry Benraths Kaiserinnenromane und das Dritte Reich. In: Ebenda 206–230.
3. Hrsg.: Brisante Wörter. Themenheft „Sprache und Literatur“ (1993) Heft 2.
4. Hölderlin 1943. Tübinger Blätter 1993/94, 65–69.

Prof. Dr. Hans Lemberg

1. Hrsg.: Zwischen „Tauwetter“ und neuem Frost. Ostmitteleuropa 1956–1970. Marburg 1993 (Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa-Studien 11).
2. Hrsg. zus. mit Peter Heumos: Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa. München 1993, 261 S. (BWT 17).
3. Das östliche Europa 1919. In: Ebenda 33–50.
4. Die Tschechoslowakei im Jahr 1. Der Staatsaufbau, die Liquidierung der Revolution und die Alternativen 1919. In: Ebenda 225–248.
5. Hrsg. zus. mit Erwin Oberländer und Holm Sundhausen: Genossenschaften in Osteuropa – Alternative zur Planwirtschaft? Montabaur 1993 (Schriftenreihe der Akademie Deutscher Genossenschaften 10).
6. „Etnické čistky“ – řešení národnostních problémů? Listy – Dvuměsíčník pro politiku, kulturu a občanský dialog 23/2 (1993) 95–102.
7. Schlagwort „Ethnische Säuberung“. Vom theoretischen Konzept zum Völkermord. Zeitschrift zur politischen Bildung / Eichholz-Brief 30/4 (1993) 69–76.
8. Osteuropa, Mitteleuropa. Formen und Probleme der „Rückkehr nach Europa“. In: Der Umbruch in Osteuropa. Hrsg. von Jürgen Elvert und Michael Salweski. Stuttgart 1993, 15–28 (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft, Beiheft 4).
9. Haben wir wieder eine „Tschechei“? Oder: Wie soll das Kind denn heißen? BohZ 34 (1993) 106–114.
10. O dobré vztahy česká a německé vědy [Interview]. Dějiny a současnost 15/6 (1993) 46 f.
11. Die Deutschen in der Tschechoslowakei 1918–1946: Eine „Konfliktgemeinschaft“ und ihr Ende. In: Deutsche in den böhmischen Ländern. Hrsg. von Hans Rothe. Köln-Weimar-Wien 1993, 87–112 (Studien zum Deutschtum im Osten 25/II).
12. Rusko vnímané evropskýma očima. Historické listy 3 (1993) 12–15.

Prof. Dr. Franz Machilek

1. Zus. mit Bernd Wollner: Kronach. Die Dreiflüssestadt am Frankenwald. Stuttgart 1993 (Bayerische Städtebilder: Franken).
2. Zus. mit Margarita Machilek: Die Adelgundiskapelle auf dem Staffelberg. Entstehung, Ausstattung, Förderer. In: Staffelberg. Hrsg. von Günther Dippold. Bd. 1. Lichtenfels 1992, 55–70 (Colloquium Historicum Wirsbergense – Zwischengabe 1992).
3. Exponatbeschreibungen in: 300 Jahre Jesuitenkirche / St. Martin Bamberg 1693–1993. Hrsg. von Renate Baumgärtel und Stephan Renczes. Ausstellungskatalog. Bamberg 1993, 23–29, 50–52, 115 f., 149 f. (Veröffentlichungen des Diözesanmuseums Bamberg 5).

Prof. Dr. Antonín Měšťan

1. Exil a literatura. Listy (1993) Nr. 1, 55–58.
2. Laudatio na Czesława Miłosze. Akademický bulletin AV ČR (1993) Nr. 12, 3.
3. Tschechische Literatur in westeuropäischen Nachschlagewerken. In: Slavistische Studien zum XI. Intern. Slavistenkongress in Pressburg / Bratislava. Hrsg. von K. Gutschmidt, H. Keipert, H. Rothe. Köln-Weimar-Wien 1993, 325–335.

4. Deutsche als Mittler der tschechischen Literatur. In: Dank an Wangen im Allgäu. Hrsg. von Monika Taubitz und Meinrad Köhler. Wangen 1993, 146–148.
5. Die Prager Juden als deutsche und tschechische Schriftsteller. Acta Universitatis Wratislaviensis 436, Germanica Wratislaviensis XCIX, Wrocław 1993, 315–319.
6. Kursy češtiny pro krajany a cizince. Polygon (1993) Nr. 7, 27–28.
7. Die tschechische Jugendbewegung in der tschechischen Literatur. In: Becher, Peter (Hrsg.): Deutsche Jugend in Böhmen 1918–1938. Beiträge des Waldkraiburger Kolloquiums. München 1993, 126–133.
8. Filozofie Vladmíra Sergejeviče Solovjova a slovanská otázka. In: Kratochvíl, Antonín: Rozhlasová univerzita Svob. Evropy. Čes. expedice. Minchov-Praha 1993, 32–39.
9. Jaroslav Durych – romanospisec a teoretik českého verše. In: Ebenda 85–91.
10. Český literární ruralismus. In: Ebenda 99–105.
11. Stalin a Gottwald mají výročí. Polygon (1993) Nr. 2, 30.
12. O Kischovi, Eichmannovi a papežském diplomatu. PÓL (März 1993) 6.
13. Nasza bliskość skónczyła się bezpowrotnie. Rzeczpospolita Nr. 159/1993, 3.
14. Česká literatura v exilu. In: Exil a domov. Praha 1993, 23–26.

Prof. Dr. Peter Moraw

1. Zus. mit Franz Thomas: Die Urkunden des Konzils von Basel – Neue Ereignisse der deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters. Praha 1993 (Lectiones eruditorum extraneorum in Facultate Philosophica Universitatis Carolinae Pragensis factae fasciculus 2).
2. Neue Ereignisse der deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters. In: Ebenda 29–59.
3. Der Lebensweg der Studenten. In: Geschichte der Universität in Europa. Hrsg. von Walter Rüegg. Bd. 1: Mittelalter. München 1993, 227–254.
4. Das spätmittelalterliche Universitätssystem in Europa – sozialgeschichtlich betrachtet. In: Wissenschaftsliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Horst Brunner und Norbert Richard Wolf. Wiesbaden 1993, 9–25 (Wissensliteratur im Mittelalter 13).
5. Staatsdiener und Studenten oder Anpassung und Revolte in Mittelhessens Mitte. In: Stadtluft macht frei. Hrsg. von Hans Sarkowicz. Stuttgart 1993, 150–159.
6. Das Mittelalter. In: Böhmen und Mähren. Hrsg. von Friedrich Prinz. Berlin 1992, 23–178, 482–485, 495–511 (Deutsche Geschichte im Osten Europas 7).
7. Die Reichsregierung reist. In: Die Hauptstädte der Deutschen. Hrsg. von Uwe Schultz. München 1993, 22–23 und 241.
8. Die Mitte Hessens vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. In: Literarisches Leben in Oberhessen. Hrsg. von Gerhard R. Kaiser und Gerhard Kurz. Gießen 1993, 9–32.
9. Rudolf von Habsburg. Der „kleine“ König im europäischen Vergleich. In: Rudolf von Habsburg 1273–1291. Hrsg. von Egon Boshof und Franz-Reiner Erkens. Köln-Weimar-Wien 1993, 185–208 (Passauer Historische Forschungen 7).
10. Die deutschen Könige des späten Mittelalters und das Oberrheingebiet – personen- geschichtlich betrachtet. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 141 (1993) 1–20.

Prof. Dr. Ernst Nittner

1. Hrsg.: Tisíc let česko-německých vztahů. Data, jména a fakta k politickému, kulturnímu a církevnímu vývoji v českých zemích. 2. Aufl. Praha 1993.

Univ.-Prof. Dr. Richard G. Plaschka

1. Národní sebeuvědomění, pochopení dějin, perspektiva víry. In: Církev a společnost. Praha 1992, 7–11.

2. Perspektiven des Kriegserlebnisses. Der Erste Weltkrieg im Motivationsbild der Nationen. Erlebnisbild der Polen. *Studia historyczne* 35/4 (1992) 491–506.
3. Počeci nacionalne integracije. Dva modela na potezu Beograd – Beč – Prag. *Zbornik Matice srpske za istoriju* 42 (Novi Sad 1990) 27–37.
4. Radetzky in seiner Zeit. Einleitung zum Symposium. In: Radecký a jeho doba. Praha 1992, Bd. 1, 12–23.
5. Nationalismus in Ostmitteleuropa: Begriff und Perspektiven. Wien 1992, 22 S.
6. Jahrhundert der Eisenbahn. Einige Bemerkungen zur österreichischen Ausgangsposition und zur weltweiten Perspektive. In: Eisenbahnbau und Kapitalinteressen in den Beziehungen der österreichischen mit den südslawischen Ländern. Wien 1993, 3–11.

Prof. Dr. Hans Rothe

1. Hrsg.: Deutsche in den böhmischen Ländern. Köln-Weimar-Wien 1993 (Studien zum Deutschtum im Osten 25/II).
2. Hrsg.: Gottesdienstmänum für den Monat Dezember nach den slavischen Handschriften der Rus' des 12. und 13. Jahrhunderts. Köln 1993, 604 S.

Prof. Dr. Walter Schamschula

1. The Igor's Tale from its Czech to its Gaelic Connection. In: American Contributions to the Eleventh International Congress of Slavists, Bratislava August-September 1993. Hrsg. von Robert A. Maguire und Alan Timberlake. Columbus/Ohio 1993, 130–153.

Dr. Georg R. Schroubek

1. Zur Tradierung und Diffusion einer europäischen Aberglaubensvorstellung. In: Die Legende vom Ritualmord. Zur Geschichte der Blutbeschuldigung gegen Juden. Hrsg. von Rainer Erb. Berlin 1993, 17–24 (Dokumente, Texte, Materialien. Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin 6).

Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt

1. Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas. Vollständig überarb. Neuausgabe. München 1993, 496 S.
2. Die Krone auf dem Hradschin. Karl IV. bündelt die Macht in Prag. In: Die Hauptstädte der Deutschen. Von der Kaiserpfalz in Aachen zum Regierungssitz in Berlin. Hrsg. von Uwe Schultz. München 1993, 67–75.
3. Unterwegs nach München. Zur Formierung nationalsozialistischer Perspektiven unter den Deutschen in der Tschechoslowakei 1930–1938. In: Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft. Hrsg. von Wolfgang Benz, Hans Buchheim und Hans Mommsen. Frankfurt/M. 1993, 133–152.
4. Eine „neue“ Wandkarte von 1936. *BohZ* 34 (1993) 115–122.
5. Eine sudetendeutsche Selbstdarstellung. *BohZ* 34 (1993) 151–156.
6. Opravdu chybná konstrukce. *Dějiny a současnost* 15/5 (1993) 55–57.

Univ.-Prof. Dr. Helmut Slapnicka

1. Die Verfassung der Slowakischen Republik. *Osteuropa-Recht* 39/3 (1993) 157–197.
2. Beamtenerziehungsanstalten oder Nährboden für Kritik und Aufruhr. Die Juristenausbildung in Prag und Olmütz im Vormärz. *BohZ* 34 (1993) 29–46.
3. Majorities and Minorities in an Inverted Position: Czechoslovakia, 1918–1939. In: Ethnic Groups and Language Rights. Comparative Studies on Governments and Non-Dominant Ethnic Groups in Europe, 1850–1940. Bd. 3. Hrsg. von Sergij Vilfan zus. mit Gudmund Sandvik und Lode Wils. Dartmouth 1993, 173–197.

Univ.-Prof. Gerald Stourzh

1. Verfassungsbruch im Königreich Böhmen: Ein unbekanntes Kapitel zur Geschichte des richterlichen Prüfungsrechts im alten Österreich. In: Staatsrecht und Staatswissenschaft in Zeiten des Wandels. Festschrift für Ludwig Adamovich zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Bernd-Chr. Funk u. a. Wien-New York 1992, 675–690.
2. The Juridical Protection of Ethnic Rights in the Austrian Empire 1867–1918 with Special Reference to the Ukrainians in Galicia and the Bukovina. In: Dialog Ukraine. Hrsg. von Heinrich Prusterschmid-Hardtenstein. Wien 1993, 38–48.

Veröffentlichungen der Mitarbeiter des Collegium Carolinum:

Dr. Norbert Englisch

1. 25. Bericht über das Sudetendeutsche Wörterbuch (Arbeitsjahre 1985 bis 1993). München 1993, 32 S.
2. Sudetendeutsche Namensammlungen nunmehr in Gießen unter einem Dach. Zur Berücksichtigung der Eigennamen im Sudetendeutschen Wörterbuch (SdWb). In: Ebenda 9–16.
3. Bibliographie zu den deutschen Namen (Familien-, Flur-, Ortsnamen) in Böhmen und Mähren-Schlesien. In: Ebenda 17–31.
4. „Es beginnt, wieder eine Stadt zu werden ...“. Eindrücke von einer Reise nach Brünn. Der gemeinsame Weg 69 (Januar 1993) 40–42.
5. Die Berücksichtigung der Eigennamen beim Sudetendeutschen Wörterbuch. In: Onymische Systeme. Zusammenfassungen der Beiträge an der III. Tschechischen onomastischen Konferenz und dem V. Seminar ‚Onomastik und Schule‘ (12.–14. 1. 1993 in Königgrätz). Hradec Králové 1993, 19–22.

Dr. Peter Heumos

1. Hrsg. zus. mit Hans Lemberg: Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa. München 1993, 261 S. (BMT 17).
2. Der Diskurs der politischen Eliten und die Struktur der Gesellschaft. Rudolf Bechyněs Memorandum an Stalin vom 9. Januar 1945. In: Stránkami soudobých dějin. Sborník statí k pětadesátinám historika Karla Kaplana. Hrsg. von Karel Jech. Praha 1993, 110–122.
3. Neue Dokumente aus tschechischen Archiven: Rudolf Bechyněs Memorandum an Stalin vom 9. Januar 1945. BohZ 34 (1993) 133–145.

Ortrud Kape, M. A.

1. Die Geschichte der wissenschaftlichen Bibliotheken in Breslau in der Zeit von 1945 bis 1955 unter besonderer Berücksichtigung der Universitätsbibliothek. St. Katharinen 1993, 192 S.

Robert Luft

1. Sociological Structures of Czech Political Élites before World War I. East Central Europe / L'Europe du Centre-Est 19/1 (1992) 16–25.
2. Hranice a regiony českých zemí v dějinách. Tvar 4 (1993) Nr. 39/40, 24; Nr. 41/42, 24; Nr. 43/44, 24.

Dr. Michaela Marek

1. „Virtus“ und „fama“: Zur Stilproblematik der Portraйтbüsten. In: Piero de' Medici „il Gottoso“ (1416–1469). Kunst im Dienste der Mediceer. Hrsg. von Andreas Beyer und Bruce Boucher. Berlin 1993, 341–368.
2. Marcello Leoncini 1905–1990. Collegium Carolinum, 6. 5.–28. 5. 1993. Ausstellungskatalog. München 1993, 10 S.

Dr. Eva Schmidt-Hartmann

1. T. G. Masaryk und die Deutschen in Böhmen: Versuch um die Versöhnung der ethnischen Vielfalt mit dem nationalstaatlichen Prinzip. In: Deutsche in den böhmischen Ländern. Hrsg. von Hans Rothe. Köln-Weimar-Wien 1993, 65–86 (Studien zum Deutschtum im Osten 25/II).
2. Die Tschechen auf dem Weg nach Europa? Antisemitismus als Prüfstand des nationalen Bewußtsein. In: Nationalbewußtsein in Osteuropa und gesamteuropäische Identität? Erinnerungen, Geschichte, Perspektiven. Hrsg. von der Alten Synagoge, Essen. Essen 1993, 19–31.
3. „My“ a „oni“: hledání české národní identity na stránkách Dneška z roku 1946. In: Stránkami soudobých dějin. Sborník statí k pětadesátinám historika Karla Kaplana. Hrsg. von Karel Jech. Praha 1993, 93–109.
4. The Enlightenment that Failed: Antisemitism in Czech Political Culture. Patterns of Prejudice 27/2 (1993) 119–128.
5. Staronové meditace o TGM: Nová katedra politologie se představuje. Tvar vom 18. 3. 1993, 1 und 4.
6. Proč diskutovat o odsunu. Otázky plodné a plané. Tvar vom 25. 8. 1993, 8.
7. Zamyšlení nad úvahami Petra Pitharta. Dějiny a současnost 15/2 (1993) 49–50.
8. K úmrtí Karla Bosla. Sendung im Deutschlandfunk, 1. 2. 1993.
9. Účel a smysl diskusí o odsunu. Sendung in der Reihe Democratic Experience, RFE München, 24. 7. 1993.

Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Collegium Carolinum hielten im Berichtsjahr mehrere Vorträge und besuchten neben den Institutsveranstaltungen Fachtagungen im In- und Ausland, auf denen sie meist referierten und die bilateralen wie internationalen wissenschaftlichen Kontakte intensivierten. Mit der aufgeführten, ausgedehnten Vortragstätigkeit hat das Collegium Carolinum dabei insbesondere dem unverändert hohen Interesse der deutschen Öffentlichkeit an der Tschechischen und Slowakischen Republik angesichts der mit Spannung verfolgten Entwicklung in beiden neuen Staaten entsprochen.

- 10.–13. 1. Konrad-Adenauer-Stiftung, Schloß Eichholz, Wesseling: Experiment Demokratie: Der Umbau von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in Ostmitteleuropa; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Die „sanfte Revolution“ und die ethnische Separation in der Tschechoslowakei;
- 12.–14. 1. III. Tschechische onomastische Konferenz und V. Seminar „Onomastik und Schule“, Königgrätz: Onymische Systeme; Referent Dr. Norbert Englisch: Die Berücksichtigung der Eigennamen beim Sudetendeutschen Wörterbuch;
21. 2. Offene Akademie der Münchner Volkshochschule, München: Tschechen und Slowaken nach der Trennung; Referent Dr. Peter Heumos: Minderheitenpolitik als Maßstab der Demokratie;
9. 3. Tschechoslowakische Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst (SVU), München: Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: O spolupráci českých a německých historiků;

11. 3. Akademie für politische Bildung, Tutzing; Europa im Umbruch und die Auswirkungen auf Deutschland; Referent Dr. Peter Heumos: Nationalitätenfragen und Nationalitätenpolitik in der Tschechischen und der Slowakischen Republik;
- 11.–13. 3. 13. Symposium zur Problematik des 19. Jahrhunderts, Pilsen: „Sacrum et Profanum“;
- 18.–19. 3. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Ochsenhausen: Quellen zur südwestdeutschen Geschichte in Archiven der Tschechischen Republik;
25. 3. Konrad-Adenauer-Stiftung, Passau; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Stolpersteine der tschechischen Geschichte;
28. 3.–2. 4. Ost-West-Kolleg, Köln: Deutschland und seine osteuropäischen Nachbarn; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Getrennte Wege, nationale Identität und Politik in der Tschechischen Republik und in der Slowakei;
- 2.–5. 4. Deutsch-italienisches Zentrum Villa Vigoni, Loveno di Menaggio: Politische Entwicklungen in Mittel- und Osteuropa;
- 16.–18. 4. Ackermann-Gemeinde/Česká křesťanská akademie, Marienbad: Konference Právo na vlast; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: „Kde domov můj?“ Heimatbilder und Heimerfahrungen;
22. 4. Südböhmische Universität, Budweis; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Co je a oč se snaží Collegium Carolinum: O studiu dějin českých zemí v Německu;
- 23.–24. 4. Historische Kommission der Sudetländer, Bad Wiessee: Jahrestagung „Mähren II“;
29. 4.–2. 5. Passauer Glasmuseum, Institut für Kunstgeschichte der Akademie der Wissenschaften Prag, Lehrstuhl für Kunstgeschichte und Christliche Archäologie der Universität Passau: Internationales Symposium „Böhmisches Glas, Phänomen der mitteleuropäischen Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts“; Referent Robert Luft: Publikationen und Forschungsentwicklung zur Geschichte des böhmischen Glases im 19. und frühen 20. Jahrhundert;
11. u. 12. 5. Westböhmische Universität, Pilsen, und Karls-Universität, Prag; Referent Dr. Norbert Englisch: Vorträge über die Geschichte der deutschen Sprache und der sudetendeutschen Mundarten sowie das Sudetendeutsche Wörterbuch;
- 11.–13. 5. Ústav pro etnografii a folkloristiku AV ČR, Liblice: „Velkoměsto – prostor společenských a kulturních inovací“; Referentin Dr. Michaela Marek: Zum Begriff der Fortschrittlichkeit im Städtebau des 19. Jahrhunderts in den böhmischen Ländern;

- 7.-11.6. 22. Arbeits- und Fortbildungstagung der ABDOS (Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropaforschung), Den Haag;
- 11.-13.6. II. Schwarzenberger Schriftsteller-Treffen: Fachtagung „Tschechische und slowakische Schriftsteller im Gespräch mit ihren deutschen Nachbarn“; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: „Vertreibung“ und „Odsun“ der Deutschen aus der Tschechoslowakei: Thesen zur Bewältigung des Problems;
- 16.7. Jahrestagung der Fachgruppe für Volkskunde beim Herder-Forschungsrat am 16. Juli 1993 in Marburg; Referent Dr. Norbert Englisch: Zur Sprache und Volkskultur der Juden in der Retrospektive der Deutschen in Böhmen und Mähren-Schlesien;
- 5.9. National Museum of Labour History, Manchester; Referent Dr. Peter Heumos: The British Labour Party and the Socialist Parties of East Central Europe after the Second World War;
- 15.9. Kulturelle Sommertage des Bundes der Vertriebenen Hessen, Herborn; Referent Dr. Norbert Englisch: Möglichkeiten und Probleme der Konservierung von Mundarten auf Tonträgern;
- 17.9. Pfalzakademie, Lambrecht: Autoritäre Regime in Ostmitteleuropa 1918-1944; Referent Dr. Peter Heumos: Pluralistische Machtorganisation als Garant von Demokratie? Zur Struktur und zum autoritären Potential der Ersten Tschechoslowakischen Republik;
- 27.9. Euro-Asia Academic Conference, Tamking University, Taipei; Beitrag Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Kommunismus und Osteuropa: Ansätze zur Reinterpretation;
- 2.10. Seminar für südmährische Kultur- und Vereinsarbeit in Österreich, Wien-Strebersdorf; Referent Dr. Norbert Englisch: Zu den Problemen im Umgang mit mundartlichen Materialien und zur Bedeutung Südmährens im Sudetendeutschen Wörterbuch;
- 5.-6.10. Stadtarchiv Prag gemeinsam mit den Stiftungen „Gender Studies“ und „Pražské jaro“, Prag: Frauen der Prager Städte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert; Referent Robert Luft: Zur Verweiblichung der Schneidergewerbe in Prag um 1900;
- 5.-7.10. 23. Mikulovské sympozium und 4. Symposium Verbindendes und Trennendes an der Grenze, Staatsarchiv Lundenburg mit Sitz in Nikolsburg: Zentralmacht und regionale Selbstverwaltung; Referent Robert Luft: Gemeinde oder Gesamtstaat? Zur politischen Karriere tschechischer Politiker vor 1914;
- 7.-8.10. Internationale Konferenz „Grenze“, Moskau: Fragen kultureller Beziehungen Rußlands, der Ukraine, Weißrußlands, Litauens und Polens in Geschichte und Gegenwart; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Vooobražemaja granica između zapadnoj i vostočnoj Evropoj;

- 21.–24. 10. Masaryk-Universität und Akademie der Wissenschaften, Brünn: Referent Dr. Norbert Englisch: Die Deutschen im österreichischen und tschechoslowakischen Schlesien – Anmerkungen zur Sprache und Volkskultur;
22. 10. Karls-Universität Prag und Collegium Carolinum, Prag: Bayerisch-böhmische Nachbarschaft in der Geschichte; Referent Dr. Norbert Englisch: Bayerische Siedlung in West- und Südböhmen nach Ortsnamen, Mundart und Volkskunde;
- 25.–27. 10. Arbeitskreis der Bibliotheken und Sammlungen deutscher Kultur im Osten, Görlitz;
27. 10. Ringvorlesung der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg: Mitteleuropa – Osteuropa; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Wo liegt und wie anders ist Osteuropa? Die imaginäre Grenze zwischen Ost- und Westeuropa;
- 1.–5. 11. Ost-West-Kolleg, Meißen: Die geteilte ČSFR und das vereinigte Deutschland; Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Politik und Gesellschaftstransformation in der Tschechischen Republik;
- 13.–27. 11. Landesarbeitsgemeinschaft Bayern für Ostkunde im Unterricht, München: Wochenendseminar „Vom Nationalismus zum Regionalismus – Ende des Nationalstaatsdenkens?“; Referent Robert Luft: Von der ständischen Gesellschaft zum nationalen Denken;
- 19.–21. 11. Jahrestagung des Collegium Carolinum, Bad Wiessee: Heimat und Exil – Emigration und Vertreibung aus den böhmischen Ländern im 19. und 20. Jahrhundert (2. Teil); Referentin Dr. Eva Schmidt-Hartmann: Tschechen und Sudetendeutsche: Ein mühsamer Abschied von der Vergangenheit;
- 29.–30. 11. Arbeitssitzung der „Bad Homburger deutsch-tschechischen Studiengruppe“, Bad Homburg;
13. 12. Philosophische Fakultät der Masaryk-Universität, Brünn; Referent Dr. Peter Heumos: Der Ost-West-Konflikt in der europäischen sozialistischen Bewegung 1945–1948 (tschech.).

Des weiteren nahmen hauptamtliche Mitarbeiter des Collegium Carolinum an Redaktionssitzungen der Zeitschriften *Soudobé dějiny* und *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* und an den Jahrestagungen folgender Organisationen teil: Verband der Osteuropa-Historiker, Frankfurt/M. (26. 2.); AHF-Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen, München (1. 3.); Herder-Institut, Marburg (15. 4.); Historische Kommission der Sudetländer, Bad Wiessee (23.–24. 4.); Koordinationsausschuß für die bundesgeförderte Osteuropaforschung, Berlin (5. 10.).

Im Rahmen der Bibliotheksgemeinschaft mit drei anderen themenverwandten Institutionen führte das Collegium Carolinum die wissenschaftliche *Bibliothek* des Instituts im Berichtsjahr mit gutem Erfolg. Der Bibliotheksausschuß der zusammengeschlossenen Institute tagte am 28. Januar und 7. Dezember. Für die geleistete Unterstützung ist der Sudetendeutschen Stiftung zu danken.

Das Collegium Carolinum beschäftigte im Berichtsjahr in der Bibliothek folgende festangestellte Mitarbeiter: Ortrud Kape, M. A., (Bibliotheksleiterin), Helene Vadas und Gabriele Zeller (Bibliotheksassistentinnen). Ohne die Mitarbeit mehrerer studentischer Hilfskräfte wäre der Betrieb der Bibliothek im gegebenen Umfang nicht möglich gewesen.

Der inventarisierte Bibliotheksbestand vermehrte sich im Berichtsjahr um 1801 auf 117694 Einheiten. Das Collegium Carolinum verzeichnete dabei einen Zuwachs von 1135 Einheiten, so daß es mit 64 535 Einheiten weiterhin einen Anteil von etwa 55 Prozent besitzt. Aufgrund der problematischen Finanzlage mußte ein Teil der Haushaltssperre auch auf den Anschaffungsetat der Bibliothek umgelegt werden. Zu danken ist dem Bundesministerium des Innern, das mit Sondermitteln aus 1992 den Ankauf der mikroverfilmten Fassung des Katalogs der Druckschriften 1501–1929 der Österreichischen Nationalbibliothek ermöglichte, die bis 1918 auch Belegstelle für die böhmischen Länder war. Laufend bezogen werden 438 Periodika – davon 270 vom Collegium Carolinum, teilweise im Tausch –, und zwar 31 Zeitungen, 294 Zeitschriften, 97 Jahrbücher und 16 Kalender. Bei diesen Periodika handelt es sich um 294 deutschsprachige, 95 tschechische und 14 slowakische, 24 englische, sechs französische, vier italienische und zwei polnische Veröffentlichungen.

Die Bibliothek verzeichnete im Berichtsjahr knapp 2800 Besuche, bei den mehr als 5300 Bände vorgelegt wurden. In den meisten Fällen betrug die Benutzungsdauer mehr als eine Woche, was eine deutliche Steigerung gegenüber dem Vorjahr darstellt. Eine besondere Rolle spielte die telefonische Auskunftserteilung unter anderem an Behörden, an die Medien und an Nichtwissenschaftler. Überdies wurde die Bibliothek durch Fernleihe in Anspruch genommen, mehr als 2000 Kopien wurden auf Anfrage oder im Fernleihverkehr verschickt. Außerdem stellte die Bibliothek 1993 insgesamt 111 Bände leihweise für die Ausstellungen „Comenius – Welt ohne Grenzen“ vom Adalbert Stifter Verein in München, „Volkskalender des 19. und 20. Jahrhunderts“ in Walderbach bei Chemnitz und „Mährische und schlesische Trachten“ in Brünn zur Verfügung.

Gesichtet wurde der Dublettenbestand und in neuen Listen erfaßt. Die Arbeit an den Sachkatalogen einschließlich des Personen- und Ortskatalogs und die Verzettelung der Zeitschriftenaufsätze konnte – neben den regulären Arbeiten – mit eigenen Mitteln nur soweit fortgeführt werden, wie zusätzliche Bibliothekskräfte zur Verfügung standen. Katalogkartenduplikate wurden wiederum an den Gesamtkatalog des Herder-Instituts übersandt. Vierteljährlich wurden die Neuzugänge der Bibliothek in kopierten Heften zusammengefaßt und den Mitarbeitern und interessierten Bibliotheken bzw. Institutionen zur Verfügung gestellt.

SCHLESILIEN UND BÖHMEN IN SPÄTMITTELALTER UND FRÜHER NEUZEIT

Der Versuch, die politischen, gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Schlesien und Böhmen in der Zeit ihrer gemeinsamen staatlichen Entwicklung zu verfolgen, ist mehr als reizvoll: Er ist ein vielversprechender Ansatz, über Jahrhunderte hinweg fruchtbare Nachbarschaften und damit verdeckte Kontinuitätslinien wiederzuentdecken, neue Fragestellungen zu entwickeln und ein feineres Gespür für die spezifischen Kontakte und Konflikte zu entwickeln, die das Verhältnis beider Länder vom 14. bis zum 17. Jahrhundert nachhaltig prägten. Die Stiftung Kulturwerk Schlesien war gut beraten, ihre diesjährige Studententagung auf ein Thema auszurichten, das über die engere schlesische Landesgeschichte hinausweist und Deutsche, Österreicher, Polen und Tschechen zu einem fruchtbaren Dialog zusammenführt. Die hohe Zahl von 16 Referenten und 81 Teilnehmern aus diesen Staaten, die 26.–31. Juli 1993 auf Schloß Schney/Lichtenfels zusammenkamen, zeugt von einer in den letzten Jahrzehnten nicht immer zu beobachtenden Aufgeschlossenheit und Unvoreingenommenheit, die der weiteren Diskussion über die Beziehungen Schlesiens und Böhmens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit nur zugute kommen kann.

Im Laufe der Tagung zeigte sich immer deutlicher, daß bei Fragestellungen der Kunst- und Kirchengeschichte sowie der Literaturwissenschaft eine Reihe methodisch vorbildlicher Vorarbeiten zur Verfügung steht, während auf politisch-staatlicher, institutioneller und standesgeschichtlicher Ebene größere Lücken auszumachen sind und sich hier manche Thesen des ausgehenden 19. Jahrhunderts als überaus zähllebig erweisen. Pavel Preiss (Prag) wies auf die vielfältigen Beziehungen auf dem Gebiete der Kunst in der Barockzeit hin, Werner Bein (Gerbrunn) widmete sich Leben und Werk des um 1315 bei Breslau geborenen Johann von Neumarkt, der als Hofkanzler Karls IV. zu einer Generation zählte, die die wichtigsten Integrationschübe der Böhmisohen Krone im Spätmittelalter erlebte. Vera Schmilewski (Karlstadt) beleuchtete die Hintergründe des Schlackenwerther Hedwigs-Codex, Lothar Hoffmann-Erbrecht die musikalischen Wechselbeziehungen, Christian Andree (Kiel) Aspekte der Naturheilkunde und Ewa Pietrzak (Breslau) die Rolle des böhmischen Winterkönigs, Friedrichs V. von der Pfalz, in der literarischen Publizistik seiner Zeit. Heinrich Grüger (Trier) gab einen Einblick in das Verhältnis der schlesischen Zisterzienser zu Böhmen bis zur Reformation, Heinrich Demel (Wien) betrachtete das Wirken des Deutschen Ordens in den böhmischen Ländern.

Bei der politischen Entwicklung und Strukturgeschichte standen die größeren Entwicklungslinien im Vordergrund. In seinem Einführungsvortrag hatte Josef Joachim Menzel (Mainz), der die wissenschaftliche Leitung der Tagung innehatte, drei Hauptphasen des langjährigen Prozesses der staatlichen Trennung Schlesiens von Polen unterschieden, der einen Zeitraum von nahezu zwei Jahrhunderten einnahm: eine erste Phase der langsamen Loslösung von Polen mit der polnischen Erbteilung von 1138, eine zweite, in der Schlesien eine weitgehende politische Unabhängigkeit zwischen Polen, Böhmen und dem Alten Reich behaupten konnte, schließlich eine dritte Phase der vollen Eingliederung in die Böhmisohene Krone, die mit der Inkorpora-

tion der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer ihren Abschluß fand. Heinz Stooß (Münster) nahm die östliche Schwerpunktverlagerung Karls IV. zum Anlaß, dessen Rolle im östlichen Mitteleuropa zu bestimmen. Er wertete Karl IV. letztlich doch als konservativen Denker, der aber mit den Instrumenten der Heiratspolitik, einer politisch-ordnenden Herrschaftsbildung, der Reorganisation der Finanzen und Verwaltung und nicht zuletzt einer unglaublichen Präsenz zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort neue Wege beschritten habe. Auf bemerkenswerte Parallelen zwischen der Festigung der politischen Herrschaft und dem wirtschaftlichen Aufschwung im ersten Jahrhundert der Habsburgerherrschaft wies Konrad Fuchs (Mainz) in seinem Vortrag über die Sudeten als Wirtschaftsraum hin. Joachim Bahlcke (Berlin) sprach über die innere Gestalt, Qualität und Integrationskraft des politischen Systems der Böhmisches Krone, in dem das Herzogtum Schlesien als Nebenland seinen Platz neben Mähren und den Lausitzen einnahm. Trotz vielfältiger Spannungen und aller Versuche von seiten Böhmens, die lehensrechtliche Überordnung des Hauptlandes gegenüber dem Nebenland auch im Ständestaat weiterhin zu behaupten, hätten sich schließlich die konstruktiven Entwicklungslinien zu einem ständischen Gesamtstaatsbewußtsein durchgesetzt, das in der Konföderationsbewegung und dem Verfassungsmodell der Stände 1619 einen bemerkenswerten Höhepunkt, zugleich aber auch Schlußpunkt fand.

Es liegt auf der Hand, daß der bis zur Gegenwart kaum verfolgten Frage nach dem Verhältnis Schlesiens zur mittelalterlichen Universität Prag und der Rolle der Hussiten in Schlesien ein erhöhter Stellenwert zukam. Um so erfreulicher war es zu beobachten, daß gerade hier durch die brillanten Vorträge von Peter Moraw (Gießen) und Ivan Hlaváček (Prag) ältere, den Nationalitätenkonflikt zwischen Tschechen und Deutschen in den Vordergrund rückende Deutungsansätze nicht nur abgelehnt, sondern auch richtungweisende neue Interpretationswege aufgezeigt wurden. Ausgehend von methodischen Überlegungen zur Bildungsgeschichte einer Region, untersuchte Moraw präzise anhand der nur fragmentarisch überlieferten Immatrikulationsverzeichnisse der beiden Prager Universitäten die Lage der schlesischen Studenten und Lehrer sowie deren Position innerhalb der Fakultäten, die Rolle der *nationes* als nicht politischer, aber unter Umständen politisierbarer Personenverbände und die Problematik der vergleichsweise konservativen Sozialstruktur der schlesischen Studenten an der Artistenfakultät, die Rückschlüsse auf die schlesische Gesellschaft und das Verhältnis Nieder- zu Oberschlesiens zuläßt. Hlaváček wies zu Recht darauf hin, daß die Arbeit Colmar Grünhagens über die Hussitenkämpfe der Schlesier 1420–1435 aus dem Jahre 1872 ein Bild erzeugt habe, das die Hussiten als von Beginn an offensive, auf Expansion orientierte und national motivierte Gruppierung darstelle. Die eigentümliche Rolle Schlesiens für die innere Konsolidierung des Hussitismus und seine Behauptung nach außen bleibe jedoch unverständlich, wenn man nicht den Pluralismus der Motive und insbesondere die Verknüpfung mit der von Schlesien ausgehenden Politik Sigismunds gerade in den ersten Jahren der Wirren berücksichtige. Für die dreißiger Jahre unterstrich Hlaváček überdies die konstruktiven Ansätze, über hussitische Verwaltungsstrukturen das Nebenland Schlesien wieder enger an das Hauptland der Krone zu binden.

VII. KONGRESS DER TSCHECHISCHEN HISTORIKER

Bei seiner letzten Tagung vor fast vier Jahren bot der Historický klub einen traurigen Anblick. Damals, im Januar 1989, konnten weder die politischen Ereignisse noch eine Gesprächsaufforderung unabhängiger Historiker Bewegung in die tschechoslowakische Historikerorganisation bringen. Ende September 1993 tagte nun der tschechische Historikerverband allein in der Prager Karls-Universität. Auf dem Programm dieser Tagung standen drei große Themenbereiche: Erstens diskutierten die tschechischen Historiker über die Vergangenheit der eigenen Zunft und über ihre Aufgaben in der heutigen Gesellschaft. Zweitens wandten sie sich der Frage nach der Bedeutung von Staat und Nation in der tschechischen Geschichte zu. Ein dritter Themenschwerpunkt war den Problemen der Theorie und Methode der Geschichtsschreibung gewidmet.

In eher traditonellen Bahnen verliefen die Diskussionen um Staat und Nation. Dem Beitrag über die mittelalterliche Gestalt der tschechischen Nation von František Šmahel folgte die Aufforderung Otto Urbans, die tschechische Geschichtsforschung solle sich endlich vom Nationsbegriff des 19. Jahrhunderts lösen und Gesellschaftsgeschichte schreiben, um damit einen Beitrag zum Verständnis aktueller Phänomene zu leisten. Urban empfahl die Hilflosigkeit der Intellektuellen angesichts der wiederauflebenden Nationalismen durch eine nüchterne Analyse der Interessen zu überwinden, die die Zusammensetzung nationaler Ideologien in Vergangenheit und Gegenwart bestimmen. Dušan Třeštík forderte, nicht nur die Geschichte der Nation, sondern auch die des Staates kritisch zu überdenken und von Mythen zu befreien. Seit dem 19. Jahrhundert neigten die Historiker dazu, die Kontinuität der staatlichen Entwicklung vor der Diskontinuität und den Brüchen zu betonen, um den bestehenden bzw. erstrebten Staat historisch zu legitimieren. Daß die identitätsstiftende Wirkung solcher historischen Stützen auch Befürworter hat, zeigte dann der folgende Vortrag von Valentin Urfus.

Die Bilanz der Historiographie seit 1945 begann mit einer Absage an eine Tradition der letzten Jahrzehnte. Öffentliche Anklage und Selbstkritik bezeichnete Josef Petráň als den falschen Weg zum Neuanfang. Die Historiker müßten lernen, einen toleranten und demokratischen Diskurs über das Trennende ihrer unterschiedlichen Vergangenheiten hinweg zu führen. Statt im Freund-Feind-Schema verhaftet zu bleiben, sollten sie sich darum bemühen, die unterschiedlichen Erfahrungen ihrer Generation in die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit einzubringen.

Daß die Meinungen über die wissenschaftlichen Leistungen der Historikergenerationen seit 1945 auseinandergehen, zeigten die Diskussionen der beiden folgenden Tage. Während Jan Havránek den historischen Hilfswissenschaften ein gutes Zeugnis ausstellte und das hohe Niveau einzelner historischer Disziplinen lobte, beklagte Jíří Pešek die Isolation der tschechischen Geschichtswissenschaft von der internationalen Diskussion und die theoretische und methodische Schwäche der tschechischen Geschichtswissenschaft. Diesen Mangel an Theorie der Geschichtsschreibung beschrieb Jaroslav Marek als Kehrseite des starken Hanges der tschechischen Historiker zur Geschichtsphilosophie, also zu Konzepten über Charakter und Sinn der gesamten tschechischen Geschichte.

Schwieriger als der Rückblick auf die Leistungen und Schwächen der eigenen Disziplin, gestalteten sich die Diskussionen um die Aufgabe und die Stellung der Geschichtswissenschaft in der Gegenwart. Der Rückzug aus Gesellschaft und Politik in die scheinbare Objektivität reiner Fakten wurde vom Gros der Teilnehmer als falsche Konsequenz aus vierzig Jahren Gängelung und Indienstnahme durch den Staat bezeichnet und zurückgewiesen. Jaroslav Mezník erinnerte an die Traditionen der tschechischen Geschichtsschreibung, die seit Palacký politisch nie völlig enthalten war, und bezeichnete es als Aufgabe der Historiker, den schmalen Weg zwischen einer politisierten Historiographie und dem weltfernen Forschen im „stillen Kämmerlein“ zu finden. In diesem Sinne bezeichnete Petr Pithart die detaillierte Erforschung der sozialistischen Tschechoslowakei, ihres politischen Systems und seiner Funktionsweisen, als existentielle Frage der Gegenwart. Eine umfassende Vergangenheitsbewältigung forderte auch Vilém Prečan ein. Nicht zuletzt mußten auch die Historiker sich die Frage nach ihrem Beitrag zur Stabilisierung und Rechtfertigung des sozialistischen Regimes stellen. Allerdings konstatierte Prečan bei weiten Teilen der Bevölkerung wie bei den Politikern Unlust und Unwille, sich mit der jüngsten Vergangenheit zu befassen. Die Aufgabe des Historikers aber sei es, zu beunruhigen, zu hinterfragen und gegen die Tendenz zu Verdrängung und erneuter Legendenbildung anzugehen. Prečan verwies an dieser Stelle auf das deutsche Beispiel einer verspäteten und daher um so schmerzhafteren Konfrontation mit der eigenen Geschichte.

Wie schwierig sich die Erforschung der jüngsten Vergangenheit gestalten wird, ließen die Diskussionsbeiträge ahnen, in denen die materiellen Nöte der historischen Institute und die juristischen Probleme um die Archivbestände aus den letzten vierzig Jahren angesprochen wurden. Von diesem Punkt aus verlor sich die Diskussion in der Auflistung von Themen und Persönlichkeiten, denen der Umbruch von 1989 endlich eine Neubewertung und Popularisierung bringen könnte, und damit bald im Anekdotischen. Und so wurde manche wichtige Frage erst in der abschließenden Sitzung gestellt, z. B., wie eine sinnvolle Auseinandersetzung mit den letzten vierzig Jahren tschechoslowakischer Geschichte ohne slowakische Beteiligung aussehen soll. Völlig zurecht empörte sich Michal Reiman über die Auflösung nahezu aller Institutionen, die sich mit russischer bzw. sowjetischer Geschichte befaßten. Schwer nachvollziehbar ist zudem das geringe tschechische Interesse an der Entwicklung der ost- und ostmitteleuropäischen Nachbarstaaten, mit denen Tschechen und Slowaken die gemeinsame Erfahrung im sowjetischen Herrschaftsbereich ebenso verbindet wie zahlreiche Probleme und Hoffnungen der Gegenwart.

Nachdem Josef Polišenský als Angehöriger der ältesten Generation weniger nationale Nabelschau und mehr Verständnis für globale Probleme bei den Historikern angemahnt hatte, betrat zum Abschluß ein Vertreter der jungen Generation das Podium. Martin Sekeras Provokation verfehlte ihr Ziel nicht, als er die Überalterung und die Selbstbezogenheit der Historikerzunft beklagte, die die Jüngeren ohne Ansprechpartner und Vorbilder zurückläßt.

Zu sozialistischen Zeiten galt Ereignissen wie einem Historikerkongreß große journalistische Aufmerksamkeit, und man versah sie gerne mit dem Prädikat „historisch“. Im Herbst 1993 zeigte die Öffentlichkeit an den Diskussionen der tschechischen Historiker kaum Interesse. Mehr Aufmerksamkeit hätte die Tagung wohl ver-

dient. Nicht nur die höchst aktuellen Fragen, die zur Diskussion standen, sondern auch das breite Spektrum an dargebotenen Meinungen und die angenehme Form der Auseinandersetzung machten den VII. Kongreß des Historický klubs zu einem Ereignis.

Berlin

Christiane Brenner

JAHRESTAGUNG DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR DIE SUDETENLÄNDER

Am 23. und 24. April 1992 veranstaltete die Historische Kommission der Sudetenländer ihre Jahrestagung in Bad Wiessee. Sie war dieses Mal dem Thema „Mähren“ gewidmet.

Vladimír Vavřínek (Prag) beschrieb „Neuere Aspekte der großmährischen Geschichte“. Anhand der in den letzten Jahrzehnten gemachten reichen archäologischen Funde aus dieser Epoche (Schmuck, Alltagsgegenstände) hatte man bislang zwar die wechselnde kulturelle Orientierung des großmährischen Staates untersucht, doch erst in allerjüngster Zeit damit begonnen, aus ihnen auch die staatliche und gesellschaftliche Organisation zu erschließen. Die Funde von mehr als 20 steinernen Kirchenfundamenten lassen erkennen, daß die Christianisierung schon vor der Ankunft Konstantins und Methods aus Thessaloniki eingesetzt hatte. Ihre Berufung dürfte aus kirchenpolitischen Gründen (Unabhängigkeit vom bayerischen Episkopat) erfolgt sein. Die Schaffung einer slawischen Literatur und Liturgie war die originäre Idee der beiden Missionare, denn die byzantinische Kirche hatte bis dahin als Missionsprache ausschließlich das Griechische benutzt und gestattete erst danach den Gebrauch der jeweiligen Muttersprache im slawischen Milieu.

Franz Machilek (Bamberg) sprach über die „Sonderentwicklung Mährens im Mittelalter“. Die komplizierte staatliche Entwicklung Mährens seit dem 12. Jahrhundert („Landeszugehörigkeit“ zu Böhmen einerseits, Landesteilung und damit Ausbildung mehrerer Zentren andererseits) hatte eine uneinheitliche Landesverwaltung zur Folge; erst im 14. Jahrhundert traten Zentralisierungsansätze auf. Wichtig für das Wachstum eines mährischen Eigenbewußtseins war das Aufsteigen eigener Landespatrone, ein „nationales“ mährisches Selbstverständnis ist jedoch nur in geringem Umfang feststellbar und dem böhmischen Selbstbewußtsein unterlegen.

Anna-Maria Drabek (Wien) untersuchte den „Nations- und Vaterlandsbegriff in Mähren in der ‚nachweißbergischen Epoche‘ bis in die Anfänge der nationalen Wiedergeburt im Spiegel des gelehrten Schrifttums“. An mehreren repräsentativ ausgewählten Autoren aus der Zeit vom frühen 17. Jahrhundert bis Anfang des 18. Jahrhunderts zeigte sie, daß diese mehrheitlich einen sprachlichen bzw. ethnischen Nationsbegriff anwenden, indem sie die Mähren als eigene Nation mit einem eigenen Vaterland sehen. Der sprachneutrale ständische Nationsbegriff hingegen spielt in diesem Quellenmaterial keine Rolle mehr.

Peter Burian (Köln) behandelte „Mähren in der Märzrevolution 1848/49“. Für die in Mähren sich in relativer Ruhe vollziehenden politischen und gesellschaftlichen

Neuerungen war ein starker mährischer Landespatriotismus bestimmend. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Slawen war noch weithin spannungsfrei, weil in Mähren das Nationalbewußtsein noch nicht so ausgeprägt war wie in Böhmen. Die neue Landesverfassung garantierte jedem der beiden „Stämme des Landes“ die Gleichberechtigung und die Unantastbarkeit seiner Nationalität.

Das Thema wird fortgesetzt. Eine Veröffentlichung der Vorträge ist vorgesehen.

Rosdorf

Heidrun Dolezel

AUTORITÄRE REGIME IN OSTMITTELEUROPA 1919–1944

In der Pfalz-Akademie in Lambrecht fand vom 16. bis 20. September 1993 ein internationales Symposium über „Autoritäre Regime in Ostmitteleuropa 1919–1944“ statt, das vom Institut für Osteuropäische Geschichte in Mainz in Zusammenarbeit mit den Lehrstühlen für Osteuropäische Geschichte in Marburg und Kiel sowie dem Osteuropa-Institut in Berlin organisiert und durch die Stiftung Volkswagenwerk gefördert wurde.

Ziel des Symposions, dessen vergleichsweise kleiner Teilnehmerkreis überdurchschnittlich intensive Diskussionen ermöglichte, war eine erste Bestandsaufnahme der zu dem Thema bisher vorliegenden Forschungsergebnisse; unter „Ostmitteleuropa“ wurde dabei ein weiter territorialer Bereich verstanden: Das Spektrum der Referenten reichte von Estland (Andres Kasekamp), Lettland (Aivars Stranga, Ilgvars Butulis), Litauen (Alfonsas Eidintas) und Finnland (Juha Siltala) über Polen (Jerzy Borejsza, Włodimierz Borodziej), Österreich (Emmerich Talos), Ungarn (Tibor Hajdu) und die Tschechoslowakei (Eva Broklová) bis zu Bulgarien (Nicolai Poppreto), Rumänien (Ioan Chiper), Griechenland (Kostas Loulos) und Jugoslawien (Laslo Sekelj). Hinzu kamen Referate von Teilnehmern aus der Bundesrepublik über Albanien (Michael Schmidt-Neke) und die Tschechoslowakei (Peter Heumos). Einführende Vorträge hielten Peter Steinbach (Berlin) und Hans-Ulrich Thamer (Münster), die beide grundsätzliche Überlegungen zum Strukturtyp einer demokratischen Gesellschaft anstellten und als Ausgangspunkt die Problematik der Weimarer Republik wählten.

Es liegt auf der Hand, daß das weitgespannte territoriale Frageinteresse des Symposions, das Gesellschaften mit höchst unterschiedlichen sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Strukturen und Entwicklungsniveaus unter übergeordneten Fragestellungen zusammenzufassen versuchte, auf Probleme systematischer Vergleichbarkeit stoßen mußte und in der Tat stieß. Die Organisatoren hatten daher den Referenten einen Fragenkatalog in die Hand gegeben, der – nicht zu eng gefaßt – doch die Voraussetzung dafür schuf, daß die Referate auf Sachkomplexe zielten, die sich komparativ aufeinander beziehen ließen und so ein kohärentes Gesamtbild ergaben.

Zu den Schwerpunkten der Diskussion gehörte zweifellos die immer wieder thematisierte Frage danach, ob sich die Etablierung autoritärer Regime in Ostmitteleuropa in der Zwischenkriegszeit unter dem Aspekt einer von vornherein zeitlich begrenzten „Entwicklungsdiktatur“ begreifen läßt, die mit dem Abbau demokratischer Strukturen

die Perspektive eines Modernisierungsschubs verknüpfte, der anders nicht zu leisten war und nach einer erfolgreichen Durchführung die Rückkehr zu demokratischen Verhältnissen zumindest prinzipiell nicht ausschloß; ungeklärt blieb dabei allerdings, ob die langfristige Entwicklung der ostmitteleuropäischen Gesellschaft überhaupt unter den Kategorien der Modernisierungstheorie zusammengefaßt werden kann, die von ganz anderen Verhältnissen abgezogen sind und bei der Übertragung auf Ostmitteleuropa einen schiefen Normativismus produzieren können. Die Schwierigkeiten der Abgrenzung autoritärer von faschistischen Regimen bildeten einen weiteren viel-diskutierten Fragenkreis, nicht weniger auf die Frage, ob und in welchem Maße dem Übergang zu autoritären Herrschaftsmustern das Motiv zugrunde lag, entweder eine (vermutete oder tatsächliche) Bedrohung durch Nationalitätenkonflikte abzuwenden oder außenpolitische Instabilität auf diese Weise verringern zu wollen. Die Skepsis ließ sich nicht hinwegdiskutieren, ob angesichts der evidenten Ungleichzeitigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung der auf der Tagung behandelten Gesellschaften überhaupt so etwas wie ein allgemein halbwegs verbindliches „Entstehungssyndrom“ der autoritären Regime gefunden werden könne: Wenn für Polen autoritäre Ordnungsvorstellungen angesichts der demokratischen Traditionen des Landes eine gewichtige qualitative politische Differenz darstellten, so galt dies im albanischen, jugoslawischen oder bulgarischen Kontext aufgrund schwach etablierter demokratischer Normen bzw. der Häufigkeit autoritärer Herrschaftskonstellationen keineswegs.

Wie weit man bei der Errichtung autoritärer Regime in Ostmitteleuropa deren Entstehungsbedingungen zeitlich zurückverfolgen solle, blieb offen, auch wenn deutlich ist, daß diese Regime an weit zurückreichende Traditionen anzuknüpfen versuchten und sich mittels dieser Traditionen legitimieren wollten. Als praktikabel erwies sich der Vorschlag (Borodziej), sich auf das Jahr 1918 als Ausgangspunkt und Zäsur auch deshalb zu konzentrieren, weil mit dem Ende des Ersten Weltkriegs ein tiefgreifender Strukturwandel des Weltagrarmarkts einsetzte, der die überwiegend agrarischen Gesellschaften Ostmitteleuropas mit vergleichbaren sozialen und wirtschaftlichen Problemen konfrontierte und in vieler Hinsicht ähnliche Lösungsstrategien erzwang.

In der Schlußdiskussion sprachen sich die Teilnehmer der Tagung nachdrücklich für weitere Veranstaltungen zu dem Thema aus, die sich dann allerdings mit eingegrenzten Fragestellungen befassen sollten. Als zwei denkbare Themenkomplexe möglicher Folgekonferenzen wurden der Bereich „politische Kultur“ (mit der Einschränkung auf bestimmte Aspekte, über die noch Einigung erzielt werden müßte) und die Frage genannt, in welcher Weise politisch organisierte Agrarbewegungen in Ostmitteleuropa zur Entstehung autoritärer Regime beigetragen haben. Unabhängig von diesen beiden Themenkreisen sind die Organisatoren der Tagung in Lambrecht an allen Forschungen interessiert, die in den Rahmen des Themas gehören. Diejenigen, die einschlägige Forschungen betreiben, sind auf diesem Wege aufgerufen, sich mit den Organisatoren der Lambrechter Tagung in Verbindung zu setzen.

VERBINDENDES UND TRENNENDES AN DER GRENZE

Nach den Umwälzungen 1989 in der Tschechoslowakei fanden in jährlicher Folge in Steyr (Oberösterreich), Budweis (Südböhmen), Zwettl (Niederösterreich) und nun 1993 in Nikolsburg (Südmähren), also im engeren österreichisch-tschechischen Grenzbereich, Konferenzen von Archivaren und Historikern unter dem Titel „Verbindendes und Trennendes an der Grenze“ statt, die dem Ziel dienten, sich kennenzulernen und zu erfahren, wer welche Interessen und welche Projekte verfolgt und welche Quellenbestände in Archiven zur grenzenüberschreitenden Arbeit vorhanden sind.

Die vorläufig abschließende Konferenz dieser Reihe wurde von Archivdirektor Emil Kordiovský veranstaltet vom 5. bis 7. November 1993 in Nikolsburg in Verbindung mit dem 23. Nikolsburger Symposium – einer traditionsreichen Tagungsserie zu Geschichte und Kultur Südmährens. Nach sechs einleitenden Hauptreferaten wurden die vielfältigen Beiträge zum Thema „Zentralmacht und regionale Selbstverwaltung“ für die Frühneuzeit und für das 19. und 20. Jahrhundert in parallelen Sektionen behandelt. Die Hauptreferate galten den vielfältigen und sich wandelnden Beziehungen zwischen Landesherrn bzw. zentraler Macht und regionalen und lokalen Elementen im mittelalterlichen Mähren (Zdeněk Měřínský), im System der böhmischen Länder im 16. und 17. Jahrhundert (Jaroslav Pánek), am Beispiel Österreichs vom Mittelalter bis zum Beginn des Absolutismus (Karl Gutkas). Ausführlich gingen Jan Janák und Peter Urbanitsch in zwei Referaten auf die Phase der regionalen und kommunalen Selbstverwaltung im 19. und frühen 20. Jahrhundert ein, bevor Karl Stuhlpfarrer postmodern angelegte Überlegungen über „Automobilismus als soziale Bewegung“ mit futuristischen Ausblicken präsentierte. In beiden Sektionen wurden mit gut 30 Kurzreferaten Detailspekte vorgestellt und diskutiert. Für die Frühneuzeit wurden dabei neben den Städten auch der niedere Adel, die Universitäten und die Juden thematisiert, für das 19. Jahrhundert wurden neben der Genese und Praxis der kommunalen Selbstverwaltung im nationalen Spannungsfeld von Tschechen und Deutschen insbesondere die Handels- und Gewerkekammern berücksichtigt. Die Zeit nach 1918 wurde vor allem durch Beiträge zur NS-Zeit in Österreich und im Protektorat bestimmt und durch Informationen zum Forschungsprojekt „Die gemeinsame Grenze 1938–1948“ (Hans Haas). Ein Tagungsband soll 1994 in der Reihe „Mikulovská sympozia“, herausgegeben vom Staatlichen Bezirksarchiv Lundenburg mit Sitz in Nikolsburg, erscheinen.

Die Tagung brachte nicht nur zahlreiche fachwissenschaftliche Ergebnisse für die mährische, aber auch allgemein für die habsburgische und mitteleuropäische Geschichte, sondern machte auch deutlich, daß die Absicht der Intensivierung und der Verselbständigung von wissenschaftlichen und archivarischen Kontakten über die Grenze hinweg mit der Tagungsreihe „Verbindendes und Trennendes an der Grenze“ erreicht wurde. Unter den Teilnehmern bestand Einigkeit drüber, daß nicht jede Veranstaltung institutionalisiert und auf ewig fortgesetzt werden müsse, zumal für die Übergangsperiode nach 1989 erfolgreiche Arbeit geleistet wurde. Möglicherweise werden sich aber der bisherige Teilnehmerkreis und andere Interessierte in Zukunft

in modifizierter Form bei den Nikolsburger Symposien in einem zweijährigen Turnus treffen.

München

Robert Luft

VERTREIBUNG – FLUCHT – DEPORTATION

Unter diesem Generalthema, dessen Untertitel „Zwischen Aufrechnung und Verdrängung“ ausdrücklich zur Reflexion einlud, hat vom 22. bis 23. Oktober 1993 in der Volkshochschule Brigittenau in Wien ein Symposium stattgefunden. Historiker und Historikerinnen aus Österreich, der Bundesrepublik Deutschland, aus Tschechien und aus Rußland haben in kurzen Einzelvorträgen das Thema, das zu den bedrückendsten dieses Jahrhunderts gehört, in seinen verschiedenen Ausprägungen erörtert und zur Diskussion gestellt. Vom Baltikum bis nach Spanien reichte dabei die Betrachtung, aber das Hauptaugenmerk lag auf jenen Ländern, aus denen Flüchtlinge nach Mitteleuropa, darunter eben auch nach Österreich, gekommen sind.

Die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei wurde in drei Vorträgen behandelt, die ein großes Interesse gefunden haben. Einen besonderen Akzent erhielt die sich daran anschließende Diskussion dadurch, daß es offenbar das erste Mal gewesen ist, daß in einer solchen öffentlichen Veranstaltung in Wien Gelegenheit zum Austausch von Meinungen und zur Darstellung eigener Erlebnisse geboten worden war. So war die Diskussion auch stellenweise von Betroffenheit, aber auch von Häme und Leidenschaft gekennzeichnet. Der Berichterstatter fand sich dabei an Veranstaltungen erinnert, die vor 25 Jahren in ähnlicher Weise in der Bundesrepublik Deutschland abgelaufen waren.

In der Diskussion wurde auch deutlich, daß in der Behandlung von Flüchtlingen und Vertriebenen in den beiden Aufnahmeländern bemerkenswerte Unterschiede bestanden haben, so daß sich die Leidenschaft mancher Diskutanten schon aus diesem Vergleich erklärt.

Die einzelnen Beiträge sollen 1994 in einer Publikation im Wiener Picus-Verlag erscheinen.

Erfstadt-Liblar

Manfred Alexander

NEUE LITERATUR

Otto, Stephan: *Rekonstruktion der Geschichte. Zur Kritik der historischen Vernunft*. Wilhelm Fink Verlag, München. Bd. 1: 1982, 176 S.; Bd. 2: 1992, 320 S.

Der erste Teil dieses zweibändigen Werks umreißt die einzelnen Etappen der Überlegungen, die zu dem Problem angestellt worden sind, dessen umfassende Interpretation der Autor im zweiten, systematischen Teil liefert: nämlich zur Frage der historischen Vernunft. Denjenigen Historikern, die mit empirischer Forschung befaßt sind, mag statt dieses Begriffs die Feststellung verständlicher erscheinen, daß es in dieser Publikation um die „philosophisch-methodologische Grundlegung der Disziplin der Geistesgeschichte“ geht. Schon von diesem Punkt an muß sich der Historiker als Leser dieser Untersuchung bewußt sein, daß die Sprache des Theoretikers nuancierter und von einer strengeren Begrifflichkeit geprägt ist als die historische Terminologie; als Beispiel sei hier auf die präzise Unterscheidung der Begriffe „Ideengeschichte“ und „geschichtliche, hermeneutische oder transzendente Erfahrung“ hingewiesen. Der Kant entlehnte Untertitel des Werks signalisiert, daß es sich um eine Arbeit in einer Disziplin handelt, die sich zwischen „historischer Forschung“ einerseits und „systematisch-philosophischer Forschungs- und Quellenanalyse“ andererseits bewegt. Der Autor stellt fest, daß für diese Geistesgeschichte bisher noch keine Methodik entwickelt worden sei. Es sei daher nicht die Aufgabe seines Buches, eine Anleitung dafür zu geben, wie dieser Aspekt der Wirklichkeit in der Praxis des forschenden und schreibenden Historikers zum Ausdruck gelangen könne.

Im einleitenden Teil des Buches finden wir Prolegomena zu der eigentlichen systematischen und im Kern erkenntnistheoretischen Analyse. Diese zielt auf die Frage nach der Fähigkeit des Menschen, „sich selbst und die von ihm geschaffene Gesellschaft und Geschichte zu erkennen“. Die Denker, die ihre Spuren auf diesem Weg hinterlassen haben, sind vor allem Kant, Hegel, Dilthey und Husserl; von ihnen wird Dilthey auf seine Weise rehabilitiert und Husserl in durchaus unübliche Zusammenhänge eingeordnet. Diese Suche nach einer Methode, mit der die Rekonstruktion der Geschichte anhand der Entwicklung der historischen Vernunft auf den Begriff gebracht werden könnte, führt Ottos Untersuchung bis an die epistemologischen Debatten der achtziger Jahre heran; beeindruckend durch ihre Akribie, ihren Kenntnisreichtum und ihren Sinn für abstrakte Analysen, reiht sie sich organisch in den Kontext der deutschen theoretischen Literatur ein.

Trotz der Veränderungen der politischen Verhältnisse in dem Teil Europas, mit dessen Geschichte sich die Zeitschrift beschäftigt, in der diese Besprechung erscheint, fühlt sich der Rezensent verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß Ottos Buch in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Raum veröffentlicht wurde, dessen geistiges Klima durch andere Orientierungsschwerpunkte geprägt ist. Trotz aller intensiven Beziehungen zwischen der tschechischen historischen Wissenschaft und der deutschen

Historiographie (weniger schon mit dem deutschen historischen Denken) haben östlich des Böhmerwaldes diejenigen konzeptionellen Überlegungen, die durch die vier obenangeführten Namen repräsentiert werden, nicht wirklich Fuß fassen können. Eine Rezeption der komplizierten historisch-philosophischen Konstrukte, die der deutschen geistigen Tradition entstammen, hat hier nicht stattgefunden, und oft fehlt es selbst an der Kenntnis dieses Komplexes. Erst in den letzten Jahren hat sich gezeigt, daß diese Trennlinie nicht unüberbrückbar ist; zumindest in den späten historischen Exkursen Jan Patočkas finden sich Hinweise darauf, daß auch Husserls Werk zum Bindeglied zwischen den Geschichtswissenschaften der beiden Länder werden könnte. Paradox klingt freilich in diesem Zusammenhang die Klage des Autors, daß zur methodisch-systematischen Grundlegung der Geistesgeschichte in Deutschland weniger getan worden sei als anderswo.

Arbeiten wie die hier vorliegende rufen in gleichem Maße Respekt vor dem Niveau des zeitgenössischen historischen Denkens in Deutschland wie die Skepsis hervor, ob sich auf tschechischer Seite Gesprächspartner finden werden, die in einen Dialog mit Autoren wie Otto eintreten können. Es ist zu bezweifeln, daß der deutsche und der tschechische zeitgenössische historiographische Diskurs miteinander „kompatibel“ sind, wobei nicht an jenen Diskurs gedacht ist, der auf der Ebene der Interpretation konkreter historischer Fakten angesiedelt ist, sondern Wissenschaftstheorie und Philosophie berührt. Diese Situation ist nicht nur eine Folge der geistigen Isolierung in den vergangenen Jahrzehnten, sondern hat ihre Wurzeln in der allgemeinen tschechischen kulturellen Orientierung des vorigen Jahrhunderts. Es ist gewiß bemerkenswert, daß die tschechischen Versuche, sich aus der Abhängigkeit von deutschen Einflüssen zu befreien, nicht dazu geführt haben, daß die Verbindungen zwischen der tschechischen und der deutschen historischen Wissenschaft schwächer wurden. Die Orientierung des tschechischen historischen Denkens an den Strömungen der positivistischen Historiographie hat gleichwohl offensichtlich bewirkt, daß die tschechische Geschichtswissenschaft jetzt, da sie sich wieder nach außen öffnet, mehr Verständnis für die französische Geschichtsschreibung zeigt als für die Subtilität des deutschen theoretischen Geistes. Auch jetzt, da die trennenden Barrieren verschwunden sind, liegt den tschechischen Historikern die „historische Sozialwissenschaft“ näher. Entfernter bleibt ihnen dagegen ein Gebiet, auf dem mit Begriffen wie „Hermeneutik“ oder „Erkenntnistheorie“ operiert wird, die von tschechischen Historikern kaum benutzt werden. Die Untersuchung Ottos könnte in einem so andersgearteten geistigen Milieu einen Anstoß geben, um an dieser einseitigen Ausrichtung eine Korrektur vorzunehmen.

Brünn

Jaroslav Marek

Clios Rache. Neue Aspekte strukturgeschichtlicher und theoriegeleiteter Geschichtsforschung in Österreich. Hrsg. v. Karl Kaser und Karl Stocker.

Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1992, 244 S., 33 Abb. (Böhlau's zeitgeschichtliche Bibliothek 22).

Der etwas dramatische Titel zielt auf die einfache geschichtliche Erfahrung, daß auf jede Reformgeneration eine jüngere, wiederum kritische Generation folgt, was auch

für die Historiographie gilt. Nach der Generation der von der Annales-Schule beeinflussten österreichischen Sozialhistoriker um Michael Mitterauer und seine Schüler tritt jetzt mit teilweise programmatischen Arbeiten eine neue österreichische Historikergeneration an die Öffentlichkeit, die neben die Sozialgeschichte eine strukturorientierte und theoriebetonte Kulturgeschichte mit ausgeprägter Interdisziplinarität setzt. Diese Entwicklung erfolgt unter den Wissenschaftler eines kleinen Landes konturenreicher, auf jeden Fall aber exemplarisch. Die beiden Herausgeber wie die fünf Autoren und zwei Autorinnen des Bandes sind alle in den fünfziger Jahren geboren, sind meist noch nicht institutionell etabliert und kommen fast alle von den Universitäten Graz und Salzburg, so daß sich hier nicht allein die Wiener Geschichtswissenschaft zu Wort meldet.

Nach einer historiographisch-kritischen Einleitung werden neue Ansätze und Betrachtungsweisen vorgestellt durch einen empirischen Beitrag zur Veränderung der Männer- und Frauenrollen im ländlichen Bereich Ostösterreichs während der letzten Jahrzehnte (Erna Appelt), durch ein feministisches Hinterfragen der bisherigen österreichischen Geschichtsschreibung zur Arbeiterschaft und zur Arbeiterbewegung (Ingrid Bauer) oder durch einen etwas formalen, aber sehr quantifizierten Abriss über den aktuellen Stand systemimmanent kritischer Anwendung der EDV für eine kontext-sensitive Geschichtsforschung (Ingo Kropač). Anhand der neueren amerikanischen kulturanthropologischen Forschung zum Alpenraum wird profund auf die notwendige Kombination von ökologischen und historischen Erklärungen hingewiesen (Norbert Ortmayr), am Beispiel des vor 200 Jahren entstandenen Tiroler Herz-Jesu-Kultes wird die Entwicklung einer regionalen Ideologie und ihrer kollektiven Mechanismen ausgeführt (Günther Pallaver), dem Begriffswandel von Kollektivbegriffen und -vorstellungen über Rasse, Nation oder Volk (Hans Petschar) wird kritisch nachgespürt, und schließlich wird anhand der Plakate zum 1. Mai bis 1914 einfühlsam die Veränderung von Programmatik und Mentalität in der österreichischen Arbeiterbewegung dargestellt (Stefan Riesenfellner).

So mangelhaft noch praktikable Methoden zur weiterführenden Verbindung von Geschichte, Anthropologie, Sozialpsychologie, Ethnohistorie oder Semiohistorie sein mögen, der gleichwertigen Berücksichtigung von Kategorien wie Geschlecht, Symbol oder dem Imaginären, wie den Phantasien und Wünschen von Gesellschaften, Teilgruppen oder von Generationen, neben den traditionellen Kriterien von Herrschaft, Politik, sozialer Struktur und Persönlichkeit kann und sollte – wie die Beiträge zeigen – nicht länger ausgewichen werden. Damit wird es auch immer notwendiger, daß jeder Historiker bei neuen Forschungen und Fragestellungen mit größerer Selbstverständlichkeit seine eigene Position reflektiert, was ein weiteres Anliegen der Autoren darstellt.

Auch wenn nur Petschar mit seinen Ausführungen über die begrifflichen Vorgaben, auf denen Rauchberg seine Statistiken zum nationalen Besitzstand in Böhmen erstellte, Aspekte der böhmischen Geschichte direkt anspricht, enthält der Band gerade für die Bohemistik bzw. für Historiker in den Nachfolgestaaten der Tschechoslowakei anregende Beiträge, die aus methodischen und thematischen Gründen fast zur Pflichtlektüre werden sollten, um die immer noch zu sehr auf Deskription bzw. auf die politische oder gar lineare nationale Geschichte fixierte Forschung dieses Raumes

zu befruchten. Die österreichische Geschichtswissenschaft zeigt sich mit der skizzierten Forschungsentwicklung darüber hinaus als eigenständiger Kommunikationszusammenhang im deutschen Sprachraum, der auch außerhalb Österreichs größere Beachtung verdient (auch wenn das Abgrenzungsbedürfnis gegenüber einer „deutschen“ Geschichtswissenschaft überzogen sein mag). Vor allem könnte die durch „Clios Rache“ aufgezeigte Diskussion und die Behauptung gegenüber finanzkräftigen Wissenschaften größerer Staaten beispielhafte Bedeutung für eine personell kleine Historikergemeinde wie die tschechische oder slowakische gewinnen.

München

Robert Luft

Křen, Jan: Historické proměny češství [Historische Wandlungen des Böhmentums].
Univerzita Karlova, Praha 1993, 113 S.

Křens Beitrag zu der von der Karls-Universität herausgegebenen neuen Reihe wissenschaftlicher Essays enthält zwei Studien. Die erste stammt aus dem Jahr 1988; die zweite, auf den letzten 20 Seiten, trug der Autor als Mitglied des Wissenschaftskollegs zu Berlin 1990/91 seinen Kollegen vor. Sie ist deutsch schon 1992 erschienen. Die Essays der Karls-Universität sind offensichtlich für einen größeren tschechischen Leserkreis bestimmt und sollen neue Gedanken aus dem akademischen Raum verbreiten helfen.

Und neue Gedanken für das tschechische Publikum hatte Jan Křen 1988 wirklich zu bieten: Es ging ihm um die integrative Betrachtung der böhmischen Geschichte, für die er einen seltenen Begriff gewählt hatte: „Češství“ ist zwar im Wörterbuch zu finden, aber die Übersetzung „Tschechentum“, die man da anbietet, wäre falsch. Denn Křen meint, was man mit tschechischen Worten eigentlich nicht unmißverständlich sagen kann; er meint „Böhmentum“. Neben den Tschechen haben vornehmlich die Deutschen in seinem böhmischen Geschichtsbild Platz: „... das aber sind die Gründe, warum das böhmisch-mährische Deutschtum [*němectví*] nicht verschwinden kann aus dem böhmischen historischen Beobachtungsfeld und warum es auch nicht nur ein Gegenstand ‚sudetischer‘ [*sudetské*] Begrifflichkeit bleiben kann, die übrigens auch in Deutschland zurücktritt vor dem bohemistischen Zugriff – [...] dieses Deutschtum gehört nicht deshalb als politische Zielsetzung in die Geschichte des Tschechentums, damit ‚der ideologische Widersacher‘ nicht übergangen würde, sondern aus wesentlichen sachlichen und sittlichen Gründen, auch deshalb, weil die heutigen Tschechen ebenfalls Nachfolger der historischen Wirksamkeit dieses Deutschtums sind, verpflichtet zur Fürsorge um sein historisches Andenken, das auch unser Andenken ist ...“ (S. 22). Diese Definition wird im Laufe des Textes mehrfach wiederholt, angewendet auf verschiedene Situationen einer tausendjährigen Entwicklung, und man muß nicht näher erklären, daß Křen damit nicht nur geradewegs den methodischen Standpunkt trifft, der die Forschungsarbeit des Collegium Carolinum von Anfang an bestimmte, sondern daß er auf diese Weise auch den einzig sachlich berechtigten Definitionsansatz für alle Bohemistik umschreibt. Das gesellschaftliche Ganze der böhmischen Länder ist, jedenfalls vom 13. Jahrhundert an bis 1945, nicht mehr national zu trennen, wenn man die gesamte Landesentwicklung erfaßt, und die Erfindung einer

seither sogenannten sudetendeutschen Geschichte, 1932 gegen den ausgesprochenen Widerstand des Prager Ordinarius Wilhelm Wostry und seines Schülers Heinz Prokert von dem damaligen außerordentlichen Professor für Geschichte Josef Pfitzner propagiert, in ihrer durchsichtigen und sachfremden Zwecksetzung ablehnt. Politik hin oder her: Es kann keine sudetendeutsche Geschichte in einem Lande geben, in dem diese Deutschen eben nur einen Teil der Gesellschaft in siebenhundertjähriger Tradition darstellten, einen Teil der Bauern, einen Teil der mittelalterlichen Stadtbürger, später einen Teil der Lehrer und Beamten, einen kleinen Teil des Adels, eben immer nur einen Bruchteil, ohne daß sie in der Lage gewesen wären, die der jeweiligen Zeit entsprechende selbständige gesellschaftliche Struktur von unten nach oben aufzubauen; ohne daß es ein administratives Ganzes für diese Deutschen gegeben hätte, ohne daß sie in der kirchlichen Organisation einen besonderen Platz gehabt hätten und schließlich, ohne daß sie auch nur von Schulpflicht und Hochsprache in ihren voneinander so weit entfernten Dialekten sich hätten mühelos verständigen können. Das alles spricht gegen eine selbständige Konstruktion „sudetendeutscher Geschichte“, die sich in den dreißiger Jahren zusammen mit einem verspäteten Nebenimpuls nationaler Selbstbestimmung formierte. Sogar schon damals sah beispielsweise Kleo Pleyer, ein gewiß um Sudetendeutsche Interessen bemühter junger Historiker, in der Ahnengalerie der Sudetendeutschen „die schwierigen Hände und nicht die glänzenden Rüstungen“. Das ist, was Peter Moraw heute nüchtern als die „unvollständige Sozialpyramide“ bezeichnet.

Dasselbe gilt übrigens auch, bei größerer Geschlossenheit aus den bekannten Gründen, für die Juden in Böhmen und Mähren. Und Křen zögert nicht, trotz mehrerer Judenvertreibungen und trotz eines insgesamt kleinen jüdischen Bevölkerungsanteils, sich dagegen zu wenden, „dieses beachtenswerte Element aus der böhmischen Geschichte auszuklammern“ (S. 22). Am Ende aber gilt das auch für eine isolierte Betrachtung der Tschechen in Böhmen und Mähren. Also schickt sich Jan Křen nach dieser begrifflichen Klärung an, ein neues historisches Selbstbewußtsein für das sogenannte und im Lauf der Geschichte natürlich wechselnde „Böhmentum“ zu konstruieren.

Ein entsprechender Abriss des Jahrtausends bringt dann zwar keine Überraschung in der sachlichen Aussage; gelegentlich aber doch in der Akzentuierung der Begriffe. So mit dem „mährischen Vorsprung“ bei der verfehlten mährischen Reichsbildung, der eine „katholische Ära“ für das Böhmentum folgte; mit der positiven Wertung der Přemyslidenzeit als „Staatsorganisation“, eine bekannte Begriffswahl zur Kompensation komplizierter Herrschaftsverhältnisse, während man in Deutschland mit einem Schuß Historismus das Wort „Staat“ bekanntlich erst der frühen Neuzeit in kleinen Portionen vorbehält. Die deutsche Kolonisationsleistung spielt danach eine wichtige Rolle als nachdrückliche Veränderung des „Böhmentums“, und die böhmische Reichszugehörigkeit wird als Element gesehen in einem größeren Ganzen, an dessen Stellen 1948 fatalerweise die sozialistische Gesellschaft getreten war, aber der Dissident Křen denkt dabei auch schon an eine europäische Gemeinschaft (S. 35).

Křen zögerte im übrigen nicht, mit dem Begriff einer kulturellen Verspätung für die böhmischen Länder umzugehen, den er mit guten Kenntnissen westlicher Urteile zu handhaben weiß, und er sieht, in harter Kritik älterer Urteile, in der bemerkenswerten

Blütezeit des Spätmittelalters keinen europäischen Vorsprung, sondern eher das Echo auf europäische Entwicklungen. Das gilt in seiner Sicht auch für Hus, für Comenius, für Palacký und sogar für Masaryk (S. 39). Hier scheint freilich die Grenze des Protagonismus allzu hoch gehoben. Selbst wenn man den Begriff nur auf die Namensträger neuer Einsichten beschränkt, darf man, so wie auch das zeitgenössische Echo, wohl diese Tetrarchie im tschechischen Geistesleben auf ihre Weise gelten lassen.

Křen folgt der Chronologie. Ähnlich wie in seinen „Weißen Flecken“, die ebenfalls vor 1989 entstanden (BohZ 31/1990, 360–371), wird auch dabei die historische Perspektive um neue Ausblicke erweitert. Der Rang der gotischen Epoche in der Gesamtentwicklung seines „Böhmentums“ sei unbestritten, aber der Rang des Barockzeitalters verdient nach Křen eine ganz andere Würdigung, auch wenn die *dekapitace národa* nach Zdeněk Kalista nicht vergessen werden dürfe. Aber was man nach 1621 immer wieder beklagt, vergißt man nach Křen oft für das Jahr 1918 wie für 1948, wo man sich ebenso darauf verstand, die gesellschaftlichen Eliten zu verdrängen oder gar zu eliminieren. Wenig beachtet sei dieser Vorgang bisher zu Beginn der Ersten Republik – wiewohl, was Křen wohl entgangen ist, vor 30 Jahren bereits der Emigrant Oswald Kostrba-Skalický besonders darauf verwies. So fehlt dem tschechischen Geistesleben auch nach Křen im Lauf der letzten hundert Jahre der Zug ins Große, und statt dessen zeige sich eine merkliche Neigung zum Kollektivismus schon im 19. Jahrhundert (S. 73). Beides ließe sich ebenso vom deutschen Bevölkerungsanteil im Lande sagen, weit weniger aber vom jüdischen.

Die meisten Leser dieses Essays werden freilich nicht danach fragen, sondern nach der Ersten Republik, zu der „zurückzukehren nach 1989 ein fatales Diktum aufforderte“. Aber der Weg in ein solches „Zurück“ dürfte nie ohne die Katarrhsis einer gründlichen Geschichtskritik erfolgen, und dergleichen hält Křen für die große Aufgabe unserer wissenschaftlichen Generation. Wer wollte ihm dabei, dem tschechischen Vorsitzenden der deutsch-tschechoslowakischen Historikerkommission, nicht allen Beifall zollen! Bis dahin bleibt es bei der Feststellung von einem tschechischen Vorkriegsoptimismus im Hinblick auf die nationale Selbstbetrachtung, geprägt von Masaryk, dem dann in der Zwischenkriegszeit bei den sensiblen nationalen und sozialen Problemen der Ersten Republik „Konstruktionsfehler des neuen Staates, mehr aber noch Betriebsfehler“ (*vady provozní*, S. 80) geschadet hätten. Fehler, „die aus dem Ungenügenden der tschechischen staatspolitischen Kultur herrührten und die sich in ruhigen Zeiten nicht so akut bemerkbar gemacht hätten, schienen, als das Klima sich verschlechterte, übermäßig kraß – und den Generationen, die ihren Fall erlebten, schien die Republik schlechter, als sie war, ähnlich wie ihren Vorgängern einmal die Monarchie erschien“ (S. 80).

Soll man noch hinzufügen, mit welcher Scharfsicht Křen das Kriegsende sah? „Dennoch läßt sich aber über den Bruch des Jahres 1945 nicht sagen, daß er nur von außen diktiert worden wäre, aus dem Willen des Siegers, wie das bei der Mehrzahl der besiegten Länder der Fall war. Das Jahr 1945 hatte im Grundsatz alle Attribute einer authentischen Revolution, vornehmlich ihre Zeichen von Gewalt und Kampf – in den tschechoslowakischen Auslandsarmeen, im heimischen Widerstand und schließlich im nationalen Aufstand. Dieselben revolutionären Grundrisse zeigten sich auch

programmatisch. Die unbedenkliche Zuflucht zur tschechoslowakischen Staatsidee hinderte den Widerstand nicht, weder den heimischen noch den ausländischen, an einer tiefen und gnadenlosen Revision all dessen, worin man das Ungenügende der Ersten Republik erblickte. Diese radikale Kritik, Zeichen geistiger Vitalität der Nation, richtete sich auch gegen alle Säulen der Vorkriegsordnung: Sie erfaßten die parlamentarische Demokratie, die nicht geschützten privatkapitalistischen Unternehmungen und die westliche Orientierung. Die Veränderungen des Jahres 1945, die sich aus dem dominanten Einfluß nationaler Losungen ergaben, erfüllten im höchsten Maß die subjektiven und objektiven Bedürfnisse einer Revolution, wie sie die damalige Gesellschaft spürte“ (S. 84).

Auch der Ausbruch von Haß und Gewalt gegen die Deutschen 1945 war nach Křen Bestandteil dieser Revolution. Die Vertreibung der Deutschen löste dann nach Křen keinesfalls die böhmischen Probleme, sie veränderte nur, nach der Vernichtung des jüdischen Elements, nun auch noch nachhaltig die Zusammensetzung des „Böhmentums“. Und der Sozialismus schuf aus dem „Böhmentum“ schließlich „eine graue Masse“ (S. 89). „Die geistige Stagnation, die wirtschaftliche Misere, der allgemeine Marasmus erfaßte selbst die nationale Identität“ (S. 91). Wenige tschechische Historiker haben vor 1989 eine so radikale Selbstkritik geübt – nicht oder nicht nur aus moralischen, sondern aus analytischen Gründen. Um so wichtiger sind Křens Einsichten, nicht nur gültig für Böhmen und Mähren, sondern für das gesamte nach unserer Geographie östliche Mitteleuropa.

Nach diesem Mitteleuropa fragt der zweite Essay, der kürzere. Er umreißt die auch bei uns bekannten Stationen der Mitteleuropadiskussion. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang aber eben gerade derselbe Gedanke, der den Autor schon 1988 beschäftigte: Mitteleuropa ist heute zweifellos aus der gesellschaftlichen Entwicklung der Gegenwart anders zu definieren als vor hundert Jahren. Mitteleuropa ist heute das geschundene, in seiner ursprünglichen Bevölkerungssubstanz durch die Vernichtung der Juden und die Vertreibung der Deutschen so nachhaltig veränderte, in seiner wirtschaftlichen Entwicklung so fatal irreführende Gebiet zwischen Ostsee und Adria. Es ist der Satellitenblock von ehemals, und das eben einfach nach sozioökonomischen Kriterien. Aus demselben Grund ist auch Deutschland nicht nur durch den Machtanspruch der Alliierten 1945, sondern durch seine eigene Entwicklung aus Mitteleuropa ausgeschieden. Es ist zum Westen geworden. Das Problem von 16 Millionen Deutschen, den Übergang nach dem Westen zu finden, ist solcherart schärfer definiert, als unsere Politiker unter nationalen Vorzeichen, als die gesamte Bevölkerung in ihrem Vereinigungsjubiläum gelten lassen wollten. Allerdings läßt sich dieses Problem innerhalb der deutschen Staatsgemeinschaft vielleicht auch schneller lösen. Wie auch immer: Die gesellschaftlichen Veränderungen des ehemaligen sozialistischen Mitteleuropa wieder den westlichen Verhältnissen anzunähern, nicht zurück, sondern, eingefügt in die westlichen Sorgen, „vorwärts nach Europa“, das ist vermutlich ein Generationenwerk.

Křen erkennt die Aufgabe. Um ihr nachzugehen, hat er mit einem entschlossenen Griff die Diskussion von drei Generationen tschechischer Historiker auf eine neue Ebene gehoben: Ihm geht es nicht um den Sinn der tschechischen Geschichte, nach der

bekanntem Wortprägung, sondern um den Sinn der böhmischen. Und das ist in der Tat eine aufregende Konvergenz des tschechischen wie des deutschen Forschungshorizonts.

Haar

Ferdinand Seibt

Morison, John (Hrsg.): The Czech and Slovak Experience. Selected Papers from the Fourth World Congress for Soviet and East European Studies, Harrogate, 1990.

The Macmillan Press, London / St. Martin's Press, New York 1992, XIV + 235 S.

Die politische Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik steht im Mittelpunkt des Sammelbandes von 12 Autoren, die – bis auf eine Ausnahme – aus dem englischen bzw. amerikanischen Raum kommen und ungefähr zur Hälfte der jüngeren Generation angehören. Der vom Vorsitzenden des IV. Weltkongresses für sowjetische und osteuropäische Studien herausgegebene Band – einer von insgesamt 16 Konferenzbänden – umfaßt einige der mehr als zwanzig Vorträge zu den böhmischen Ländern und der Slowakei, ohne daß die Auswahl eindeutig auf die Qualität schließen läßt.

Im einzigen Beitrag zur böhmischen Frühneuzeit beschreibt George J. Svoboda aufgrund von Prager Akten die administrativen Maßnahmen gegen die Übergriffe des grundbesitzenden Adels bei Robot und Strafverfahren. Eine Allianz zwischen Kaiser Josef II., seinen aufgeklärten Beamten und der unterprivilegierten ländlichen Bevölkerung sei gegenüber dem Landesadel entstanden, so daß entgegen der immer noch aus nationalen Gründen negativen Sicht der tschechischen Historiographie Josef II. positiv zu bewerten sei. Neuere Forschungen zur Agrargeschichte bleiben dabei aber unberücksichtigt. Aspekte der slowakisch-tschechischen Beziehungen werden durch Hugh LeCaine Agnews Referat „Czechs, Slovaks, and the Slovak Linguistic Separatism of the Mid-Nineteenth Century“ und durch die materialreiche Studie „Slovakia in the Czech Press at the Turn of the Nineteenth and Twentieth Centuries“ von Marie L. Neudorfl behandelt, in denen die kritische und teilweise ablehnende tschechische Haltung zur slowakischen Nationalbewegung hervortritt. Mit „Masaryk: Religious Heretic“ gelingt H. Gordon Skilling eine hervorragende Skizze zu dessen persönlicher Einstellung zur Religion und zu den christlichen Kirchen. Der Autor betont die hohe Wertschätzung Masaryks für Jesus und Comenius sowie dessen Distanz bis offene Gegnerschaft zu kirchlichen Institutionen und zeichnet die aus der für Masaryk charakteristischen Verbindung von Religion und nationaler Frage resultierenden politischen Aktivitäten zwischen 1900 und 1914 nach.

Die Beiträge zur Zwischenkriegszeit werden von dem sehr problematischen und schon 1969 publizierten Abriß Věra Olivová zu Regierung und illoyaler Opposition in der „pluralistischen Demokratie“ eingeleitet. Mit der Klassifizierung in nationalistische, kommunistische und republikanische (gemeint sind staatsloyale und potentiell regierungsfreundliche) Parteien bei Tschechen, Slowaken und Deutschen wird nichts an Erklärungstiefe gewonnen, vielmehr unter Hinweis auf die beiden „nicht-republikanischen“ Lager die bekannte These von der außenpolitischen Bedingtheit der Regierungsschwierigkeiten der ČSR wiederholt.

Auf guter Quellenbasis bauen die sehr viel kompetenteren drei folgenden Aufsätze zu politischen Führungspersonlichkeiten auf, die in der Forschung bislang meist hinter Masaryk und Beneš in das zweite Glied rückten. In seiner Darstellung Václav J. Klofáč' und der Tschech(oslowak)ischen Nationalsozial(istisch)en Partei betont Bruce Garver die – trotz aller Brüche in der Parteigeschichte – durchgängige demokratische, emanzipatorische, frauenfeindliche und Masaryk stets unterstützende Einstellung von Partei und Parteiführer, läßt aber die negativen Seiten wie Kollektivismus und Antisemitismus weitgehend außer acht. Die bis zur Perfektion betriebene Proporzpolitik des Führers der Agrarpartei und Pětka-Initiators, des Ministerpräsidenten und Gegenspielers von Beneš, des öffentlichkeitsscheuen „Meisters des Kompromisses“, Antonín Švehla, stellt Daniel E. Miller kenntnisreich dar, ohne jedoch die aus Švehlas Vorgehen resultierenden langfristigen politischen Defizite für die ČSR zu thematisieren. Trotz der für die Anfangsphase der Republik wichtigen stabilisierenden Politik Švehlas drängen sich gerade hier Parallelen zur aktuellen politischen Krise in Italien auf, was die Begrenztheit dieses Vorgehens verdeutlicht. Fast handbuchartig breitet James Felak für die vier slowakischen Parteien der Zwischenkriegszeit (katholisch-nationale Volkspartei, Agrarpartei, Sozialdemokraten und Kommunisten) Entwicklung, innere Flügelkämpfe und deren Einstellungen zum tschechoslowakischen Gesamtstaat aus und resümiert, daß damals keine dieser Parteien ein realistisches Konzept zur Lösung der slowakischen Frage hatte.

Die ebenso knappen wie kritischen Thesen Z. A. B. Zemans zur Regierungspolitik gegenüber den Deutschen in der ČSR gehen etwas zu vereinfachend von einem Rollentausch zwischen Deutschen und Tschechen 1918 aus, leiten aber faktisch zur vermutlich wichtigsten Studie des Bandes über. Mark Cornwall untersucht ausführlich und quellensicher die Beziehungen zwischen „Dr. Edvard Beneš and Czechoslovakia's German Minority, 1918–1943“. Nach Cornwall läßt sich Benešs Politik durch eine Mischung aus Soziologie und Loyalitätserwartungen, Nationalismus unter internationale diplomatische Erfahrung charakterisieren, was häufig zu einem Offenlassen von Situationen führte. Dargestellt werden sowohl Beneš' westeuropäisch nationalstaatliches Konzept und seine diplomatischen Tricks bei den Pariser Friedensverhandlungen wie beim Völkerbund in Genf als auch seine potentielle Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit „loyalen“ Deutschen in der ČSR. Nach Cornwall gewann bei Beneš das bei Zeitgenossen gar nicht so seltene Denken, Nationen und andere Sozialgruppen zu einem Verschiebeobjekt der Politik zu degradieren, stets in Extremsituationen wie 1919 und nach 1939 die Überhand und führt dann zu einem Umschlagen seiner Haltung in extreme Deutschfeindlichkeit.

Nach einem Abriss von Fred Hahn über den Weg der deutschen Sozialdemokraten von 1918 bis zum Bündnis mit der tschech(oslowak)ischen Schwesterpartei und bis zum Eintritt in die Regierung schließt der interessante Sammelband mit einer Studie von Nancy M. Wingfield über „Czech, German or Jew: The Jewish Community of Prague during the Interwar Period“, die nicht nur die vier Fraktionen und die (nationalen) Spannungen innerhalb der zentralen Organisation der Prager Judengemeinde nachzeichnet, sondern auch die langwierige Entwicklung zum demokratisierten Wahlrecht in der Gemeinde von 1936 beschreibt.

Auch wenn einige der Beiträge nur leicht modifiziert bereits in Zeitschriften wie

East Central Europe 17/2 (1990) oder ČČH 88 (1990) erschienen sind und einige falsche Namensschreibungen wie *Šmeral* (S. 95, 113, 234), *Štribrný* (S. 234), *Kanil Krofla* (S. 164) den Gesamteindruck trüben, ist der Band durch die vielen auf Archivalien gründenden Beiträge eine Bereicherung und für die Forschung zur Ersten Tschechoslowakischen Republik in Zukunft unverzichtbar.

München

Robert Luft

Malý, Karel/Sivák, Florian: Dějiny státu a práva v českých zemích a na Slovensku do r. 1918 [Geschichte des Staats und Rechts in den böhmischen Ländern und der Slowakei bis zum Jahr 1918].

Verlag H & H, Jinočany 1992, 531 + 18 S.

Die vorliegende überarbeitete und ergänzte zweite Auflage des 1. Bandes der 1988 erschienenen Rechtsgeschichte der Tschechoslowakei hat zwar, wie im Vorwort versichert wird, den gesellschaftlichen Umschwung des Jahres 1989 berücksichtigt, konnte aber der inzwischen eingetretenen Teilung des Staates noch nicht Rechnung tragen. So stehen Abschnitte, die der Geschichte der böhmischen Länder gewidmet sind, – ihr Verfasser ist Prof. JUDr. Karel Malý DrSc. – und Abschnitte, die sich mit der ungarischen Rechtsgeschichte befassen, – aus der Feder von Prof. JUDr. Florian Sivák CSc. – nebeneinander. Beide Verfasser haben sich auf eine chronologische Gliederung geeinigt, die eine parallele Darstellung beider Rechtsräume ermöglicht und Gemeinsames und Unterschiedliches in der Entwicklung der einstigen Staatshälften deutlich hervorheben läßt. So lassen sie den Ständestaat in den böhmischen Ländern erst 1620, in Ungarn aber bereits 1526 mit dem Ende der böhmisch-ungarischen Personalunion unter der Herrschaft der Jagiellonen enden.

Die Verfasser gliedern ihre Arbeit in zwei Teile, die Zeit des Feudalismus und die Zeit des Kapitalismus. Dem ersten, die Jahre bis 1848 umfassenden Teil widmen sie etwa zwei Drittel des Gesamtumfangs, den letzten 70 Jahren (1848 bis 1918) ein Drittel, wodurch eine verhältnismäßig eingehende Darstellung der jüngsten Entwicklung ermöglicht wird.

Das Vorwort zur zweiten Auflage weist auf die seit 1989 geänderte Rolle der Rechtsgeschichte und damit auch eine gewandelte Aufgabenstellung des Lehrbuchs hin: Was bisher als Rechtsgeschichte aufgefaßt wurde, sei jetzt zur Einleitung in das geltende Recht, vor allem in das Handelsrecht, Vereinsrecht oder Recht der Selbstverwaltungskörperschaften, geworden und soll dem Aufzeigen der Kontinuität und zur Überbrückung der 1948 eingeleiteten Ära dienen.

Dem Buch ist ein einleitendes Kapitel über die wissenschaftliche Bearbeitung der Rechtsgeschichte der böhmischen Länder und der Slowakei vorangestellt. Hier vermißt man die Erwähnung von Emil Rößler, der schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Geschichte der Wechselwirkungen des slawischen und deutschen Rechts in den böhmischen Ländern untersucht hat, von Emil Ott, der die Rezeption des römischen Rechts in Böhmen erforscht hat, oder von Otto Peterka, des Verfassers einer zweibändigen Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, desgleichen Hinweise auf die Slowakei betreffenden Arbeiten von Štefan Luby oder Jozef Karpát.

Rechtsvergleichende Hinweise finden sich nur im Zusammenhang mit dem rezipierten Recht, wohl aber wird fallweise auf Leistungen der böhmischen Länder hingewiesen, die nur hier oder erstmals in der europäischen Geschichte anzutreffen sind. So wird von der Kodifizierung des Stadtrechts gesagt, daß es sich dabei um eine in Europa einmalige Erscheinung handle (S. 177), der Tschaslauer Landtag des Jahres 1421 wird als erste Nationalversammlung in Europa bezeichnet (S. 102). Die hussitische Revolution wird als erste antifeudale Revolution in Europa hervorgehoben (S. 25, 96), von der die weitere Entwicklung von Staat und Recht in ganz Europa beeinflusst worden sei (S. 303). Als erstmalig in der Geschichte der Menschheit werden die Bemühungen um eine internationale Friedensorganisation durch Georg von Podiebrad gewürdigt (S. 109).

Der Sieg des Absolutismus über den böhmischen Ständestaat auf dem Weißen Berg wird in einem ganz anderen Licht gesehen, als die Entwicklung des Absolutismus in Westeuropa. Während er hier, vor allem in Frankreich, gegenüber dem Ständestaat einen Fortschritt und eine wichtige Vorstufe in der Entwicklung zum modernen Nationalstaat dargestellt habe, sei eine Einführung in den böhmischen Ländern Ausdruck der politischen Reaktion gewesen und habe ein Regime geschaffen, das sich auf eine national fremde Dynastie stützte, deren Interessendemscheichischen Volk fremd waren (S. 251).

Die fast vierhundertjährige Zugehörigkeit der böhmischen Länder zur Donaumonarchie wird nicht als Beteiligung an einer mitteleuropäischen Völkergemeinschaft aufgefaßt, sondern auf das tschechisch-deutsche Verhältnis reduziert. Unerwähnt bleibt die Tatsache, daß seit 1749 die Leitung der gemeinsamen obersten Behörde der böhmischen und der österreichischen Länder fast ausschließlich in den Händen von Vertretern der böhmischen Stände lag, ebenso das Wirken der tschechischen Richter und Beamten, die an den österreichischen Höchstgerichten, als Sektionschefs oder Hofräte in den Wiener Ministerien oder etwa bei der Einführung österreichischer Gesetze in Galizien, beim Aufbau der Verwaltung und Gerichtsbarkeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ungarn oder bei der Schaffung einer auch den Vorstellungen der islamischen Bevölkerung Rechnung tragenden Landesgesetzgebung für Bosnien und die Herzegowina mitgewirkt haben. Die Behauptung, der Eintritt eines Tschechen in den österreichischen Staatsdienst sei „einem nationalen Verrat gleichgekommen“ (S. 416) oder der österreichische Staat sei zur Unterdrückungsorganisation in den Händen der deutschen Bourgeoisie geworden (S. 417), erweckt den Eindruck, als ob in Österreich Gerichtsbarkeit und Verwaltung lediglich von deutschen Richtern und Beamten ausgeübt worden wäre, während tatsächlich der Anteil der tschechischen Beamten zu Beginn des 20. Jahrhunderts ziemlich genau dem Anteil der Tschechen an der Gesamtbevölkerung Zisleithaniens entsprach. Zentralisierungsmaßnahmen der Staatsverwaltung werden als Mittel zur Sicherung der Hegemonie der deutschen Bourgeoisie und des deutschen Adels aufgefaßt (S. 384), die Kreiseinteilung des Jahres 1850 wird als Verwirklichung „anti-tschechischer Ziele der österreichischen Regierung“ gesehen (S. 403).

Druckfehler finden sich in lateinischen Ausdrücken und Zitaten (laudemicum, Regulametum militar, Codex Josephina, Adaugt); die päpstliche Bulle vom 3. 11. 1855 führt nicht die Bezeichnung Deus humanis salutae auctor, sondern Deus humanae salutis auctor (S. 426).

In den Text sind 17 Kartenskizzen eingestreut (die Karte über das Eisenbahnnetz Österreich-Ungarns wäre wohl entbehrlich gewesen) und im Anhang 43 Urkunden und sonstige rechtshistorische belangreiche Abbildungen reproduziert. Beigegeben ist dem Buch ferner ein umfangreiches Literaturverzeichnis, eine chronologische Tafel, die eine Regentenliste und eine Zusammenstellung wichtiger Ereignisse vereinigt, sowie ein Register, alle drei von Jaromír Kindl zusammengestellt.

Linz an der Donau

Helmut Slapnicka

Rexroth, Frank: Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln. Die Intentionen des Stifters und die Wege und Chancen ihrer Verwirklichung im spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaat.

Böhlau, Köln-Weimar-Wien 1992, 347 S. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 34).

Rexroths Arbeit ist aus einer Dissertation hervorgegangen, die 1988 an der Freiburger Universität angenommen wurde. Daß es sich um das erste wissenschaftliche Werk des Autors handelt, ist auf den ersten Blick zu erkennen, und zwar sowohl im guten als auch im schlechten Sinne. Positiv ist zu vermerken, daß der Verfasser sein Thema in solider Weise behandelt und eine Fülle von Literatur zusammengetragen und oft auch wirklich gelesen hat. Wie viele vor ihm, die sich mit dem Thema befaßt haben, hat Rexroth zahlreiche einschlägige Quellen studiert. Das Verzeichnis der benutzten Quellen und der Literatur macht vom Umfang her fast neun Prozent des Textes der Untersuchung aus.

Da es sich im vorliegenden Fall um eine schon oft bearbeitete und untersuchte Problematik handelt, kann dieser Arbeitsaufwand nur als angemessen bezeichnet werden. Vielfach drängt sich allerdings der Eindruck auf, daß die Unmasse der zitierten und verarbeiteten Literatur Rexroth kaum noch Raum bietet, um seine eigenen Auffassungen darzulegen. Dabei sollte ihm keinesweges vorgeworfen werden, daß er sich häufig und vertrauensvoll auf die Klassiker der Universitätsgeschichte im 19. Jahrhundert (Heinrich Denifle, Georg Kaufmann) beruft. Die Rezensentin weiß nur allzugut, wie oft sie bei ihren Forschungen zur Geschichte der frühmittelalterlichen Universitäten zu den gleichen Schlußfolgerungen kommt wie Friedrich Paulsen, der ebenfalls zu den Begründern der Historiographie der Universitäten gehört.

Einen zweiten Bezug Rexroths zum 19. Jahrhundert kann ich allerdings nicht gut heißen, nämlich die Tatsache, daß der Verfasser Prag zu den „deutschen“ Universitätsgründungen zählt. Ich bin tief davon überzeugt, daß man heutzutage müheelos auf eine solche Terminologie verzichten kann und sich in Erinnerung rufen sollte, daß die erste deutsche Universität 1882 in Prag gegründet wurde. Ich möchte hier nicht in die trügerischen Positionen des Nationalismus ableiten, in Übereinstimmung mit anderen Forschern aber darauf hinweisen, daß man bei der Gründung mittelalterlicher Universitäten weder von deutschen oder französischen noch anderen Schöpfungen sprechen, sondern den universalistischen Charakter dieser Universitätsgründungen betonen sollte.

Daß die Gründung der Prager Universität als Ausgangspunkt für die Suche nach neuen Elementen beim Aufbau der Universitäten, für die Erforschung der Bezie-

hungen zwischen der weltlichen Macht und der Kirche sowie der Analyse der Konflikte zwischen den Interessen der Gründer und des Adels bzw. der Städte gewählt wird, hat natürlich durchaus seine Berechtigung. Die Tatsache, daß Prag einen neuen Typus von Universität darstellte, an den de facto alle folgenden sogenannten landesherrlichen Universitätsgründungen anknüpften, ist ja im übrigen keine ganz neue Erkenntnis. Bedauerlicherweise hat Rexroth die neuere tschechische Literatur zu seinem Thema überhaupt nicht berücksichtigt. Die Studien Anton Blaschkas haben zwar immer noch ihren Wert, seine Nacherzählungen reichen aber heute nicht mehr aus.

Ebenso bedauerlich ist, daß die bei Rexroth angeführten fremdsprachlichen Titel zur Geschichte der Prager Alma mater, soweit sie aus dem Jubiläumsjahr 1948 stammen, fachwissenschaftlich nicht gerade zum Besten gehören; diese Beiträge sind zumeist als „Gelegenheitsarbeiten“ entstanden. Wenn der Autor sich eingehender mit dem Sammelband „Karolus Quartus“ beschäftigt hätte, der 1978 erschienen ist, hätte er sich – nach der Lektüre des Aufsatzes von M. Melanová-Kubová – viel Mühe bei der Antwort auf die Frage ersparen können, wie denn nun die Gründung der Prager Universität zu bewerten sei (im Literaturverzeichnis wird dieser Sammelband angeführt).

In den weiteren Kapiteln befaßt sich der Autor mit den Gründungen der Universitäten in Wien durch den österreichischen Erzherzog Rudolf IV., in Kulm (Chelmino) durch den Deutschritterorden, in Heidelberg durch den Pfalzgrafen Kurfürst Ruprecht I. und schließlich in Köln. Auf diese Weise zeichnet Rexroth ein detailliertes Bild jener vier Jahrzehnte zwischen 1348 und 1388, die für die mitteleuropäische Bildungsgeschichte beträchtliche Bedeutung besitzen. Bei jeder dieser Gründungen werden die wichtigsten Urkunden des Gründungsvorgangs mit den Methoden der historischen Hilfswissenschaften analysiert, doch bemüht sich Rexroth auch, die Universitätsgründungen in einen größeren Zusammenhang einzuordnen.

Rexroths Buch ist allen denjenigen zu empfehlen, die einen Überblick über die Auffassungen gewinnen möchten, die zur Gründung der mitteleuropäischen Universitäten im 14. Jahrhundert seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis in die Gegenwart vertreten werden.

Prag

Ivana Čornejová

Baum, Wilhelm: Kaiser Sigismund: Hus, Konstanz und Türkenkriege.

Verlag Styria, Graz - Wien - Köln 1993, 335 S., 8 Taf.

Als Joseph von Aschbach zwischen 1838 und 1845 in vier Bänden und auf fast 2000 Seiten seine materialreiche „Geschichte Kaiser Sigmunds“ publizierte, konnte er nicht damit rechnen, daß er erst nach rund 150 Jahren einen Nachfolger finden würde. Zwar sind seither eine Fülle von Archivmaterialien und Monographien zu den meisten Aspekten der über 50 Jahre umspannenden politischen Aktivitäten des letzten Luxemburgers im Mannesstamm erschienen, aber selbst ein H. Heimpel hat vor der Schwierigkeit der Aufgabe, dem Träger von fünf Kronen in einer den Forschungsstand kompetent zusammenfassenden Gesamtbeurteilung gerecht zu werden, kapituliert.

Der Anspruch, mit seinem „Werk . . . nicht nur eine Einführung in ein lange vernachlässigtes Gebiet deutscher, ungarischer und böhmischer Geschichte, sondern auch in das faszinierende Leben dieser Völker“ (S. 9) leisten zu wollen, hat Baum jedoch offensichtlich überfordert. Erkenntnisse über die Persönlichkeit, den Charakter, die Antriebskräfte des 1433 zum Kaiser gekrönten ungarischen (1387), römischen (1410/11), böhmischen (1419) und lombardischen (1432) Königs, seine Familie, seine Umgebung, seine politischen Visionen und sein aktives Handeln, seine Neigungen und Schwächen, seine Erfolge und Niederlagen, seine dauerhaften Leistungen und seine Bedeutung können dieser neuen Biographie nur bruchstückhaft entnommen werden. Obschon Baum seinen Helden zum „bedeutendsten Kaiser des späten Mittelalters“ (S. 8) hochlobt, genügen ihm nicht einmal zwei Seiten (S. 294–296), um eine abschließende Würdigung des Monarchen vorzunehmen, der – wie richtig erkannt wurde – durchaus eine „universale“ Politik“ (S. 228 f.) verfolgte und wohl als letzter deutscher Herrscher südlich der Alpen noch einen entscheidenden Einfluß auszuüben vermochte (S. 271). Aber an den von Baum bevorzugt und oft verwirrend präsentierten, mit irrelevanten Informationen übersättigten außenpolitischen Unternehmungen allein ist der Mensch und Politiker Sigismund nicht festzumachen. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Informationen fehlen fast völlig; die breiten künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen und Aktivitäten Sigismunds werden eher beiläufig erwähnt. Das schon im Urteil der Zeitgenossen und in der Historiographie verfestigte Votum eines rastlosen umherziehenden, unzuverlässigen, militärisch und diplomatisch erfolglosen, verschwenderischen Opportunisten rückt Baum nur an wenigen Stellen gerade. Daher löst er sein Versprechen nur allzu selten ein, dem tradierten Bild des noch tief in mittelalterlichen Traditionen verhafteten, jedoch bereits viele renaissancehafte Verhaltensmuster vorwegnehmenden Königs/Kaisers neue Facetten hinzuzufügen.

Für den Osteuropa-Historiker bietet diese weitgehend der Chronologie folgende Biographie keine neuen Einsichten. Der Verfasser hat aussagekräftige Quellenbestände – u. a. die Chroniken der deutschen Städte, *Scriptores rerum Prussicarum*, *Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae*, *Joannis de Czarnków Chronicon Polonorum*, Palacký: *Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges* – nicht herangezogen. In seinem Literaturverzeichnis sind fast ausschließlich nur deutschsprachige Titel verzeichnet. Die reichen Ergebnisse der polnischen, tschechischen und – mit Ausnahme der auf Deutsch vorliegenden Arbeiten von E. Mályusz – ungarischen (J. Bak, H. Horváth) Historiographie bleiben dem Leser vorenthalten. Die Darstellung der Beziehungen Sigismunds zum Königreich Polen, dem Großfürstentum Litauen und dem Deutschen Orden faßt bloß vereinfachend den Kenntnisstand des ausgehenden 19. Jahrhunderts zusammen. Die Aussage, das Itinerar in wesentlichen Punkten ergänzt und verifiziert zu haben (S. 8), wird unglaubwürdig, wenn man feststellen muß, daß die in dem zweibändigen Sammelwerk *Művészet Zsigmond Király Korában*, Budapest 1987, enthaltenen Korrekturen und Nachträge von P. Engel (*Az utazó király: Zsigmond itineráriuma* [Der reisende König: Das Itinerar Sigismunds]. Bd. I, S. 70–92) nicht rezipiert wurden. Wenngleich einige wichtige Neuerscheinungen (z. B. Fahlbusch, H. Schuler-Alder, M. Wakounig, S. Wefers) ausgewertet wurden, treten dadurch die Städtepolitik Sigismunds, seine Reichsreformpläne, die

Landfriedensbemühungen, die Maßnahmen zur Konsolidierung der Finanzen oder außenpolitische Aktivitäten nicht klarer zutage. Die im Untertitel angekündigte Auseinandersetzung mit Hus und der nach ihm benannten religiösen und sozialrevolutionären Bewegung kann in einer Studie, die mit jeweils nur einem Titel von J. Macek und F. Seibt auskommt sowie die neue Hus-Biographie von Ernst Werner (der in der Bibliographie mit seinem Buch über die Osmanen einmal mit Vor-, dann mit Nachnamen als Verfasser ausgewiesen wird) und die fundierte Untersuchung J. Spěváčeks über Wenzel IV. gar nicht berücksichtigt, weder bahnbrechende neue Interpretationen bieten, noch ist eine Zusammenfassung des gegenwärtigen Forschungsstandes zu erwarten. Die für den Bereich „Türkenkriege“ unverzichtbare Monographie von A. S. Atiya, *The Crusade of Nicopolis*. London 1934 (ND 1978) sucht man vergeblich.

Ärgerlich sind zahlreiche Flüchtigkeitsfehler – nicht nur bei Daten, sondern auch in der Genealogie. Während in der Zeittafel die Gründung des Drachenordens in das Jahr 1409 verlegt wird, findet sich im Text die korrekte Jahreszahl 1408. Galizien fiel – wie auf S. 31 richtig vermerkt – bereits 1772 und nicht erst im Folgejahr an das Haus Habsburg (S. 65). Bei dem Verkauf der Neumark soll Sigismund einmal 63 700, dann 63 200 Dukaten erlöst haben (S. 48 und 67). Hat Sigismund 1415 den östlichen oder den westlichen Aargau für 4500 Dukaten an die Stadt Zürich verpfändet (S. 119 und 131)? Die Tatsache, daß Sigismund den kaiserlichen Doppeladler erstmals 1402 in seinem Wappen führte, ist Baum drei Erwähnungen wert (S. 46, 68 und 247). Wiederholungen kommen auch sonst vor – u. a., wenn die Verhältnisse am französischen Hof (S. 75 und 91), der Streit um die Nachfolge in den Niederlanden (S. 182, 224 und 256) oder das Angebot der ungarischen Krone an Wladislaw Jagiello (S. 45 und 67) geschildert werden. Nicht der Tod der Margarethe von Brieg, die erst nach 1408 verstarb, hat 1401 eine Eheschließung mit ihr verhindert, sondern Sigismunds Gefangennahme durch die ungarischen Barone, die ihn erst nach der Verlobung mit Barbara von Cilli freiließen (S. 36). Elisabeth, die Mutter Ludwigs des Großen von Ungarn, konnte nicht bis zum Tod ihres Sohnes 1382 in Polen regieren, weil sie das Land 1377 verlassen mußte und 1380 verstarb (S. 64f.). Die Urgroßmutter Sigismunds war nicht die zweite Frau Wenzels II., Rychesa Elisabeth von Großpolen, sondern dessen erste Gemahlin Guta von Habsburg (S. 250) – könnte der gerade gekrönte Kaiser nicht eher seine Mutter Elisabeth, die Enkelin Kasimirs III. des Großen, gemeint haben? Sigismund wird von Baum bereits 1416 und 1420 als „Kaiser“, nach seiner Krönung sogar als „römischer Kaiser“ titulierte (S. 137, 147 und 223). Zwar kreidet Baum (S. 306, Anm. 35) Aschbach an, er habe den dritten Kreuzzug gegen die Hussiten nicht erwähnt, übernimmt dann in seiner Zeittafel (S. 317) aber durchaus die fehlerhafte Zählung seines Vorgängers. Manchmal fällt es schwer, die Argumentation nachzuvollziehen: Obwohl der Nürnberger Reichstag 1431 für einen weiteren Zug gegen die Hussiten ein rund 33 000 Reiter starkes Kontingent ausgeschrieben hatte, aber „nur ein geringer Teil“ dem Aufruf folgte, betrug das Kreuzfahrerheer 40 000 und mit Fußtruppen und Troß sogar 100 000 Mann (S. 227 und 230). An einer einzigen Stelle, im Zusammenhang mit der Thronfolge in Böhmen, wird auf eine wissenschaftliche Kontroverse verwiesen (S. 184).

Zu bedauern bleibt, daß Baum die Anfang des 19. Jahrhunderts von C. Jäger in die Welt gesetzte Behauptung vom Besuch Sigismunds 1434 im Ulmer Frauenhaus

wieder aufwärmt (S. 260 und 295), obschon H. P. Duerr (Intimität, S. 319ff.) und jüngst P. Schuster (Das Frauenhaus, S. 120f.) überzeugend nachgewiesen haben, daß Sigismund kein Bordellbesucher war. Zudem setzt er sich viel zu wenig mit den Motiven für die Verleumdung des Kaisers und seiner Gemahlin Barbara durch Aeneas Sylvius Piccolomini auseinander, die von den Zeitgenossen und späteren Geschichtsschreibern für bare Münze genommen wurden. Da ihm die kritische Distanz zu seinem Helden fehlt, hat Baum wohl im Bemühen, die Schwächen Sigismunds nicht zu verschweigen, auch zahlreiche Anekdoten aufgenommen, die der von ihm sonst als unzuverlässig gescholtene Mainzer Eberhard Windecke übermittelt hat. Der trockene, oft unbeholfene, manchmal plumpe, von häufigen Wortwiederholungen und zahllosen Füllseln wie „nun“, „dann“ und „auch“ geprägte Stil, vor allem aber die Sprunghaftigkeit der Darstellung mit verwirrenden Quer- und Weiterverweisen erschweren den Nachvollzug der nur selten einer Analyse unterzogenen oder gar in einer Synthese mündenden Daten- und Informationsfülle. Nach diesem methodisch und wissenschaftlich unzulänglichen Versuch, einer der meistverkannten und vernachlässigten Herrschergestalten des Spätmittelalters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bleibt ein wirklicher Ersatz für „den Aschbach“ weiterhin ein Desiderat.

Saarbrücken

Jörg K. Hoensch

Čornej, Petr: *Lipanská křižovatka. Příčiny, průběh a historický význam jedné bitvy [Am Kreuzweg von Lipany. Ursachen, Verlauf und historische Bedeutung einer Schlacht]*.

Panorama, Praha 1992, 277S.

Čornej portrays the 30 May 1434 battle of Lipany, fought between the standing field armies of the radicals and a coalition of Hussite and Catholics not as one that ended the revolution but one that marked a change in its direction. Henceforth the moderate's agenda to live at peace with the Catholics prevailed. The radical hope for a Bohemia uniformly Hussite ceased being a realistic option. This is an important book because it portrays the rivalry and negotiations leading to the battle within the context of the long years of strife and material hardship, while at the same time describing the nature of revolutionary military life within the radical brotherhoods.

In Čornej's book, the effects on events of the harsh realities of life, of military power and material and natural forces are more important than are ideas and ideology. He does not however eliminate the power of beliefs nor of individual choice. In an opening chapter he presents a summary of the causes, the mentality and the goals of the Hussite revolution. He concludes that the decisive motive for joining the revolution was each person's internal conviction and his understanding of the Christian faith. Nevertheless, the author does not resist gratuitous critiques of people such as Peter Chelčický, who is said to have fled from reality and whose kingdom was not of this world. In fact he and his followers very much remained in this world, even if their ideas were not popular.

In reminding the reader of the decisive role of battles in determining events, the author offers much more than a mere military history. He describes the difficult

economic times, the result of human actions (the European trade embargo) and of natural catastrophes. As a consequence we get a look at how common men, but not women, experienced the revolution and at their role in the important battle of Lipany.

The permanent field armies, in which the infantry outnumbered the cavalry ten to one, were built on the effective use of the wagon fortress which made it possible for them to overcome the more heavily armed knight's of Europe. On the march the line of wagons protected the foot soldiers. In battle or when stationary, bound with chains from wheel to wheel, they formed a defensive circle. From the vantage of the wagons the warriors, armed with flails and halberds, met the armoured knights into whose midst other soldiers fired primitive cannons. Each wagon was drawn by four horses with one rider per pair. A train of 100 wagons stretched over two kilometres and it took great skill to control the horse on a march. While effective against the heavily armoured German and Austrian knights, the less heavily armoured Hungarian troops, striking quickly, repeatedly and unexpectedly, succeeded in breaking down the Hussite defenses.

Although the exact composition is unclear, Čornej assumes that the standing armies were recruited from the have-nots of society; cadet peasant sons, with little hope of inheriting and urban day labourers. The found life on the campaign, without house or roof pleasing and the resulting military culture replaced earlier revolutionary idealism. They were noted for their personal courage, protected by the thin armour of rough linen or burlap and fighting with only a sword or dagger. Their often foolhardy style of combat was emulated even by some nobles and inspired fear among the enemies. These swaggering ruffians or *Kasaličtí*, (named for the belted, *Pod kasany*, garments they wore) have not received much attention from historians.

The permanent armies were costly and drained the economy of between 8,500 to 15,000 kilograms of silver a year, beyond the capacity of the mines at Kutná Hora. The peasant's ability and desire to supply the army through tribute soon disappeared and so the military leadership decided on the so-called grand raids abroad. Čornej rightly stresses that the primary goal of these raids was not to spread the revolution's political agenda, but to provision the armies.

Čornej is also right in drawing our attention to the importance of weather, food shortages and morality. Not only did frost, rain and heat destroy crops but people saw natural events as signs of God's approval or disapproval. Thus the harsh winter of 1431-1432, the floods which followed the rapid thaw of that spring and the drought of the summer led to a number of raids abroad some of which ended disastrously for the Czechs and put pressure on the Hussites to negotiate with the Council of Basel. In 1433 the radicals decided to take the well fortified Catholic city of Plzeň, the most important obstacle to a unified Hussite Bohemia. The heavy rains of July 1433 ruined crops, and winter deprived the market stalls of fish, small birds and animals so that the poor were reduced to eating spoiled food and flour made from acorns. Many soldiers and civilians died. The public grew increasingly disillusioned with the armies and within their ranks, divisive tensions surfaced. Their failure to take Plzeň was fundamentally important. Had the radicals succeeded the battle at Lipany would likely not have occurred.

The standing field armies posed a real dilemma for the revolution. By the late twenties a military lifestyle and its material security and hopes for upward social mobility had replaced the simple Hussite belief that the Bible provided the principles needed to organize society. Peace meant there was no place for the common soldiers who had given the revolution its greatest triumphs and success on the European diplomatic stage. With increasing pressure to negotiate, the common soldier and the captains feared for their future. Although he admits the sources do not describe the mood of the common soldier before Plzeň, Čornej argues that it is absurd to leave his way of life and change into a peaceful and orderly individual pursuing artisan or agricultural livelihoods. It seems to me the author exaggerates the warrior's devotion to military life. Life in town or farm may not have seemed absurd to the 10,000 men besieging Plzeň at Christmas 1433 who had seen 4–5,000 of their comrades die since October.

Before the siege of Plzeň a coalition had emerged with the goal of negotiating with the Council of Basel and to suppress the field armies and the radicals if need be. It was made up of Catholics and Hussites, nobles and towns and included some former allies of the radicals. The author avoids judgmental invectives and sensitively shows that these were not traitors as has been argued by nationalists of the nineteenth century, the liberal democrat, F. M. Bartoš, and by the Marxists. Přibík of Klenové, a former ally of the radicals, was not a traitor when he supplied the Catholic city of Plzeň, but simply a man who represented the shift in public opinion which by 1433 saw the field armies as a constitutional encounter between two visions of reform as expressed since 1419. One group saw a land in which faiths lived together. The other wanted a land unified as Hussite. The issue had to be settled by a contest of military power.

The coalition's military success Lipany owed much to the skills and experience of men who had once served in the armies of the radicals. Thus John of Černín, knowing it was useless to attack the wagon trains of the radicals, lured them to desert their defenses with a tightly disciplined feigned retreat of his own wagons and routed them.

Čornej's book is meant for the uninitiated reader so he defines terms such as the church schism and councils. Unfortunately publishers seem to think such readers do not want footnotes or citations. The reader who wishes to know more about the interpretations and claims made by the author must go to the extensive bibliography where he or she can locate works that promise to answer some of these questions. Because of its readability the book is an excellent place for the non-Czech to discover the fruits of recent Czech scholarship and the author's own interesting and compelling explanations.

Although published in 1992, the text was completed in October 1989, just before the "Velvet revolution" so it is not an example of the direction Hussite scholarship will take in the new Czech republic.

Weber, Matthias: *Das Verhältnis Schlesiens zum Alten Reich in der Frühen Neuzeit.*

Böhlau, Köln-Weimar-Wien 1992, VIII + 503 S., Bildteil, Register (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 1).

Seit dem 14. Jahrhundert, als die schlesischen Territorien nach und nach an die Krone Böhmen gefallen und damit rechtlich nur noch mittelbar mit dem Alten Reich verbunden waren, ist das Verhältnis Schlesiens zum Heiligen Römischen Reich, die Zuständigkeit von Reichsinstitutionen wie Reichstag, Reichskammergericht und Reichshofrat und der formalrechtliche Status der schlesischen Fürsten und Stände immer wieder kontrovers beurteilt worden. Seit dem Augsburger Religionsfrieden, der dieser Frage neue Sprengkraft verlieh, traten die unterschiedlichen politischen und konfessionellen Interessen zwischen dem Reich, Habsburg, Schlesien und Böhmen deutlich hervor. Die schlesischen Mediatfürsten etwa, die seit dem 15. Jahrhundert mehr und mehr an Selbständigkeit eingebüßt hatten, betonten mehrheitlich ihre Reichszugehörigkeit, um in den Genuß der Religionsfriedensregelungen zu kommen. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts entwickelten sie ein ausgesprochen reichsfürstliches Selbstverständnis. Die böhmischen Stände dagegen waren sorgsam auf die Integrität der Krone bedacht. Obwohl sie in der äußeren Politik auf eine stärkere Partizipation des Reichs an der Türkenabwehr drängten, waren sie doch gleichzeitig ängstlich bestrebt, den wachsenden Einfluß des Reiches in allen böhmischen Kronländern zurückzudrängen und daher auch die Selbständigkeit der unlösbar mit dem Kernland Böhmen verbundenen schlesischen Fürsten und Stände vom Reich zu betonen. Die Interessen der habsburgischen und später preußischen Landesherrschaft komplizierten die Frage des Verhältnisses Schlesiens zum Alten Reich noch zusätzlich.

Gerade in Anbetracht einer grob vernachlässigten Landesgeschichte wie der Schlesiens muß der weitgespannte Bogen, den Matthias Weber in seiner vom späten Mittelalter bis zum beginnenden 19. Jahrhundert reichenden Studie schlägt, auf ganzer Linie begrüßt werden. Mit der bei Norbert Conrads, der seit 1985 am Historischen Institut der Universität Stuttgart den „Projektbereich Schlesische Geschichte“ leitet, verfaßten Dissertation wird zugleich die Reihe „Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte“ begründet. Mit ihr soll stärker als bisher die übernationale Zusammenarbeit mit Polen und Tschechen gefördert und damit die schlesische Landesgeschichte aus ihrer Isolation herausgeführt werden. Der erste Band wird diesem Anliegen vollends gerecht: Es gelingt Weber nicht nur, klare Linien aus den verwickelten formalrechtlichen, personellen und politischen Beziehungen zwischen Schlesien und dem Alten Reich herauszuarbeiten, sondern darüber hinaus auch – über das Zusammentragen und Ordnen hinaus – neue Interpretationsansätze zu entwickeln und die Ergebnisse zu griffigen Thesen zu verdichten, über die auch in der polnischen und tschechischen Historiographie eine breitere Diskussion zu wünschen ist.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in den knapp zwei Jahrhunderten zwischen dem Herrschaftsantritt der Habsburger in den böhmischen Ländern und dem Abschluß der Altranstädter Konvention. In dieser Zeitspanne von 1526 bis 1707, als Schlesien unter habsburgischer Herrschaft stand, unterscheidet Weber zwei Phasen im frühneuzeitlichen Verhältnis des Oderlandes zum Alten Reich. In der ersten Phase bis zum Westfälischen Frieden habe Schlesien zwar vor allem aus konfessionellen Motiven

mehr und mehr die Verbindung zum Reich gesucht, knüpften die schlesischen Herzöge enge dynastische Verbindungen zum reichsfürstlichen Adel und wurden Reichsgesetze ganz nach politischer Opportunität anerkannt, doch blieb insgesamt das Verhältnis weitgehend locker. Erst in der zweiten Phase zwischen 1648 – hier wurde gerade rechtlich eine engere Anbindung an das Reich vollzogen – und dem Beginn des 18. Jahrhunderts setzte eine Epoche ein, die ungleich stärker als zuvor den Charakter „erhöhter Verdichtung von Reichsgewalt in Schlesien“ (S. 405) besaß. Das seit dem Spätmittelalter bestehende, mittelbare rechtliche Verhältnis Schlesiens zum Alten Reich endete schließlich mit der preußischen Annexion Schlesiens. Überdies konnte nur durch die Betonung der Nichtzugehörigkeit Schlesiens zum Alten Reich die von österreichischer Seite erhobene Behauptung zurückgewiesen werden, Friedrich II. habe mit dem Einmarsch zugleich den Reichsfrieden verletzt.

Die schlesischen Fürsten wie die Piasten in Liegnitz, Brieg und Wohlau oder die Přemysliden in Ratibor besaßen zu keinem Zeitpunkt Sitz und Stimme auf den Reichstagen oder andere reichsfürstliche Rechte. Einzig die Herzöge von Münsterberg-Oels führten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Titel von freien Reichsfürsten, doch besaßen auch sie nicht die vollen Rechte der Reichsstandschaft. Umso nachdrücklicher orientierten sich gerade die schlesischen Protestanten im Reich, um ihre Interessen auf dem Reichstag zu vertreten oder zumindest politischen und konfessionellen Rückhalt zu gewinnen. Detailliert behandelt Weber die noch lockeren Kontakte zum Reichstag, analysiert die unterschiedlichen Anlässe, bei denen schlesische Themen zur Sprache kamen, und unterstreicht die damit verbundene allgemeine Repräsentationsmöglichkeit für die schlesischen Mediatherzöge. Diesem Ziel dienten auch die engen dynastischen Verbindungen zu protestantischen reichsfürstlichen Häusern, die zugleich einen beachtlichen Prestigegegewinn gegenüber dem selbstherrlichen böhmischen Herrenadel versprachen.

Die wichtigste Rolle innerhalb dieser dynastischen Verflechtungen kam im gesamten Zeitraum zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert den brandenburgischen und fränkischen Hohenzollern zu, die ihrerseits eng mit Sachsen, Anhalt und den pfälzischen Fürstenhäusern verwandt waren. Gerade ihre Erwerbspolitik im Schlesien der Frühen Neuzeit aber verdeutlicht die Schwierigkeit, jeweils den Initiator der sich vertiefenden Wechselbeziehungen zwischen Schlesien und dem Alten Reich auszumachen. Weber betont zu Recht, daß es zunächst die Hohenzollernfürsten waren, die „Schlesien als lohnendes Ziel ihres territorialen Expansionsbestrebens“ (S. 122) betrachteten und durch gezielte Familienverbindungen versuchten, schlesische Gebiete unter ihren Einfluß zu bringen. Ebenso wendet er ein, daß die dynastischen Verbindungen der Piasten in Liegnitz-Brieg, Oppeln und Teschen, der Přemysliden in Ratibor und der Podiebrads in Münsterberg-Oels zu den Hohenzollern unabhängig von allen konfessionellen Erwägungen entstanden seien, „in einem Zeitraum, in dem noch niemand ahnen konnte, daß bald die katholischen Habsburger als erklärte Feinde der Reformation die böhmische Krone tragen würden“ (S. 125). Der Schritt, aus dieser bestehenden, in erster Linie machtpolitisch geprägten dynastischen Verflechtung nach Regierungsübernahme der Habsburger „automatisch eine ständisch-konfessionelle Opposition“ (ebd.) abzuleiten, scheint mir zu gewagt. Gerade das Beispiel Schlesiens zeigt bei einem Strukturvergleich aller böhmischen Kronländer, daß hier eine solche

Opposition – bezogen auf die ersten Jahrzehnte der habsburgischen Schlesienspolitik – weder notwendig noch möglich war. In der Dringlichkeit der Aufgabe, territoriale Verluste der Krone um jeden Preis zu verhindern und nicht tatenlos der Expansionspolitik der Hohenzollern in Schlesien zuzusehen, waren sich die katholischen Habsburger ebenso wie die nichtkatholischen Stände Böhmens und Mährens einig. Der unerwartete schlesisch-böhmische Schulterbruch des Jahres 1609, der Kaiser Rudolf II. zumindest einen Teil seiner Herrschaft rettete, deutet nur eine Variante ständischer Oppositionsbildung an.

Die Niederlage der Stände aller böhmischen Kronländer 1620 aber nahm den bisherigen Integrationstendenzen innerhalb der böhmischen Krone – das bestätigt die Analyse von Weber am Beispiel des Nebenlandes Schlesien deutlich – ganz offensichtlich die Schubkraft. Besonders in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts läßt sich die engere Anbindung Schlesiens an das Reich in den verstärkten Kontakten zum Reichstag und zu den Reichsgerichten ablesen. Die entscheidende Zäsur dieser Verdichtung kommt dem Westfälischen Friedensvertrag zu. Seit dessen Abschluß „muß von einer erstmals geradezu reichsrechtlich verankerten Zuständigkeit der evangelischen Reichsfürsten und des Reichstages für das schlesische Religionswesen und damit von einer engeren Verknüpfung Schlesiens mit dem Alten Reich ausgegangen werden“ (S. 261). Bereits aus diesem Grunde ist nun auch das verstärkte Auftreten schlesischer Themen auf den Reichstagen zu erklären, da der schlesische Protestantismus eine Angelegenheit der Garanten des Friedenswerkes geworden war. Eine vergleichbare Reichsnähe läßt sich auch in den Beziehungen zu den höchsten Reichsgerichten, zum Reichskammergericht und zum Reichshofrat, ablesen. Einzig die Geltung von Reichsgesetzen in Schlesien – Weber nennt hier die beiden Reichsmünzordnungen, die Reichsexekutionsordnung und die Reichshandwerksordnung, die im einzelnen Rechtskraft erhielten – war innerhalb der gesamten Frühen Neuzeit nur in Einzelfällen zu beobachten. Weber resümiert seine Betrachtungen mit der Aussage, die beschriebenen rechtlichen Verbindungen Schlesiens zu den Reichsgesetzen kennzeichneten deutlich „die Sonderstellung, die Schlesien auch innerhalb der Länder der böhmischen Krone einnahm“ (S. 380).

Die durch die Reichsnähe Schlesiens begründete „Sonderstellung“ im Rahmen der böhmischen Krone, die von der an Preußen orientierten schlesischen Landesgeschichte des 19. Jahrhunderts geprägt und seither in der deutschen – weniger in der polnischen – Literatur übernommen wurde, wird auch von Weber nicht nur aufrechterhalten, sondern überdies durch den Begriff „Entbohemisierung“ (S. 404) weiter zugespitzt. Auch der britische Historiker Robert Evans, dessen Werk über das Werden der Habsburgermonarchie in den Jahren zwischen 1550 und 1700 Weber leider nicht heranzog, hat die Entwicklung Schlesiens aus seiner Brückenfunktion zum Alten Reich interpretiert und das Oderland gänzlich aus dem böhmisch-mährischen Umfeld herausgelöst. In beiden Ansätzen fällt auf, daß die Mehrzahl der im einzelnen herangezogenen Belege erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegt. Für das gesamte 16. Jahrhundert, bis zu den einschneidenden Folgen der Schlacht am Weißen Berg, – auch – für das schlesisch-böhmische Verhältnis scheint es eher um Emanzipation als um Separation von der böhmischen Krone gegangen zu sein. Denn die Aussage, daß Schlesien „seine Unabhängigkeit von Böhmen in politischer Ausrichtung,

Sprache und Kultur während der frühen Neuzeit bewahren und festigen“ (S. 404) konnte, markiert innerhalb der zusammengesetzten böhmischen Ländergruppe keineswegs einen Sonderfall. Ganz ähnliche Tendenzen lassen sich auch in der historisch, konfessionell, gesellschaftlich und ethnisch dem Königreich Böhmen ungleich näher stehenden Markgrafschaft Mähren beobachten.

Das besondere und im einzelnen recht komplizierte politische System des Herzogtums Schlesien hatte bereits seit dem 15. Jahrhundert immer wieder eine wechselvolle Haltung und zum Teil irritierende Politik gegenüber Böhmen und Mähren begünstigt. Aufgrund der fehlenden inneren Integrität und der dadurch bedingten zentrifugalen Tendenzen ist es oftmals nicht einfach, von einer „Gesamtpolitik“ Schlesiens in der Frühen Neuzeit zu sprechen, die eben nur zum Teil von den wenigen verbliebenen und politisch aktiven Mediätfürsten geprägt wurde. Manche Aussage Webers erscheint daher in zu grellem Licht, um seine These der „Entbohemisierung“ und Sonderstellung Schlesiens innerhalb der böhmischen Krone zu untermauern. So trifft es weder zu, um nur zwei Beispiele zu nennen, daß es in der Frühen Neuzeit von seiten des böhmischen Adels „keine Bemühungen um Kontakte ins Reich“ (S. 8) gegeben habe, noch daß die Piasten in Liegnitz-Brieg und Teschen nichts mit dem böhmischen Adel zu tun haben wollten und deswegen im 16. und 17. Jahrhundert „keine einzige Familienverbindung zwischen einem schlesischen Piastenherzog und einer böhmischen Adelstochter“ (S. 143) eingegangen wurde.

Die kritischen Einwände aber sollen die Leistung des Autors und den Wert seiner sprachlich wie inhaltlich souverän verfaßten Arbeit in keiner Weise schmälern. Sie sind mehr als Anregungen gedacht, gerade innerhalb der Spannungen und Konflikte das Verbindende zu suchen und Altlasten der borussischen Historiographie neu zu überdenken. Webers Buch schließt nicht nur eine empfindliche Lücke in der spärlichen und in ihrem wissenschaftlichen Wert gelegentlich dürftigen Schlesienliteratur über die Frühe Neuzeit, sondern setzt inhaltlich wie methodisch zugleich Maßstäbe für kommende Arbeiten. Das durch ein ausführliches Register der Personen, geographischen Bezeichnungen und Sachbegriffe, einen anschaulichen Bildteil sowie das umfangreiche – wenn auch polnische Titel leider vernachlässigten – Quellen- und Literaturverzeichnis abgerundete Werk ersetzt in zentralen Fragen der frühneuzeitlichen Staatlichkeit überdies ein bis zur Gegenwart fehlendes Handbuch der Geschichte Schlesiens, eine Lücke, die auch durch die Überarbeitung der älteren „Geschichte Schlesiens“ aus den dreißiger und vierziger Jahren nur bedingt geschlossen werden konnte.

Berlin

Joachim Bahlcke

Matějka, František: Morava za třicetileté války [Mähren während des Dreißigjährigen Krieges].

Historický ústav, Praha 1992, 585 S. (Práce Historického ústavu ČAV, A-6).

Mit den in den Jahren 1971 bis 1981 in deutscher Sprache publizierten sieben Bänden der *Documenta Bohemica Bellum Tricennale illustrantia* entstand ein bemerkenswertes Regestenwerk, das vor allem im westlichen Ausland den Reichtum der böh-

mischen und mährischen Archive für die Erforschung aller Phasen des Dreißigjährigen Krieges dokumentierte. Doch auch für die tschechische Historiographie, die den zeitlichen Rahmen des Dreißigjährigen Krieges in die Zeit vor (předbělohorská doba) und die Zeit nach (pobělohorská doba) der Schlacht am Weißen Berg unterteilt, gingen von der Quellensammlung wichtige Impulse aus, den Blick von der Katastrophe des Jahres 1620 zu lösen und stärker als bisher die Kontinuität des Kriegsgeschehens in den Ländern der böhmischen Krone zu verfolgen. Es war und ist das besondere Anliegen von Josef Polišenský, der seinerzeit einen grundlegenden Einführungsband schrieb und dessen Arbeiten über die Krise des 17. Jahrhunderts zu den besten Synthesen des Dreißigjährigen Krieges zählen, diesen als „kontinentalen Konflikt“ zu beschreiben und dabei besonders die „Europäisierung der böhmischen Frage“ zu betonen¹.

Grundsätzlich ist daher die Absicht František Matějeks zu begrüßen, nach einer Fülle vorwiegend auf das Hauptland der Krone, Böhmen, ausgerichteter Studien eine „systematische Darstellung“ (S. IX) der mährischen Entwicklung in den Jahrzehnten zwischen 1618 und 1648 vorzulegen. Doch leider bleibt es bei der guten Absicht, denn trotz des zunächst beeindruckenden Umfangs von nahezu 600 Seiten (deutsche Zusammenfassung S. 497–521) erschöpft sich seine Arbeit im bloßen Zusammentragen von Militaria und Politica, die ohne viel Phantasie chronologisch aneinandergereiht und in 15 Kapitel gezwängt werden. Der folgenschwere Erlaß der mährischen Landesordnung im Mai 1628, die schwierige Frage der Landesverwaltung nach dem Tode Kardinal Dietrichsteins Ende 1636 und die im Vergleich zu Böhmen erst verspätet einsetzende planmäßige Gegenreformation sind nur einige der Kernprobleme, die eben nicht systematisch aufgegriffen, sondern lediglich am Rand behandelt werden. Ärgerlich ist neben der uneinheitlichen Schreibweise der Personen- und Ortsnamen – so wird zum Beispiel aus dem schlesischen Liegnitz (tschech. Lehnice) in der deutschen Zusammenfassung kurzerhand „Lehnitz“ (S. 510) – die immer wieder unvollständige Zitierweise von archivalischen Quellenbeständen und tschechischsprachiger Literatur.

Das nicht einmal fünf Seite umfassende Quellen- und Literaturverzeichnis zeigt, daß sich Matějeks Kompilation hauptsächlich auf die älteren Vorarbeiten von František Hrubý, František Kameníček und Otakar Odložilík stützt und nicht den Anspruch erhebt, das hohe Niveau der historischen Interpretationen Josef Válkas zu erreichen, dessen Arbeiten zur Gesellschafts-, Sozial-, Kirchen- und Mentalitätsgeschichte Mährens in den letzten Jahrzehnten die wichtigsten Anstöße geben, die politische Rolle der Markgrafschaft in Spätmittelalter und Früher Neuzeit und das ausgesprochene Landes- und Sonderbewußtsein der mährischen Stände neu zu überdenken. Vielleicht wäre es fruchtbarer und auch dem Ansehen der mährischen Historiographie dienlicher, die anregenden, jedoch verstreuten und zum Teil schwer zugänglichen Aufsätze Válkas einmal zu bündeln und – zu seinem bevorstehenden 65. Geburtstag? – zu publizieren, als immer wieder schlecht aufbereitete Synthesen vorzulegen.

Berlin

Joachim Bahlcke

¹ Vgl. Polišenský, Josef: Der Krieg und die Gesellschaft in Europa 1618–1648. Prag 1971, bes. S. 9–29.

Kultura baroka v Čechách a na Moravě. Sborník příspěvků z pracovního zasedání 5.3.1991 [Die Kultur des Barock in Böhmen und Mähren. Ein Sammelband aus den Beiträgen der Arbeitssitzung v. 5.3.1991]. Hrsg. v. Zdeněk Hojda.

Historický ústav, Praha 1992, 167 S. (Práce Historického ústavu ČAV, C-6).

Es war zu erwarten, daß die Ereignisse des Jahres 1989 auf vielen Gebieten der historischen Wissenschaften eine Neuorientierung einleiten würden. Nachdem ideologische Zwänge weggefallen sind, stehen einer objektiveren und unvoreingenommenen Betrachtung, auch einer pluralistischen Perspektive keine Hindernisse mehr im Wege. Unter den Gebieten, die in den vier Jahrzehnten des totalitären Regimes in der ČSSR besonderen Zwängen unterworfen waren, befindet sich an prominenter Stelle das Barockzeitalter, das in mehrfacher Hinsicht den Kulturfunktionären verdächtig war: die starke metaphysisch-christlich-transzendente Komponente in ihm widersprach der marxistischen Ideologie, die ihre Wurzeln von der Aufklärung herleitete; das Zeitalter der spätabolutistischen Gesellschaftsstruktur mit starken sozialen Abhängigkeiten bildete gleichsam das schreckhafte Gegenbild der von den Marxisten vertretenen sozialen Utopie; schließlich ist das Barockzeitalter in der tschechischen Tradition der nationalen Wiedergeburt mit dem Trauma der nationalen Katastrophe vom Weißen Berg verbunden, das auch in der Zeit der ČSSR weitergepflegt worden ist.

Es kam also in der Nachkriegszeit in den böhmischen Ländern, im Gegensatz zum deutschen Kulturbereich, nicht zu der umfassenden Neubewertung des Barock, wenn man von einzelnen rühmlichen Ausnahmen unter Intellektuellen, z. B. Zd. Kalista, Fr. Škarka etc, absehen will, die in ihrer Umwelt begreiflicherweise einen schweren Stand hatten.

Nach den Unterlassungen der Vergangenheit wird mit umso größerem Eifer die Neubewertung des Barockzeitalters vorgenommen, wobei es, wie der vorliegende Band beweist, an dem Willen zur Radikalität nicht fehlt, bei der auch ältere Tabus zur Debatte stehen. Die Konferenz des Historischen Instituts der ČAV vom 5. März 1991 hatte diese Reinigung der Thematik von Vorurteilen und den Versuch eines Neubeginns zum Generalthema. Der Band ist somit ein bemerkenswertes Zeitdokument, ja man kann ihm sogar die Merkmale eines Manifests, wie man es bei sich konsolidierenden neuen künstlerischen Richtungen kennt, nicht ganz absprechen. Ein weiterer Zug dieses Bandes ist, daß er in den Kontext solch programmatischer Stellungnahmen auch neues Material einfügt, das unsere Kenntnis des Zeitalters bereichern hilft. Schließlich sei noch ein Merkmal dieser Edition genannt, das auffällt. Die Beiträge sind, mit Ausnahme des Materialteils, sehr kompakt, bisweilen so, daß man eher von Thesenhaftigkeit sprechen kann, von Grundsatzserklärungen, die nicht durch eine Diskussion von Fakten untermauert worden sind. Auch dies ist im Vergleich zu den oft langatmigen klischeehaften Darstellungen der Vergangenheit ein eher positiver Zug.

Eine zusammenfassende Schau der Barock-Konzeptionen und Fehlkonzeptionen bietet der einleitende Aufsatz des Herausgebers Zdeněk Hojda. Er spricht von „Idolen“ der Barockforschung. Als Hauptgründe für die herkömmliche Fehleinschätzung sieht er Faktoren wie den aufklärerischen Rationalismus, den bürgerlichen Liberalis-

mus, den Nationalismus mit dem Thema des Weißen Berges, den Antiklerikalismus, den Masarykschen Realismus, ferner eine für ihn unzulässige Trennung des ästhetischen (positiven) und eines historischen (negativen) Barock. Nachteilig habe sich auch eine Scheidung klassenspezifischer Kulturschichten in Volksstruktur und Hofkultur ausgewirkt. Auch von der Gegenseite habe es Fehlkonzeptionen gegeben, wie etwa die allzu positive Sicht der Rolle des Adels und des Klerus von seiten der katholischen Richtung. Nach der Aufzählung von Untugenden kommt Hojda zu einer Liste von Aufgaben und zu beherzigenden Richtlinien. Hierzu gehört besonders die Überwindung des „bohemozentrischen Weltbildes“, wobei auch die Verhältnisse in den benachbarten Territorien zu studieren seien. Wichtig sei ferner ein intensiveres Studium der Stadtkultur im Gegensatz zur bisher betonten Bürgerkultur. Bei der angemessenen Beurteilung des Barock dürfte ferner der Faktor der Religiosität nicht fehlen.

Noemi Rejchrtová untersucht in ihrem Beitrag die protestantischen Fehlkonzeptionen, die sie in zwei Gruppen scheidet, die der Konfessionalisten und die der Theologen, die sie hauptsächlich bei dem 1990 verstorbenen Amedeo Molnár vertreten findet, der sich als Dogmenhistoriker besonders gegenüber dem „Symbolum“ kritisch und empfindlich zeigte, was ihm eine angemessene Beurteilung des Phänomens Barock verwehrt habe. Kritisch ist auch der Beitrag von Antonín Kostlán. Es sei in der Vergangenheit die Bedeutung der Wirtschaftsgeschichte überbetont worden. Aus der Geschichte der Künste könne interessantes Material gewonnen werden. Hierbei erwähnt er den Begriff des Manierismus, dies freilich ohne Hinweis auf die Diskussion, die im Anschluß an Ernst Robert Curtius und René Hocke (1957 ff.) entfacht worden ist. Jaroslav Pánek widmet seinen Beitrag der Rolle der Dynastie der Habsburger in ihrem letztlich gescheiterten Bestreben, das Reich im absolutistischen Sinne konfessionell, national und administrativ zu zentralisieren.

Andere Aufsätze sind Einzelfragen gewidmet, so z. B. der Funktion der Feste in der barocken Gesellschaft (Josef Válka) oder dem Kult Isidors des Bauern, des 1622 heiliggesprochenen typischen Barockheiligen in den böhmischen Ländern (Jiří Mikulec). Dem Klerus und seiner Rolle in der barocken Umwelt widmet Josef Hanzal seine Untersuchung anhand von bestimmten aus Tagebüchern gut belegten Personen. Hohe Beachtung verdient Jan Kumperas Beitrag über eine vergessene Verteidigung der tschechischen Sprache. In einem 1704 erschienenen Vorwort rief Antonín Frozin zum Gebrauch der tschechischen Sprache auf, womit Bohuslav Balbín 1672–73 geschriebene *Dissertatio apologetica* etwas von ihrer Einmaligkeit verloren hat. Auf den Manierismus wiederum bezieht sich Eduard Petrůs literaturwissenschaftliche Studie über parodistische Elemente im hanakischen Volkstheater. Der darstellende Teil wird abgeschlossen von einem Aufsatz von Jiří Kroupa über die Funktion des „Dekorums“ im barocken Fresko.

Ein besonders wertvoller Teil des Bandes ist die Ausgabe eines von Jaroslav Kolár 1962 entdeckten Textes von Šimon Lomnický z Budče, des problematischen und opportunistisch die Seiten wechselnden Autors an der Schwelle von Renaissance und Barock. Der neue Text, mit 1623 datiert, erlaubt eine Zuordnung Lomnickýs auch zum Frühbarock. Das Gedicht, das den Gedanken des Rades der Fortuna ausgestaltet, ein typisch barockes (und mittelalterliches) Thema, zeigt nicht nur thematisch, sondern

auch sprachlich-stilistisch deutliche Anklänge an Comenius und beweist, daß die beiden religiösen Parteien sich in ihrer ästhetischen Konzeption gar nicht so fremd waren.

Allein durch diese Textedition wird der Band für Barockforscher seine Stellung behalten, zum anderen jedoch durch den ernsthaften Versuch, das Thema des Barock aufgeschlossen und mit wissenschaftlichem Ernst zu konzeptualisieren.

Berkeley

Walter Schamschula

Vlnas, Vít: Jan Nepomucký, česká legenda [Johannes von Nepomuk, eine böhmische Legende].

Mladá fronta, Praha 1993, 288 S., 16 S. Beilage.

Das Buch des jungen Archivars der Prager Nationalgalerie ist lesenswert. Nicht nur wegen des anregenden Stils, sondern auch wegen der Konzeption: Der Historiker berichtet die Geschichte der Legende. Und das ist mehr wert, als der Streit um ihren wahren Kern oder um ihre „Berechtigung“ im positivistischen Sinn, der noch vor 100 Jahren laut durch die böhmischen Lande hallte und der auch im Zeichen der Prager und Münchner Nepomuk-Ausstellung, in diesem, im 600sten Gedenkjahr des Martyriums auf der Prager Moldau-Brücke, noch nicht ganz verstummt ist. Die Legende als historisches Faktum, die Wahrheit des Fiktiven, ein Objekt historischer Forschung, das sich seit 20 Jahren bei uns mühsam Bahn gebrochen hat, wird von dem jungen tschechischen Historiker mit einem Schlag zum Ziel umsichtiger Arbeit. Vlnas ist beinahe der erste jenseits des Böhmerwaldes, der dieses Forschungsobjekt erfaßt, das ja bekanntlich auch bei uns noch um seine Berechtigung kämpft. Eine einfache Berechtigung, im Grunde, wenn man nur davon ausgeht, daß es die Aufgabe des Historikers sei, nicht nur die Fakten, schon gar nicht nur die politischen, sondern auch die Ängste, Hoffnungen, Wünsche, die Vorlieben und die Abneigungen der Zeitgenossen zu aller Zeit zu sammeln; den jeweiligen Gegenwartshorizont festzuhalten, ehe er von den Realitäten zerschnitten wird, oder umgekehrt, im Rückwärtsgang aufzudecken, was alles in den Köpfen der Menschen war, noch ehe einiges davon zur Wirklichkeit wurde.

Also folgt das Buch nach einem kurzen biographischen Abriss den Wurzeln des Kultes, der Entfaltung der Legende, und entwickelt dabei in besonderem Maß ein Stück Barockkultur. Nach dem Rang, oder soll man sagen, nach der Wirksamkeit, oder vielleicht besser nach der Aktualität jener Legende im europäischen Raum der Gegenreformation wurde daraus ein Stück barocker Mentalitätsgeschichte. Aber damit nicht genug: Vlnas hat auch im einzelnen verfolgt, wie nach meinem Wissen noch niemand vor ihm, auch nicht Arnošt Kraus in seinem monumentalen Werk über den Hussitismus in der Literatur, wie die Nepomuk-Legende ihre Widersacher fand; in der Behauptung nämlich, man habe mit diesem Heiligen der Gegenreformation das Andenken des Johannes Hus verdrängen wollen. Diese Behauptung wurde ausgeschmückt auch in Einzelheiten. Die beiden südböhmischen Geistlichen wurden dabei zu Rivalen, und keinesfalls soll der Prager Generalvikar der Beichtvater der Königin gewesen sein, sondern der Prager Reformprediger, und um das Andenken an den Konstanzer

Märtyrer auszulöschen, erfanden die Jesuiten im 17. Jahrhundert den Märtyrer auf der Moldaubrücke.

Kaum eine tschechische Legende, in die nicht auch die Prager Nachbarschaft verwoben wäre: Daß ausgerechnet ein Bonner Privatdozent 1843 diese Variante vom Ursprung der Nepomuk-Legende mit Hilfe tschechischer Informanten in Buchform in die Debatte warf, wo sie die nächsten 50 Jahre wirkte, war vor Vlnas wohl kaum bekannt, obwohl es sich der tschechischen Publizistik jener Zeit entnehmen ließe. Aber hat jemand eigentlich schon wirklich diese Publizistik im einzelnen erforscht und ihre Fiktionen der Realität entgegenstellt, die schließlich in die nationale und antikerikale Revolution vom Oktober 1918 mündete, dieselbe Revolution, die wie ein düsteres Grollen die weitaus freundlichere Konstruktion der Ersten Republik begleitete und noch im November 1920 auf einmal mit Gewalt, mit Deutschfeindschaft und Antisemitismus, die öffentliche Ordnung und auch die Staatswirklichkeit bedrohte? Vlnas kann aufzählen, daß man nach dem Sturz der Prager Mariensäule am 3. November 1918 auch zwanzig, dreißig Nepomukfiguren im Lande zerstörte, und mir scheint, sein Bericht über die Entstehung, das Wachstum, den Kampf um die Nepomuk-Legende ist ein wichtiges Stück böhmischer Gedankengeschichte – nicht nur auf akademischer Höhe, wiewohl schließlich Josef Pekař 1920 schon die entscheidenden Perspektiven der Legendengeschichte in ihrer Selbstberechtigung anrührte. Weiter unten, wo man sich um die Entzerrung politischer Karikaturen bemühen muß, ist die Debatte wohl noch lange nicht abgeschlossen.

In dem reichen Literaturverzeichnis, das ganz vorzüglich über die Entwicklung der Nepomuk-Verehrung und den Streit darüber informiert, fehlen drei deutsche Ausstellungskataloge aus den siebziger Jahren. Sie hätten dem Autor und seinem Anliegen gedient, weil sie seine Umschau um das Nepomuk-Gedenken bei Vertriebenen und Emigranten aus den böhmischen Ländern erweitert hätten, auch um eine neue Sicht seines Lebensweges.

München

Ferdinand Seibt

Saurer, Edith: Straße, Schmuggel, Lottospiel. Materielle Kultur und Staat in Niederösterreich, Böhmen und Lombardo-Venetien im frühen 19. Jahrhundert.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1989, 532 S. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 90).

An das Lottospiel denkt man immer wieder, wenn man diese Wiener Habilitationsschrift durchgeht – oder, freundlicher, es ist da doch eine sehr kumulative Arbeit geraten! Vornehmlich durch den Titel fordert die Autorin heraus: Denn, unter uns, eigentlich geht es immer wieder um Lombardo-Venetien. Da hat die Autorin die meisten ihrer Beobachtungen zum Zusammenhang von Straße und Bewegung, von Raum und Zeit gesammelt, mit breiterer Literaturübersicht, aber ohne die zupackende Auseinandersetzung, die sich im Hinblick auf das anregende Thema anböte. Und das alles als „materielle Kultur“! Damit ist zuallererst die Straße gemeint, als Menschenwerk und als Artefakt im Raum, mit den zugehörigen und freilich auch wieder materiellen Möglichkeiten sich ihrer zu bedienen, wie „Räder, Reibung, Rollen“, ein gewiß

anregender Umgang mit dem Stabreim, aber ein doch nur oberflächlicher Gebrauch davon: Treues bekannte Arbeit über Achse, Rad und Wagen von 1965 wird zitiert, dagegen fehlt Lynn White Jr. über die mittelalterliche Technik und den Wandel der Gesellschaft, deutsch 1968. Zugegeben, von der Technik des Wagenbaus in den letzten Jahrhunderten wissen wir noch wenig, und gerade hier hat die Autorin einiges gesammelt. Das 19. Jahrhundert betreffend, aber immerhin: daß nach dem Wasserrad „das Wagenrad erst in der frühen Neuzeit als wichtigster mechanischer Bestandteil der Fortbewegung zu Land“ (S. 89) zu betrachten sei, und daß, gleich darauf, „seit dem 16. und 17. Jahrhundert der Personenverkehr rasch“ zugenommen habe, formuliert sie recht vorschnell. Treue, auf den die Autorin hier rekurriert, meint dabei den Wagen. „Auch der Frachtverkehr wurde erst in diesen Zeiträumen ausgebaut . . .“ Was hat die Autorin, bei solchen Generalurteilen, eigentlich für eine Vorstellung von den alten Straßen, die nicht gerade durch Lombardo-Venetien führten, vom Hanseweg von Brügge bis Nowgorod in seiner Bedeutung im Spätmittelalter beispielsweise, von der Hohen Straße von Frankfurt bis Leipzig und Krakau, von den Salzstraßen aus Bayern und überhaupt: was heißt „zunehmen“ ohne Relation zu dem „Zugenommenen“, den Menschen, den Waren, den Bewegungsimpulsen aus Politik und Wirtschaft, dem Abbau oder Umbau der Hindernisse, wie Flüsse, Pässe, Grenzen?

Nicht, daß dergleichen der Autorin nicht durch den Kopf gegangen wäre: Das Inhaltsverzeichnis scheint mir in dem ganzen Buch am besten gelungen. Hier stecken die großen Ideen, und sie sind auch anregend formuliert. Aber das blieb Fragment und das Buch nach dem Titel ein Torso. Böhmen, um alles kurz zu machen, kommt kaum vor.

Austriazismen, wie „Straßeneinräumer“, „Finanzwachbeamte“ oder „konkurrenzieren“, das S. 449, hätte man besser vermieden. Zu guter Letzt aber: wie kann man eigentlich über Straßen und Grenzen, über Zoll und Schmuggler, über Transport und Bewegung – abgesehen vom Zahlenlotto, von magischen Praktiken und Traumbüchern, die der Autorin auch noch einfielen – nachdenken ohne Karte?

Haar

Ferdinand Seibt

Brauneder, Wilhelm: Leseverein und Rechtskultur. Der Juridisch-politische Leseverein zu Wien 1840 bis 1990.

Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien 1992, 649 S.

Der Wiener Juridisch-politische Leseverein, der im Vormärz das Privileg genoß, seinen Mitgliedern die Lektüre zahlreicher ausländischer, darunter auch von der Zensur im allgemeinen verbotener Bücher und Zeitschriften zu ermöglichen, ist ein Beispiel für die Ausstrahlungskraft einer Wiener Organisation auf das Gebiet der gesamten Monarchie, insbesondere auf die böhmischen Länder, aber auch für die Bedeutung zahlreicher aus den böhmischen Ländern nach Wien gekommener Männer für das Staatsleben und die Rechtskultur Wiens.

Zu den gründenden Mitgliedern des Vereins, der seine Tätigkeit 1842 aufnahm, gehörten der Professor der Statistik an der Wiener Universität Johann Springer aus Reichenau in Böhmen und der aus Krummau an der Moldau gebürtige Rechts-

anwalt Ignaz Wildner von Maithstein, zu den ersten Vereinsmitgliedern die Professoren an der Theresianischen Ritterakademie Josef Neumann aus der Tischnowitz in Mähren und Johann Mikolasch aus Meinetschlag in Südböhmen, der Professor an der Orientalischen Akademie Engelbert Selinger aus Sternberg in Mähren, der Dozent für Rechtsgeschichte an der Wiener Universität Emiř Rößler aus Brůx, der Appellationsrat Adolf Pratobevera von Wiesborn aus dem schlesischen Bielitz, der Beamte der Hofkammerprokuratur Leopold Hasner von Artha aus Prag oder der Hofrat der Obersten Justizstelle Franz Raule aus Schweinitz bei Budweis.

Über die Rolle der Vereinsangehörigen im öffentlichen Leben gibt insbesondere das Kapitel über die Revolutionsjahre 1848/49 eingehend Aufschluß. Von den in den böhmischen Ländern in die Frankfurter Nationalversammlung gewählten Abgeordneten gehörten dem Wiener Leseverein Emil Rößler (für den Wahlkreis Saaz), Johann Nepomuk Berger (für Mährisch Schönberg), Karl Giskra (für Mährisch Trůbau) und Adolf Kollaczek (für Schlesisch Ostrau) an, ferner die fünf Wiener Juristen, die die Wahlkreise Eger, Reichenberg, Karlsbad, Rumburg und Brůnn in Frankfurt vertraten, Franz Philipp Sommaruga, Josef Winiwarter, Johann Neumann, Franz Rapp und Leopold von Neuwall. In einem Wiener Wahlsprengel wurde der Prager Adolf Wiesner gewählt, der auch noch im Stuttgarter Rumpfparlament verblieb.

Im Wiener, später nach Kremsier verlegten Reichstag gehörten von den 91 Abgeordneten aus Böhmen fünf dem Wiener Leseverein an, Anton Beck, Andreas Eckl, Josef Alexander Helfert, Ludwig Löhner und Franz Richter, von den 48 Abgeordneten aus Mähren und Schlesien waren es vier, Franz Ganzwohl, Engelbert Selinger, Josef Beck und das jüngste Mitglied des Reichsrats, Hans Kudlich. Ignaz Wildner wurde von einem niederösterreichischen Wahlkreis in den Reichstag gewählt. Unerwähnt bleibt in diesem Zusammenhang Professor Eberhard Jonák, der in Brandeis an der Elbe zum Reichstagsabgeordneten gewählt wurde und dessen Vereinszugehörigkeit aus der Teilnehmerliste von 1844 (S. 565) ersichtlich ist.

Auch in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert spielen Lesevereinsmitglieder aus den böhmischen Ländern eine maßgebende Rolle. Während wir unter den Mitgliedern nur etwa 5 Prozent aus der Steiermark und 3 Prozent aus Tirol antreffen, ist der Anteil aus den böhmischen Ländern mit fast einem Drittel eben so hoch wie der Niederösterreichs einschließlich Wiens, Böhmen stellt fast ein Viertel aller Vereinsangehörigen. An der Spitze steht von 1900 bis 1907 der Staatsrechtslehrer der Wiener Universität Adolf Menzel, ein gebürtiger Reichenberger, als Vizepräsident fungierte Julius Ofner aus Hořenz bei Komotau noch über die Zeit des Ersten Weltkriegs hinaus, als Direktionsmitglied Franz Kalessa aus Nikolsburg. Unter den aus Böhmen, Mähren, und Schlesien stammenden Vereinsmitgliedern befinden sich die Minister Leo Thun, Johann Nepomuk Berger, Leopold Hasner, Julius Glaser, Karl Giskra, Franz Hein, Adolf Pratobevera und Ernst Plener oder die Professoren der Wiener Universität Theodor Gomperz, Wilhelm Emil Wahlberg, Wenzel Lustkandl, Friedrich Tezner, Sigmund Adler, Rudolf Pollak, Gustav Groß oder Rudolf Laun.

Abgesehen von der Entwicklung der Vereinsorganisation und einer sorgfältigen Analyse der umfangreichen (inzwischen nach Kanada verkauften) Vereinsbibliothek, untersucht das Buch vor allem die Vereinsangehörigen, ihre berufliche Zusammen-

setzung, ihren Anteil an den gesetzgebenden Körperschaften, den Höchstgerichten, berufständischen Organisationen u. dgl. und geht dem Einfluß nach, den sie auf das Staats- und Rechtsleben ausgeübt haben. Es zeigt den Verein als Stätte des Gedankenaustausches unter Juristen und als Motor der gesellschaftlichen Gestaltung.

Linz

Helmut Slapnicka

Karl und Luise Kautsky. Briefwechsel mit der Tschechoslowakei 1879–1939. Hrsg. v. Zdeněk Šolle unter Mitwirkung von Jan Gielkens.

Campus, Frankfurt/M.-New York 1993, 198 S. (Quellen und Studien zur Sozialgeschichte 11).

Zdeněk Šolle wurde vor allem mit seinen in den sechziger Jahren erschienenen Studien zur Geschichte der österreichischen und tschechischen Sozialdemokratie bekannt. Auch die Arbeit an der vorliegenden Edition der Korrespondenz Karl Kautskys und seiner Frau Luise mit Freunden und Genossen in der Tschechoslowakei begann er vor mehr als zwanzig Jahren. Durch die politische Entwicklung der Tschechoslowakei nach 1968 wurde seine Arbeit am Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte, das einen großen Teil des Kautsky-Nachlasses besitzt, unterbrochen und konnte erst jetzt zu Ende geführt werden. Das Resultat dieser Arbeit ist beeindruckend, selten liest sich eine Quellensammlung so spannend.

Die fast sechzig Jahre umfassende Korrespondenz dokumentiert den Aufstieg der österreichischen Sozialdemokratie zur modernen Massenbewegung. „Preßunfreiheit“ und Repression zum Trotz wurde die Arbeiterbewegung zur stärksten Kraft im Kampf um eine Demokratisierung der Habsburgermonarchie. „Wir gehören zu den glücklichen Leuten, denen es gegönnt war, das Reifen der Saat wahrzunehmen, an deren Aussäen wir uns beteiligt haben“, schrieb Kautsky 1918 an seinen Freund, den tschechischen Sozialdemokraten Antonín Němec. „Dem armen Marx ging es schlimmer.“ Allerdings brachte das Hineinwachsen der Sozialdemokratie in Staat und Gesellschaft auch Probleme mit sich, von denen Marx noch nicht einmal träumte. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges stellten sich die deutsch-österreichischen Sozialisten an die Seite der Wiener Regierung. Am *Burgfrieden* zerbrach die „kleine österreichische Internationale“, nicht anders als die II. Internationale. Als 1918 die Niederlage der Mittelmächte besiegelt war, standen die meisten deutsch-österreichischen Sozialisten ratlos vor dem auseinanderbrechenden Österreich-Ungarn. Kautsky indessen, der in Opposition zur Kriegspolitik der Mehrheitssozialisten stand, fiel der Abschied vom alten Österreich nicht schwer. Bereits 1901 hatte er geklagt, „welch wahnsinniges Gebilde dieses Österreich ist“, und kannte nur eine Therapie für die Leiden des Vielvölkerstaates, den Zusammenbruch. So begegnet er den kleinen Staaten, die nach dem Ersten Weltkrieg aus der Erbmasse der Donaumonarchie gebildet wurden, mit Sympathie. An die Adresse der jungen Tschechoslowakei richtete er die Mahnung, die Hinterlassenschaft der Monarchie, den Nationalitätenkampf, zu überwinden. Doch weigerte er sich, bisweilen zum Ärger der deutsch-böhmischen Sozialdemokraten, eindeutige Stellung für die Deutschen in der ČSR zu beziehen.

Obwohl Karl Kautsky den größten Teil seines Lebens in den Reihen der deutschen Sozialdemokraten verbrachte, bewahrte er Zeit seines Lebens eine enge Beziehung zu

den böhmischen Ländern und wies oft auf seine „*čechische Abstammung*“ hin. 1854 als Sohn eines tschechischen Malers und einer deutschen Schauspielerin und Schriftstellerin in Prag geboren, begeisterte er sich früh für die tschechische Nationalbewegung und ihre Helden. Später sah er in diesem jugendlichem Nationaleifer die eigentliche Wurzel seines Oppositionsgeistes. Der Kontakt mit der „*deutschen Wissenschaft*“ während seiner Wiener Studentenzeit gab dem ursprünglich nationalen „*Rebellantentum*“ dann die sozialistische Richtung. Seine Kindheit in einer toleranten, zweisprachigen Umgebung war es wohl auch, die sein ausgeprägtes Interesse für die österreichische Nationalitätenfrage geweckt hatte. In der „*Neuen Zeit*“, deren Herausgeber er bis 1917 war, widmete er diesem Thema zahlreiche Artikel. Und auch in seinen Briefen kam er immer wieder auf die nationalen Probleme Österreichs und speziell Böhmens zu sprechen, denn „*wer kann Böhmens gedenken, ohne eine Fluth von Gedanken über die nationale Frage zu entfesseln*“. Nach 1918 versuchte er zwischen tschechischen und deutsch-böhmischen Sozialdemokraten zu vermitteln, um die Integration der Deutschen in die tschechoslowakische Republik zu fördern. Thomas G. Masaryk, mit dem Kautsky bereits seit den 1890er Jahren korrespondierte und in vielen Fragen übereinstimmte, bot ihm dabei seine Unterstützung an.

Ab Mitte der zwanziger Jahre verbesserten sich zwar die Beziehungen zwischen deutschen und tschechischen Sozialdemokraten, zu Ende des Jahrzehnts aber begannen sich die Weltwirtschaftskrise und die autoritäre Entwicklung in den Nachbarstaaten negativ auf die ČSR auszuwirken. Von Verfolgung und Flucht aus Deutschland, Unruhen und Übergriffe aus den überwiegend deutschbesiedelten böhmischen Randgebieten berichten die Briefe von und an Kautsky und seine Frau seit 1933. Als zwei Jahre nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland die Anhänger Hitlers auch im Sudetenland einen großen Sieg feierten, drängte Kautsky seine sozialdemokratischen Freunde in der ČSR zur übernationalen Zusammenarbeit, denn, so schrieb er, nur innerlich geeint habe das kleine Land eine Überlebenschance.

Schon 1933 beantragte er für sich und seine Frau Luise die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft, die ihnen umgehend zuerkannt wurde. Zum Jahreswechsel 1934 schrieb er an „*seinen Präsidenten Masaryk*“, er sei glücklich, nun Bürger des einzigen Staates in Mitteleuropa zu sein, „*der noch die Ergebnisse der ganzen Kulturentwicklung der letzten Jahrzehnte hochhält, zu ihrem einzigen Bollwerk außerhalb Westeuropas geworden ist*“.

Noch aber lebte Kautsky in Wien, wo bald eine freie politische Betätigung unmöglich wurde. Nach dem Anschluß Österreichs an Deutschland emigrierte er über Prag nach Amsterdam. Dort starb er am 17. 10. 1938. Wenige Wochen vor seinem Tod war das Münchner Abkommen unterzeichnet worden. Kautsky erlebte die Folgen von München, die Zerschlagung des letzten Landes, in dem auch deutsche Bürger in demokratischen Verhältnissen lebten, nicht mehr.

Sechs Jahrzehnte wechselhafter politischer Entwicklung Böhmens lassen sich anhand der großteils zum ersten Mal veröffentlichten Briefe verfolgen, das macht die vorliegende Edition der Briefe an und von Karl Kautsky zur fesselnden Lektüre. Aber auch die Person Kautskys zeigt sich hier von einer bisher weniger bekannten Seite. Der sozialistische Theoretiker, der in der Auseinandersetzung mit dem Revisionismus als

„Papst des Marxismus“ für seine orthodoxen Positionen bekannt war, erscheint in der Vermittlung zwischen Tschechen und Deutschen als verständnisvoller, liberaler Kenner der Probleme Böhmens. In der Nationalitätenfrage fühlte sich Kautsky, der ansonsten an einer möglichst originalgetreuen Marx-Auslegung festhielt, den Marx-schen Positionen keineswegs verpflichtet. Vielmehr war er von den Vorarbeiten zum Brüner Nationalitätenprogramm von 1899, die er wesentlich mitbestimmte, bis hin zu den Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Tschechen am Vorabend des Zweiten Weltkrieges um einen Ausgleich zwischen den verschiedenen nationalen Gruppen Mittel- und Ostmitteleuropas bemüht. Die Übersetzung fast aller seiner Schriften ins Tschechische und sein guter Kontakt zu zahlreichen Repräsentanten des tschechischen und deutsch-böhmischen politischen Lebens auch nach den Ersten Weltkrieg, als Kautskys Einfluß auf die sozialistische Bewegung längst marginal geworden war, dokumentiert, wie sehr sein Engagement in der Tschechoslowakei geschätzt wurde.

Berlin

Christiane Brenner

Klinger, Ruth: Die Frau im Kaftan. Lebensbericht einer Schauspielerin. Hrsg. und eingeleitet von Ludger Heid.

Bleicher, Gerlingen 1992, 335 S.

Ruth Klinger wurde 1906 in Prag in der Familie eines jüdischen Textilhändlers geboren. Aufgewachsen in der demokratischen Atmosphäre der tschechoslowakischen Zwischenkriegsrepublik und im tschechisch-deutsch-jüdischen Kulturmilieu, zeigte sie früh schauspielerische Begabung und wurde Mitglied des neuen Deutschen Theaters in Prag. In den zwanziger Jahren spielte sie an verschiedenen Theatern in Berlin; hier gründete sie zusammen mit dem weißrussischen Juden Maxim Saka-schansky ein Kabarett, das in jiddischer Sprache spielte und Tournées durch die Grenzgebiete der böhmischen Länder, durch die Slowakei und Karpatenrußland unternahm.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme flüchteten die beiden Künstler nach Palästina, wo Ruth Klinger während des Krieges im kulturellen und journalistischen Bereich arbeitete, zeitweilig auch als Sekretärin von Arnold Zweig beschäftigt war und in engem Kontakt zu Max Brod stand. Im Jahr 1947 kehrte sie als Korre-spondentin einer in Tel Aviv erscheinenden Zeitung nach Prag zurück. Das Judentum der Tschechoslowakei war vernichtet, mit ihm die tschechisch-deutsch-jüdische kulturelle Symbiose für immer zerstört. Von 80000 deportierten Juden kehrten nur drei Prozent in ihre Heimat zurück, Ruth Klinger verlor 42 Verwandte, die in den Konzentrationslagern umgebracht worden waren.

Als Journalistin lernte Ruth Klinger auch den tschechoslowakischen Außenmini-ster Jan Masaryk kennen, der auf einer Pressekonferenz nach der Gründung des Staa-tes Israel erklärte: „Seit 20 Jahren arbeite ich für ein jüdisches Nationalheim, und ich werde den Juden bis an mein Lebensende helfen“ (S. 271). Als im Anschluß an die Gründung Israels der arabisch-israelische Krieg begann, Großbritannien und die

USA ein Waffenembargo über den Nahen Osten verhängten und der israelische Botschafter in Prag überall im Auftrag Ben Gurions die europäischen Länder bereiste, um militärische Ausrüstung zu beschaffen, wurde die Tschechoslowakei in der Tat zum größten Waffenlieferanten Israels. Täglich starteten damals vom Flughafen bei Saaz von der Widerstandsorganisation Haganah gemietete Flugzeuge mit Waffen für Israel. Als Max Brod seiner Freude darüber in einem Brief an Ruth Klinger Ausdruck gab, antwortete ihm diese im Oktober 1948, daß die Waffenlieferungen politisch bedingt seien und davon abhingen, „daß Israel in seiner Politik den volksdemokratischen Ländern treu bleibt. Ein Umschwung hätte hier unausdenkbare Folgen, ich glaube, wir würden die ganzen Sympathien verlieren, wenn wir zu den ‚Reaktionären‘ hinschwanken“ (S. 288).

Daß der Kampf Israels für den eigenen Staat im Westen und zumal in Großbritannien wenig Unterstützung fand, sollte auch im Fall des Schriftstellers Arnold Zweig deutlich werden. Als dieser in jenen Jahren nach London reisen wollte, um mit einem Verleger über die Herausgabe seines Buchs über Sigmund Freud zu verhandeln, verweigerten ihm die britischen Behörden das Einreisevisum. Nachdem Zweig in Prag Hilfe zugesagt worden war, der Schriftsteller aber aus finanziellen Gründen nicht länger warten konnte, nahm sich der Aufbau-Verlag in Ost-Berlin der Sache an. Zweig reiste daraufhin nach Ost-Berlin weiter; dort blieb er bis zu seinem Tod im Jahre 1968.

Im August 1948 wurde Ruth Klinger Sekretärin an der israelitischen Botschaft in Prag; hier erlebte sie zu Beginn der fünfziger Jahre den Umschwung in der Politik des kommunistischen Blocks gegenüber Israel. Anfangs hatte Stalin das Ziel verfolgt, mit Israel als Bundesgenossen der volksdemokratischen Regime im Nahen Osten Gegenpositionen gegen Großbritannien aufzubauen. Der Mißerfolg dieser Strategie führte zur antizionistischen Orientierung der sowjetischen Politik; Israel wurden imperialistische und antisozialistische Zielsetzungen vorgeworfen. Im November 1951 begann die Serie der Verhaftungen von Parteifunktionären mit Rudolf Slánský an der Spitze.

In den Slánský-Prozeß wurde auch Mordechai Oren verwickelt, ein Mitglied der israelischen sozialistischen MAPAM-Partei, der zu jener Zeit im Auftrag seiner Partei nach Prag gekommen war, um deutlich zu machen, daß der Prozeß gegen Slánský mit einer Blamage für diejenigen enden würde, die ihn angezettelt hatten. Oren reiste dann zu Verhandlungen mit Ulbricht nach Ost-Berlin, um zu sondieren, ob die DDR bereit sei, Entschädigungszahlungen für die Verbrechen an den Juden im Dritten Reich zu leisten und Juden auswandern zu lassen. Nach Prag zurückgekehrt, diktierte er Ruth Klinger den Text eines Abkommens mit Ulbricht. Dieser Text fiel der tschechoslowakischen Geheimpolizei in die Hände, Oren wurde verhaftet und mit den anderen Angeklagten im Slánský-Prozeß vor Gericht gestellt.

Ruth Klinger erlebte den Slánský-Prozeß in der israelischen Botschaft in Prag, ehe sie 1953 über Zürich nach Israel ausreiste. Die Atmosphäre in der Tschechoslowakei während dieses Prozesses aber hat sie – wie die durch den Naziterror ausgelösten Traumata – sehr lange verfolgt. Noch nach 25 Jahren, schreibt sie in ihren Erinnerungen, habe sie sich bei Telefongesprächen abgehört und bei Café-Besuchen verfolgt gefühlt.

Ruth Klinger starb 1989 in Zürich. Ihre Erinnerungen – das 1977 abgeschlossene ursprüngliche Manuskript trug den Titel „Lebenslauf“ – wurden von ihrer Freundin Rita Guggenheim-van Kollem für den Druck vorbereitet. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Juden unter nationalsozialistischer und kommunistischer totalitärer Herrschaft.

Prag

Bohumil Černý

Berlin und der Prager Kreis. Hrsg. v. Margarita Pazi und Hans Dieter Zimmermann.

Königshausen & Neumann, Würzburg 1991, 303 S.

Die Beschreibungen großer kultureller Phänomene haben nicht selten mit dem Problem zu kämpfen, sich zwischen zwei Übeln entscheiden zu müssen: Die Orientierung an Zusammenhängen tendiert dazu, sich ins Ungefähre zu verflüchtigen, die Konzentration auf Einzelaspekte dazu, den Bezug zum Thema zu verlieren. Auch die Aufsatzsammlung *Berlin und der Prager Kreis* kämpft mit diesem Problem und zieht sich dabei relativ geschickt aus der Affäre. Mit 20 Beiträgen, die auf das EG-initiierte Colloquium *Berlin – Kulturstadt Europas 1988* zurückgehen, wird der Versuch unternommen, die kulturelle Wechselbeziehung zwischen Prag und Berlin zu umreißen und ihren Niederschlag in der Literatur oder auch nur im Atmosphärischen („Faszination“, S. 7) zu bestimmen; gleichzeitig wird ein vermuteter Nachholbedarf in Sachen Prager Kultur und Geschichte abgehandelt.

Der Charakter der Aufsätze schwankt zwischen den Polen Wissenschaft und Kulturpublizistik. Dies zeigt sich bereits bei den ersten beiden Beiträgen, die der Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Prag gewidmet sind. Beide sind cursorisch angelegt und greifen auf hinlänglich bekannte Fakten zurück; der Beitrag Franz Kafkas verzichtet jedoch auf Belege, während Wilma Iggers auf wissenschaftliche Vorarbeiten zurückgreift¹. Ein Zusammenhang zum Thema Berlin ist bei beiden nicht erkennbar.

Bei den biographisch orientierten Beiträgen zu den bekannteren Prager Autoren Franz Werfel, Paul Kornfeld, Willy Haas, Fritz Mauthner, Max Brod, Franz Kafka, Ernst Weiß und E. E. Kisch zeigt sich die striktere Konzentration auf einen Aspekt, nämlich auf den Bezug der jeweiligen Biographie zu Berlin, in jedem Fall von Vorteil – je enger die Begrenzung, desto besser ist das Ergebnis. So stellt etwa die Arbeit von Donald G. Daviau über Max Brod, die sich auf den Zeitraum von 1906 bis 1915 beschränkt, eine Fülle interessanter Einzelheiten und Querverweise heraus. Weniger ergiebig ist dagegen die Orientierung an Begriffen statt an Fakten, wie sie von Anneliese Kuchinke-Bachs in ihrem Versuch über Johannes Urzidil praktiziert wird. Aussagen wie „Tendenz zur Ambivalenz“ (S. 209) bergen die große Gefahr, ins Unspezifische abzugleiten.

¹ Vgl. Iggers, Wilma (Hrsg.): Die Juden in Böhmen und Mähren. Ein historisches Lesebuch. München 1986.

Als wahre Perlen erweisen sich die Teile der Aufsatzsammlung, die entlegenen Themen gewidmet sind. So erhellt Kurt Krolop Einzelheiten über den „Prager Frondeur“ Max Steiner, einem großen Denker der Jahrhundertwende, den man in gängigen Lexika vergeblich sucht. Helena Teufel zeichnet ein faktenreiches Portrait der lange Jahre in Berlin lebenden Prager Autorin Auguste Hauschner. Joachim W. Storcks Abriß zu Bruno Adler, der bestenfalls unter seinem Pseudonym Urban Roedl als Stifter-Biograph bekannt ist, richtet seinen Blick auf ein vergessenes, für die Kulturgeschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik nicht unwichtiges publizistisches Projekt. 1924 gründete Adler zusammen mit Ernst Sommer und Ernst Bergauer in Karlsbad die Zeitschrift „Die Provinz“, die auf kulturellem Gebiet Völkerverständigung betreiben wollte. Kurios ist allerdings, daß diese lobenswerten, längst überfälligen Notizen zur „Provinz“, zu einer Zeitschrift also, die sich gezielt die Provinzialität als Gegenmodell zum urbanen Zentralismus auf die Fahnen geschrieben hatte, ausgerechnet in einem Band „Berlin und der Prager Kreis“ zu finden sind, der offensichtlich den Berliner Hauptstadt-Mythos fördern soll.

Überhaupt ist der eigentliche Wert des Bandes aus dem Titel nicht sofort zu erkennen. Gerade die zuletzt genannten gut recherchierten Beiträge über Randthemen verleihen dem Band literaturhistorischen Wert, und zwar weniger für die Berliner als für die (ungeschriebene) böhmische Literaturgeschichte.

Deutlich erkennbar ist im Titel die Handschrift Margarita Pazis, die als Max Brod-Epigonin die deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts aus Prag und den böhmischen Ländern schlichtweg als *Prager Kreis* subsumiert und damit eine terminologische Gegenposition zur Schule Eduard Goldstückers einnimmt, in der meist von der *Prager deutschen Literatur* gesprochen wird.

Die Jerusalemer Germanistin Pazi bevorzugt Problemstellungen, die literar- und sozialhistorische Fragen in einen bewußt ethnisch-religiösen Zusammenhang stellen. So erklärt sich die Betonung der jüdischen Komponente bei der Themenwahl. Ob dieser Ansatz nicht bisweilen überstrapaziert wird, etwa im Beitrag Franz Kafkas, der kulturelle Spitzenleistungen ausschließlich auf ihre Verbindungen zu jüdischen Traditionen hin untersucht, bleibt angesichts anderer – z. B. sudetendeutscher – Ethnozentrismen eine ungelöste hochproblematische Frage.

Leider wird das positive Gesamtbild der Publikation durch die laxer Lektorierung getrübt, die ihr zuteil wurde. Abgesehen von Mängeln, wie unvollständige Sätze etc., die auf den mündlichen Ursprung der Beiträge hinweisen, hinterlassen besonders die Verschreibungen von Namen², Titeln³ und Daten⁴ im Hinblick auf entlegene Themen ein ungutes Gefühl.

München

Stefan Bauer

² Z. B. „Urzidil [recte: Urzidil]“ (S. 7), „C. F. [recte: F. C.] Weiskopf“ (S. 27), „Gertrud [recte: Gertrude] Thieberger“ (S. 22).

³ Z. B. „Vom Judentume [recte: Judentum]“ (S. 22).

⁴ Z. B. „1938 [recte: 1939] in Prag, als die Deutschen die Stadt annektierten“ (S. 8).

Winclawski, Włodzimierz: *Lud – naród – socjologia. Studium o genezie socjologii slowackiej* [Volk – Nation – Soziologie. Eine Untersuchung über die Entstehung der slowakischen Soziologie].

Uniwersytet Mikołaja Kopernika, Toruń 1991, 262 S. (Socjologia i socjologowie).

Über die Geschichte der slowakischen Soziologie weiß die außerslowakische Forschung wenig, mehr schon über den ersten Inhaber eines Lehrstuhls für angewandte Soziologie (1937) an der Universität Bratislava, Anton Štefánek (1877–1964), dessen Auffassung von Volk und Nation Branislav Štefánek im *Bohemia*-Jahrbuch (18/1978, S. 198–225) dargelegt hat. Štefáneks 1945 erschienene erste „Soziographie“ der slowakischen Gesellschaft bzw. der Gesellschaft der Slowakei mag zum Erscheinungszeitpunkt 1945 zwar eher die Beschreibung eines historischen Zustands gewesen sein, hat aber gerade unter dem Aspekt des aktuellen Neubeginns der slowakischen Soziologie besonderen Wert.

Štefáneks wissenschaftliches Werk markiert für Winclawski, der seine Untersuchung 1989 abgeschlossen hat, das Ende der „Genese“ der slowakischen Soziologie. Der Verfasser plädiert – unter Berufung auf Herder als Ausgangspunkt (S. 13) und unter Rekurs auf die polnische Soziologie vor allem der dreißiger Jahre (S. 32) – für eine von der „des Westens“ unterschiedene spezifische ost- und ostmitteleuropäische Soziologie. Sicherlich ist der empirische Befund ein anderer, rechtfertigt jedoch keine nationale Theorie und keine nationale oder regionale Methode.

Der zweite Abschnitt (S. 34–116) ist der modernen slowakischen Nationsbildung und seiner gesellschaftlichen und politischen Ideologie als Rahmenbedingung für die Entstehung der slowakischen Soziologie vorbehalten. Die Darstellung basiert wesentlich auf tschechischen und slowakischen Arbeiten. Die ungarischen Forschungen vor allem Endre Aratóš und deutschsprachige Darstellungen zum Beispiel Ludwig Gogoláks waren Winclawski unbekannt. Er behandelt Bernolák und Štúr, den Widerstand gegen die Madjarisierung und dann vor allem die Wirkungen Masaryks, dem auch Anton Štefánek viel zu verdanken hatte.

Die beiden abschließenden Kapitel sind Štefánek als dem Begründer der modernen slowakischen Soziologie vorbehalten: seinem „Weg zur Nation und zur Soziologie“ (S. 117–154), seiner Gesellschaftsauffassung und seiner Soziologie (S. 155–205). Geboren im damaligen Oberungarn, studierte Štefánek in Wien, gehörte dem Kreis um die Zeitschrift „Hlas“ an, stand seit 1907 in Kontakt mit R. W. Seton-Watson (vgl. Hugh Seton-Watson: Anton Štefánek and R. W. Seton-Watson. *BohZ* 18/1978, 226–254), arbeitete u. a. mit Milan Hodža zusammen (Suzana Mikula: *The Collaboration of Štefánek and Hodža: Patriotism Fulfilled*. *BohZ* 18/1978, 255–266), war als Abgeordneter der Agrarpartei Mitglied des tschechoslowakischen Parlaments. 1928 wurde er Minister für Schulwesen und Volksbildung, nachdem er sich gleich nach 1918 für die Sekundarbildung in der Slowakei eingesetzt hatte (Owen V. Johnson: *Anton Štefánek and the Development of Secondary Education in Slovakia*. In: *BohZ* 18/1978, 267–289). Die späte Universitätskarriere wurde durch die Entstehung der Slowakischen Republik zunächst unterbrochen: als bekannter Tschechophiler 1939 wurde er zunächst interniert und erst wieder 1942 als „bezahlter“ Soziologieprofessor übernommen. Die 1945 im Druck als dritter Band der *Slovenská vlastiveda* erschie-

nenen „Grundlagen der Soziographie der Slowakei“ (Základy sociografie Slovenska) waren sein Lebenswerk: vor allem beeinflusst von Ferdinand Tönnies und seiner Auffassung von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“, sind sie Ergebnis seiner Auffassung von deskriptiver Soziologie. 1949 wurde Štefánek emeritiert, nachdem eine jüngere Soziologengeneration im Umkreis der Matica slovenská ihn scharfer Kritik unterzogen hatte; diese Gruppe wurde allerdings Mitte 1948 bereits aufgelöst.

Winclawskis Ausgangsposition einer nationalen Soziologie erweist sich am Ende als Apologie Štefáneks. Der Weg von den slowakischen Nationalprogrammen mit der ihnen eigentümlichen Auffassung von der eigenen Nation zu einer wissenschaftlich aufgefaßten Soziologie, eben von Bernolák zu Štefánek, zeichnet er mit Sympathie, wertet allerdings die nicht polnische oder tschecho-slowakische Literatur nicht vollständig aus. Winclawski behandelt ein wichtiges Thema der slowakischen Wissenschaftsgeschichte aus der polnischen Forschungstradition heraus mit der gebotenen Gründlichkeit und Distanz.

Herne

Wolfgang Kessler

Dietl, Werner: Die Deutsche Christlichsoziale Volkspartei in der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1918–1929.

Sudetendeutsches Archiv, München 1991, 369 S.

Neben den Arbeiten von Klaus Zessner und Martin K. Bachstein über die deutsche sozialdemokratische Arbeiterpartei und der Arbeit von Norbert Linz über den Bund der Landwirte (BdL) ist die vorliegende Dissertation von Werner Dietl über die Christlichsoziale Volkspartei (DCV) die vierte Monographie über eine deutsche Partei in der Anfangsphase der ersten Tschechoslowakischen Republik. Auf der Grundlage von zeitgenössischen Schriften (wie Memoiren, Parteischrifttum) und Zeitungen sowie unter Benutzung der wichtigsten wissenschaftlichen Literatur in deutscher Sprache hat der Verfasser eine anerkennenswerte wissenschaftliche Leistung erbracht.

Die Arbeit behandelt drei Fragenkomplexe: zum ersten untersucht der Verfasser die Entstehung und den Stellenwert der Christlichsozialen Bewegung in der Habsburgermonarchie und fragt nach dem Grund, warum diese Richtung in der neuen Tschechoslowakischen Republik im Vergleich mit anderen deutschen Parteien einen „schlechteren Start“ (S. 315) gehabt habe; zum zweiten stellt der Verfasser „die innere und äußere Entwicklung der Partei“ in der Tschechoslowakischen Republik dar; und drittens schließlich betrachtet er kritisch die Regierungsbeteiligung der DCV und deren Konsequenzen.

Die einzelnen Punkte sind untereinander nicht ganz gleichwertig behandelt, denn die letzte Fragestellung fällt, was den Umfang betrifft, gegenüber den beiden anderen zurück. Das liegt wohl daran, daß die benutzte Literatur über die Entstehungsphase am ausführlichsten ist und der Verfasser über die Organisationsstruktur der Partei aus dem zeitgenössischen Argumentationsfundus schöpfen kann, die Phase ab 1924 hingegen gerade in diesem Literaturbereich durch die spätere Diskussion in ihrer Bewertung überlagert worden ist. Da dem Verfasser offenbar die tschechische Literatur

verschlossen war (es werden nur wenige tschechische Titel zitiert, und deren Orthographie zeigt Schwächen des Sprachverständnisses), fehlt hier eine Korrekturmöglichkeit.

Der Verfasser zeichnet nicht nur den Gang der Ereignisse und die Strukturen der Partei sowie ihrer Wählerschaft gewissenhaft auf, sondern vermittelt auch bemerkenswerte Einsichten in das „politische Geschäft“. In der Auseinandersetzung mit dem Parteiprogramm erfährt der Leser, daß die Partei sich zum einen auf die christlich-katholischen Grundwerte stützte, sich zum anderen aber als eine deutsch-nationale Partei gebärdete. Diese nationalen Aspekt teilte sie jeweils mit der tschechischen und der slowakischen Pendantpartei, zu denen, wie mehrfach gesagt wird, so gut wie keine Beziehungen bestanden. Die Haupteckenstein in dieser Frage findet sich in dem Satz zusammengefaßt: „Die Idee einer multinationalen Partei war den sudeten-deutschen wie den tschechischen und slowakischen Katholiken fremd, was nur bewies, daß das nationale Gefühl tiefer lag als die religiöse Gläubigkeit“ (S. 292). So beinhaltete das Parteiprogramm auch eine inkohärente Sammlung von Grundsätzen, die sich auf die Formel „deutschnational, antitschechisch und antisemitisch“ bringen läßt.

Der politische Stellenwert der DCV im Spektrum der deutschen Parteien in der Ersten Tschechoslowakischen Republik definierte sich aus der grundsätzlichen Frontstellung gegen die Sozialdemokraten einerseits und zu dem Bund der Landwirte andererseits, mit dem die Partei um das gleiche Wählerpotential stritt, zugleich auch die gemeinsamen Interessen einer Überwindung des nationalen „Negativismus“ teilte.

Bemerkenswert und differenziert sind die Ausführungen zu der Problematik der Regierungsbeteiligung der deutschen Parteien am zweiten Kabinett Švehla im Herbst 1926. Der Verfasser arbeitet die einzelnen Stufen des „Aktivismus“ heraus – ein Begriff, den der BdL-Abgeordnete Professor Spina im Jahre 1921 in einem Zeitungsartikel in die Diskussion eingeführt hatte (S. 288) und der sich lange Zeit gegen die Fundamentalopposition der nationalen Parteien nicht durchsetzen konnte, bis bei den Wahlen von 1925 deren Sprecher Lodgman von Auen aus dem Parlament ausgeschieden war. In der Auseinandersetzung mit diesem Problem liegt – wie vorher in der Beschreibung der Organisation der Partei – die Hauptleistung der vorliegenden Dissertation. Der Verfasser betrachtet die Ereignisse und die einzelnen Personen nüchtern und kritisch und kann so die Diskussionen über die Regierungsbeteiligung der Deutschen um eine Reihe von Erkenntnissen bereichern, die den in gewissen Bereichen vorherrschenden negativen Urteilen widersprechen (etwa die Beurteilung der Ressorts, die den Deutschen zugesprochen worden waren, S. 309). Dem Urteil, daß es sich bei dem Regierungsbeitritt und der „Zollmehrheit“ um eine „Zweckgemeinschaft“ (S. 301) gehandelt habe, kann man voll zustimmen.

Methodisch ist die Arbeit konventionell: Der Verfasser stützt sich auf veröffentlichtes Quellenmaterial, wobei die benutzten Lokalzeitungen durchaus bemerkenswerte Informationen enthalten und zum Beispiel in den benutzten Leserbriefen einen Einblick in die Stimmungslage der Bevölkerung (zur Frage einer „Einheitsfront“ der Deutschen) erlauben (S. 257). Ein etwa vorhandenes persönliches Interesse scheint in der Widmung „Meiner Familie“ durch, wenn dies mit der Anm. 27 auf Seite 172 in Verbindung gebracht wird, in der ein „Dietl“ in den ersten Gesprächen zwischen deut-

schen Politikern und der tschechoslowakischen Regierung im Dezember 1919 genannt wird.

Die Arbeit entstand unter der Betreuung von Horst Glassl in München und wurde im Juli 1990 von der Philosophischen Fakultät in München als Dissertation angenommen; das Sudetendeutsche Archiv übernahm die Publikation im Jahre 1991; in diesen beiden nahe beieinander liegenden Daten liegt leider die Hauptschwäche des vorliegenden Werkes begründet: dem Buch ist allenthalben anzumerken, daß es sich um eine Erstlingsarbeit handelt, die eine gründliche Überarbeitung verdient gehabt hätte. In der Argumentation wäre eine Straffung vorteilhaft gewesen, die manche Wiederholung getilgt hätte; statt dessen hätte die Reihung der Informationen durch eine konsequente Gestaltung der Argumentation verdichtet werden können. Vor der Drucklegung hätte auch ein anderer Mangel problemlos korrigiert werden können: der Verfasser bringt fast jedes selbständige Urteil zögerlich mit „meines Erachtens“ oder „meiner Meinung“ nach vor, obwohl sein Urteil durchaus ohne diese Einschränkung – mit gelegentlicher Verstärkung der Argumente – Bestand gehabt hätte.

Leider hat sich der Verfasser nicht die Zeit genommen, die notwendig gewesen wäre, damit aus einer guten Dissertation auch ein gutes Buch entstanden wäre.

Köln

Manfred Alexander

Jakubec, Ivan: Vývoj československých a německých dráh, 1929–1937 [Die Entwicklung der tschechoslowakischen und der deutschen Eisenbahnen, 1929–1937].

Vydavatelství Karolinum, Praha 1991, 158 S. (Acta Universitatis Carolinae, Philosophica et Historica, Monographia XXXIX–1991).

Die Bahn war zumindest in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in Zentraleuropa das wichtigste Verkehrsmittel und, als Großkunde der Investitionsgüterindustrie wie als unabdingbarer Vermittler von Personen- und Warenströmen, ein ökonomischer Faktor ersten Ranges. Umso erstaunlicher ist es, daß die Geschichte des Eisenbahnwesens in der Zwischenkriegszeit bislang ein weitgehend unbearbeitetes Feld geblieben ist. Zur Schließung dieser Lücke trägt die fundierte Dissertation des Prager Historikers Jakubec ein wesentliches Stück bei: Fußend auf einer breiten Grundlage bislang unerschlossener gedruckter wie archivalischer Quellen – Kernbestand ist der Fond „Tschechoslowakisches Eisenbahnministerium“ im Prager Staatlichen Zentralarchiv –, untersucht sie vergleichend die Geschichte der Tschechoslowakischen Staats- und der Deutschen Reichsbahn in organisatorisch-administrativer und finanzieller Hinsicht und ordnet sie in den Gesamtrahmen der wirtschaftlichen Entwicklung beider Länder ein. Lobend hervorgehoben zu werden verdient, daß Jakubec sich durchaus auch den *technicalities* seines Gegenstandes stellt; von der sogar bei Technikhistorikern gemeinhin anzutreffende Scheu, sich auf die Domäne des Ingenieurs zu wagen, fehlt in dieser Untersuchung jede Spur.

Angesichts der engen Nachbarschaft und der in vielem ähnlichen, in erster Linie durch die Weltwirtschaftskrise geprägten wirtschaftlichen Entwicklung beider Länder nimmt nicht wunder, daß auch im Verkehrswesen eine Reihe gemeinsamer – wenn auch im einzelnen verschieden nuancierter – Entwicklungstrends zu konstatieren ist. So stellte sich auf beiden Seiten der Grenze nach dem Ersten Weltkrieg die

Aufgabe der Vereinheitlichung der Bahnverwaltung – im Reich allerdings weniger dringend als in der ČSR, wo die im Zuge der Nostrifizierung in Staatseigentum übergebenen Privatbahnen organisatorisch zu integrieren waren. Hier wie dort wurde in den zwanziger Jahren der Ausbau des Streckennetzes fortgesetzt, im neuen tschechoslowakischen Staat forciert durch die Notwendigkeit, die bisherige Nord-Süd-Orientierung der Schienenführung durch die Ost-West-Richtung, die verkehrstechnische Anbindung Mährens und der Slowakei zu ergänzen. Angesichts der zunehmenden Bedrohung der ČSR durch das nationalsozialistische Deutschland war diese Verdichtung der Verbindung in den dreißiger Jahren mehr und mehr militärstrategisch motiviert.

Die Finanz- und Tarifpolitik beider Unternehmen war mit ähnlichen Problemen konfrontiert. Zu „wirtschaftlicher Betriebsführung“ verpflichtet, oblagen ihnen doch im Personen- wie im Güterverkehr öffentliche Aufgaben, was eine Orientierung allein am Profitprinzip verbot. Unterschiedlichen Organisationsformen – Staatsbetrieb in der ČSR, Aktiengesellschaft in Deutschland – verdecken diese strukturelle Gleichheit nur oberflächlich: Auch im Reich stand die Bahn unter maßgeblichem, in den dreißiger Jahren unübersehbar sich verstärkendem Staatseinfluß. Hier wie dort sah die Tarifpolitik sich widersprüchlichen Anforderungen ausgesetzt: Das Prinzip der Kostendeckung war mit dem Ruf insbesondere nach günstigen Frachttarifen im Interesse einer Entlastung der Wirtschaft in der Krise schwerlich zu vereinbaren. Die in beiden Ländern trotzdem zu beobachtende langfristige Senkung der Beförderungspreise lang zum einen im Trend der deflatorischen Entwicklung ab 1929, zum anderen war sie dem nun bereits zunehmenden Konkurrenzdruck der „Straße“ geschuldet (eine umfassende, funktional sinnvolle Regulierung und Abstimmung aller Verkehrsträger wurde zwar überall angestrebt, aber nirgendwo erreicht). Die deutschen Bahnen, eigentlich als finanztechnisches Vehikel zur Tilgung der Reparationsverpflichtungen des Reichs – zunächst über Schuldverschreibungen, dann qua Direktbeitrag – vorgesehen, hatten nie Gelegenheit, die Rolle einer „Melkkuh“ des Staates wahrzunehmen, sondern blieben im Gegenteil immer dessen Kostgänger, weshalb sie auch mit ihren ehrgeizigen, umfassende Mittel erheischenden Investitionsvorhaben an enge Grenzen stießen. Chronische, durch verschiedene Anleihen kaum gelinderte Finanznöte plagten aber auch ihre tschechoslowakische Schwester. In der Tschechoslowakei wie im Reich zwang die in der Krise besonders fühlbare Ressourcenknappheit zur Rationalisierung der Organisation. Umso beeindruckender sind die vor diesem Hintergrund in beiden Ländern trotz allem zu verzeichnenden Innovationserfolge, die weitgehende Erneuerung und Modernisierung des Lokomotiven- und Waggonparks, die Verbesserung des Dampftriebs und der Bremstechnik wie die Fortschritte bei der Elektrifizierung und der Motorisierung des Personenverkehrs. Auch der Beginn der „Containerisierung“ des Güterverkehrs fällt bereits in die Berichtszeit.

Mochten das technische Niveau und der finanzielle Spielraum der Reichsbahn auch um ein geringes höher sein, so überwogen, wie Jakubec überzeugend herausarbeitet, die Gemeinsamkeiten der Entwicklung doch weit die Unterschiede. Die enge gegenseitige Fühlungnahme und die Bereitschaft, vom Gegenüber zu lernen, trugen hierzu bei – eines der wenigen, isolierten Beispiele für eine „gelungene Nachbarschaft“?

Nationales Selbstverständnis und politische Ordnung, Abgrenzungen und Zusammenleben in Ost-Mitteleuropa bis zum Zweiten Weltkrieg. Hrsg. v. Hans Hecker und Silke Spieler.

Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen, Bonn 1991, 195 S.

Beginnen wir mit dem Negativen: Wenn ein Buch den obigen Titel erhält, müssen sich die Herausgeber der Tatsache bewußt sein, daß sie damit beim Leser zunächst einmal hohe Erwartungen wecken: Wie werden diese weitgefaßten Begriffe definiert und gefüllt? Leider wird der Leser hierin enttäuscht, und es entschuldigt die Herausgeber auch nicht, daß es sich bei dem Titel um das gleichnamige Thema der 1989 stattgefundenen Fachtagung der „Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen“ handelt.

Das Problem liegt in der Themenstellung selbst begründet, denn der Antagonismus von nationalem Selbstverständnis und politischer Ordnung in der ostmitteleuropäischen Region hätte einer viel genaueren Definition und entsprechender Rückbezüge der Beiträge hierauf bedurft. Daß die Herausgeber selbst offenbar Probleme mit der weitgefaßten Vorgabe hatten, zeigt ihre eigene Untersuchung über Städtetypen in Ost-Mitteleuropa, die willkürlich zusammengetragene Einzelbeobachtungen (z. T. einzelner Personen) zu einem unzulässigen pauschalen Gesamtbild komponiert. Gerade wegen der Aktualität des Themenkomplexes wäre mehr Präzision nicht nur wünschenswert gewesen!

So aber erscheinen Aufsätze in dem Band, die beim besten Willen keinen oder nur geringen Bezug zum Titel erkennen lassen. Dazu gehören die – an sich sehr interessanten – Beiträge von Romedio Graf von Thun-Hohenstein (dem Autor der exzellenten Hans Oster-Biographie) über „Die militärstrategische Lage Polens im Jahre 1939“ sowie Alexander Uschakows Betrachtungen über „Nationale Identität und Recht“; letztere liegen nicht nur zeitlich, sondern auch thematisch in einem völlig anderen Bereich. Ihre Erkenntnisse sind allerdings sehr wichtig, da Uschakow angesichts der aktuellen Umbrüche in Osteuropa konstatiert: „Es könnte sich am Ende herausstellen, daß für den Zusammenbruch der sozialen Utopie das Fehlen einer wirksamen Rechtsordnung verantwortlich war“ (S. 39).

Und damit wären schon die positiven Merkmale angesprochen: Die meisten Beiträge sind qualitativ hervorzuheben, wenn sie auch z. T. nur am Rande nationale Probleme aufgreifen. Zu nennen wäre hier neben den oben erwähnten der Aufsatz von Gabriel Adriányi über das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und dem litauischen und polnischen Staat sowie der ukrainischen unierten Kirchen. Die Untersuchungen finden sich wieder in Adriányis umfassender „Geschichte der Kirche Osteuropas im 20. Jahrhundert“ (Paderborn 1992), woraus schon hervorgeht, daß der Schwerpunkt mehr in der Kirchengeschichte als im vorgegebenen Thema liegt.

Produktiv auf die eingangs genannte Problematik geht der Aufsatz von John W. Hiden über „Minderheiten, Diplomaten und Wirtschaft“ ein, der untersucht, welche Rolle die deutsche Minderheit im Baltikum im Kalkül der deutschen Außenpolitik der Zwischenkriegszeit spielte, und zu dem interessanten Schluß kommt, daß die drei Faktoren Minderheitenpolitik, Wirtschaftspolitik und Auswahl der Gesandten in einem konstruktiven Sinn das Verhältnis zwischen Deutschland und den baltischen Staaten beeinflussten.

Die ebenfalls mit dem baltischen Beispiel (genauer: Litauen) befaßte Arbeit von Hubertus Neuschäffer über die Auswirkungen des Hitler-Stalin-Paktes auf die von den geheimen Zusatzprotokollen betroffenen Völker (die von Thema und Ausführung ebenfalls nur sehr bedingt zum Oberthema paßt) zeigt dann eindrucksvoll das Ende der vorhergehenden deutschen konstruktiven Politik.

Wirklich hochinteressant zu lesen ist der bei weitem ausführlichste Aufsatz des Bandes von Georg W. Strobel über „Nationalitätenprobleme in Ostmitteleuropa, Räte-Großdeutschland und Grenzfragen als Mittel kommunistischer Revolutionsstrategie“. Seine komplexe Fragestellung geht aus von dem Bestreben, die übliche Sicht bei der Beschäftigung mit Nationalitätenfragen, die sich nach seiner Meinung auf die Gegenüberstellung von Interessen der nationalen Minderheiten gegen solche der Mehrheitsnationen beschränkt, zu überwinden. Beispielhaft zeigt er, wie verwoben und kompliziert Zuordnungen werden, wenn ideologische Faktoren anderer, gegenläufiger Art wie etwa die internationalistische Grundhaltung von Kommunisten sich mit der Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit verbinden. Das enge Verhältnis zwischen polnischen und deutschen Kommunisten führte beispielsweise in Ostoberschlesien noch 1930 zum merkwürdigen Eintreten der KPP für das Selbstbestimmungsrecht und gegen den seinerzeitigen „Anschluß“ dieser Region im Regionalparlament. Die von der KPD zu Beginn der dreißiger Jahre verstärkt betriebene Rückführung der deutschen Minderheiten Polens in ein künftiges Sowjetdeutschland wurde von der KPP konsequent unterstützt, auch auf die Gefahr der Zerstörung des polnischen Staates.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich die Frage der neuen Westgrenze in Polen zu einem Mittel kommunistischer Herrschaftssicherung, während führende SED- und KPD-Funktionäre bis weit ins Jahr 1947 an der Vorläufigkeit der Ostgrenze festhielten, die „wir . . . nicht als endgültig anerkennen können“ (Zitat M. Reimann, S. 173). Die Analyse der vielgestaltigen Verflechtungen der nationalen kommunistischen Parteien und der Komintern während des gesamten Zeitraums 1919–1945 unter diesem speziellen Blickwinkel betritt Neuland und enthält eine Fülle von Fakten bei der Wahrung des Rückbezugs auf die eigene Ausgangsfrage.

Ebenfalls hervorheben möchte ich die Arbeit von Bastiaan Schot über die Verwirklichung der Ideen von parlamentarischer Demokratie und internationalem Minderheitenschutz in Polen 1919–1939, die weniger durch originelle neue Aussagen, sondern mehr durch eine präzise und pointierte Zusammenfassung bekannter Forschungsergebnisse gefällt.

Dagegen fällt eine weitere Untersuchung über Polen von Hans Rothe, diesmal mit dem Ziel, den wesentlichen Einfluß deutscher Strömungen in der polnischen (und litauischen) Kulturgeschichte nachzuweisen, eher negativ durch unklare Gedankenführung sowie durch eine mir unverständliche Gewichtung der Ursachen für das Ende dieses Ideenstroms auf: Nicht erst die Bildungsreformer der letzten 30 Jahre haben schließlich die deutschen Gebiete in Polen „verspielt“, das geschah ein paar Jahre früher!

Lacaze, Yvon: *L'opinion publique française et la crise de Munich.*

Peter Lange, Bern-Frankfurt/M. u. a. 1991, 644 S. (Europäische Hochschulschriften).

Lacaze, Yvon: *La France et Munich. Étude d'un processus décisionnel en matière de relations internationales.*

Peter Lang, Bern-Frankfurt/M. 1992, 898 S. (Collection Gallo-Germanica 8).

Yvon Lacaze, Archivar im Außenministerium, hat sich fast fünfundzwanzig Jahre lang an der Veröffentlichung von Dokumenten der französischen Diplomatie beteiligt, wodurch er sich bestens für seine Forschungen über München vorbereitet hat. Er ist auch ein Freund der Tschechoslowakei, wie seine Tätigkeit im Bereich der französisch-tschechischen Freundschaftsbeziehungen beweist.

Die beiden Bände sind fast gleichzeitig erschienen. Der erste Band untersucht die öffentliche Meinung in Frankreich; es handelt sich hierbei um seine Dissertation. Im zweiten Band, „La France et Munich“, wird versucht, die Forschungsansätze von Duroselle über Entscheidungsfindungsprozesse anhand der Krise von 1938 anzuwenden.

Der Autor erklärt die Notwendigkeit seines Vorgehens. Die bisherigen Veröffentlichungen erhellten klarer die Position der deutschen, tschechischen oder englischen Regierung als die der französischen. Das Kolloquium von 1978, „München – Mythen und Realitäten“, schien ihm in die gleiche Richtung zu gehen. Es war erforderlich, die Untersuchungen von Micaud aus dem Jahr 1943 sowie jene von Geneviève Vallette und Jacques Bouillon aus dem Jahr 1964 über die öffentliche Meinung und die Presse in Frankreich anhand der neueren Nachforschungen, welche insbesondere durch die Öffnung der Archive von Daladier ausgelöst wurden, neu zu überprüfen.

Die Quellengrundlage der beiden Bücher ist bemerkenswert. In seiner Dissertation hat Lacaze systematisch die Presse analysiert, und zwar viel umfassender als die älteren Untersuchungen. Vor allem stützt er sich auf außergewöhnlich reiche französische Archive: die des Außenministeriums aus der Kriegszeit, die er perfekt beherrscht, und die parlamentarischen Archive (besonders die der Ausschüsse für auswärtige Angelegenheiten). Dazu kommen die Privatarhive von Daladier, Bonnet, Champetier de Ribes, Massigli. Der Autor beherrscht auch die Literatur in englischer und deutscher Sprache: Veröffentlichungen von Archiven oder Forschungsarbeiten. Die Vorzüge der beiden Bücher beruhen auf der Qualität des kritischen Apparats, der eine Fülle von Fußnoten aufweist (sie füllen ungefähr ein Drittel von „La France et Munich“). Zu sehr vielen Punkten findet der Leser eine so gut wie ausgeschöpfte Dokumentation.

Es war nötig, diesen enormen Berg an Informationen in ein lesbares Ganzes zu bringen. Die Analyse hat immer den Vorzug von der Synthese. Viele chronologische Kapitel geben uns eine stets gut präsentierte Schilderung der Ereignisse. Aber da der Verfasser alles abhandeln will, neigt er zur Wiederholung von bereits Wohlvertrautem. Sehr viel mehr Neues bringen hingegen die thematischen Kapitel. In der Dissertation betrifft dies die Analyse der Meinungen, eingeteilt nach religiösen, politischen und professionellen Gruppen. Im Buch „La France et Munich“ führt die Unter-

suchung über die französischen Entscheidungsträger, insbesondere die Experten, die Militärs und die Diplomaten, zu einer neuen Sicht auf die Kulissen der Macht.

Man kann bedauern, daß der Verfasser als bescheidener Wissenschaftler nur sehr allgemeine Schlußfolgerungen über die auslösenden Faktoren der Krise bietet. Der Leser hätte lieber erfahren, was seine ungeheure Nachforschung an Neuem bringt.

Man muß den Verlag Peter Lang beglückwünschen, diese beiden Bücher ohne Kürzungen veröffentlicht zu haben, die in der Reihe der Europäischen Hochschulschriften ihren Platz haben. Hoffentlich werden sie in Universitäts- und Fachbibliotheken einen Platz finden. Niemand kann heute über das Thema „München“ forschen, ohne diese beiden Bücher gelesen zu haben.

Paris

Bernard Michel

V boj. Edice ilegálního časopisu [In den Kampf. Edition einer illegalen Zeitschrift]. Bd. 1: 1939.

Historický ústav čs. armády-Památník odboje-Vojenský historický ústav, Praha 1992, 6 Hefte.

Vier Tage nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Prag und Brünn, am 19. März 1939, wandte sich Beneš über den Rundfunk an das amerikanische Volk. Seine Rede unter dem Titel „Der Geist siegte stets über das Schwert“ wurde im Protektorat Böhmen und Mähren in illegalen Flugblättern bekanntgemacht und als Signal zur Bildung von Widerstandsgruppen verstanden. Den Kern einer solchen Gruppe bildeten Mitarbeiter der Gedenkstätte der Befreiung (*Památník osvobození*). Unter ihnen befanden sich ehemalige Legionäre des Ersten Weltkrieges und einige Unternehmer. Sie entschlossen sich, eine Untergrundzeitschrift herauszubringen, für die sie den Titel *V boj* (In den Kampf) wählten und Redakteure unter Journalisten fanden, deren Zeitschriften ihr Erscheinen hatten einstellen oder ihren Kurs den Wünschen der Besatzungsmacht anpassen müssen. In der Zeit von Mitte Mai bis Anfang November 1939 erschienen 27 Nummern. Dieses am weitesten verbreitete Organ des demokratischen Widerstandes machte das Militärhistorische Institut nun durch den Wiederabdruck in 6 Heften zugänglich.

Die Redaktion von *V boj* hielt enge Verbindung zu den drei zentralen Widerstandsorganisationen, zur Geheimarmee *Obrana národa* (Volksverteidigung), zum *Politické ústředí* (Politisches Zentrum) und zum *Petiční výbor Věrní zůstaneme* (Petitionsausschuß Wir bleiben treu), wehrte aber deren Versuch ab, den Inhalt der Zeitschrift zu kontrollieren. Das Verteilernetz rekrutierte sich vor allem aus Mitgliedern der ehemaligen sozialdemokratischen und der volkssozialistischen Partei.

Mit seinen Hoffnungen auf eine breite Anti-Hitler-Koalition unter Einfluß der Sowjetunion und seiner Kritik am Verhalten der Westmächte gab *V boj* Stimmungen wieder, die unter der tschechischen Bevölkerung weit verbreitet waren. In diesem Sinn versuchte *V boj* den Schock, den der Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes auch unter den Tschechen hervorgerufen hatte, durch die Versicherung zu mildern, daß es sich bei diesem Schritt Stalins nur um ein taktisches Manöver handle. Die Zeitschrift kritisierte weder die sowjetische Beteiligung an der Teilung Polens noch den Abschluß des deutsch-sowjetischen Freundschafts- und Grenzvertrags. *V boj* rief zur nationalen

Einheit auf, wandte sich gegen die NS-Propaganda gegen Juden und Freimaurer, verurteilte tschechische Frauen, die sich mit deutschen Soldaten einließen und rief dazu auf, alle Deutschen, ihre Waren und ihre Kultur zu boykottieren. Die letzte Nummer vom 2. November 1939 brachte noch die Nachricht über das Abkommen mit der französischen Regierung zur Bildung einer tschechoslowakischen Auslandsarmee vom 2. Oktober 1939. Kurz darauf schlug jedoch die Gestapo zu und verhaftete den größten Teil der Redakteure.

Die sorgfältige Kommentierung, das Personenregister sowie ein Aufsatz von F. Janáček und B. Pekárek erleichtern die Benutzung und Einordnung der Quelle. Die Veröffentlichung dieser Zeitschrift bildet ein Gegenstück zu dem kommentierten Nachdruck von *Rudé právo* des zentralen kommunistischen Widerstandsorgans im Jahre 1971 (*Rudé právo 1939–1945*. Hrsg. v. Ústav marxismu-leninismu ÚV KSČ, Prag 1971).

Eines dieser Flugblätter wurde in der Kanzlei des *Verbandes der Reservisten und ehemaligen Soldaten* in Prag gedruckt. Auch in den 27 Nummern des Jahres 1939 berichtete ihre Zeitschrift *V boj* über die Tätigkeit und die Erfolge des tschechoslowakischen Exils. Die erste Nummer des Blattes von Mitte Mai brachte Auszüge aus dem Bericht eines amerikanischen Journalisten, um ihren Lesern zu zeigen, daß sich eine breite Koalition gegen Hitler formiere und die Tschechen und Slowaken nicht vergessen seien.

Düsseldorf

Detlef Brandes

Hübler, Ursula: Meine Vertreibung aus Prag. Erinnerungen an den Prager Aufstand 1945 und seine Folgen. Hrsg. v. Juliane Wetzel.

Oldenbourg Verlag, München 1991, 147 S. (Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945, 11).

Eine Frau, jung verheiratet, folgt ihrem Mann nach, der als Beamter in eine andere Stadt versetzt wird. Sie ist bald bei der Organisation des Alltags weitgehend auf sich selbst gestellt, da ihr Mann in den Krieg einrücken muß. Sie fühlt sich sehr heimisch in der schönen Stadt, ihr Sohn wird dort geboren. Sie hat niemand persönlich etwas zuleide getan. Nach dem Krieg geschieht ihr Unbegreifliches. Als der Krieg zu Ende ist, wird die Frau mit ihrem Kind bedroht, über ein Jahr lang interniert, sie lebt in ständiger Angst und Sorge, sie wird zwangsverpflichtet zu schwerer Arbeit. – So erzählt, ist das Geschehen schwer zu begreifen, aber es wurde essentiell einst so erlebt und begriffen.

Ursula Hübner hat ihre Erinnerungen an das Kriegsende in Prag und die Nachkriegszeit in der Tschechoslowakei erstmals 1949 notiert; damals voll von Wut, Haß und Empörung. Mitte der achtziger Jahre entschloß sie sich, die Notizen zu überarbeiten und zu veröffentlichen. Sie möchte damit an all jene Frauen erinnern, die ähnliche Erfahrungen machen mußten. Und sie möchte sich vor allem mit dem Erlebten auseinandersetzen.

Die Tschechoslowakei war vom nationalsozialistischen Deutschland liquidiert worden. Ursula Hübner hat die Versetzung ihres Mannes nach Prag im Sommer 1939,

die Übersiedlung mit ihm in die „Goldene Stadt“, als Glückstreffer empfunden. Wie „im Märchen“ erschien es ihr, in dieser Stadt leben zu können, und sie hat dort fünf „glückliche“ Jahre verbracht. Ihre Erinnerungen zeigen, daß ihr nicht bewußt war, daß sie mit ihrem Mann als Deutsche in Prag von Tschechen zu den Okkupanten, zur Besatzungsmacht zugeordnet wurden. Frau Hübler erinnert sich an einen Umzug in eine attraktive Stadt. Auch Einschränkungen, von denen sie berichtet, weisen auf das Empfinden von Normalität hin: Die erste Wohnung ist klein, die zweite hat zu wenig Sonne. Frau Hübler war keine Anhängerin der Nationalsozialisten, aber sie hatte auch keine Zweifel bezüglich der Übersiedlung in eine okkupierte Stadt. Sie war einfach eine unpolitische, jungverheiratete Frau, die ganz klassisch ihrem Mann an einen gemeinsamen Wohnort folgt. Sie mag mit dieser Haltung nichts Besonderes gewesen sein, mag eher das Übliche widerspiegeln. Dennoch verblüfft es außerordentlich, daß der politische Kontext, in dem die Übersiedlung nach Prag und das Leben dort stattfanden, derart ausgeblendet war.

Sie lebte in Prag, als z. B. im September 1939 Demonstrationen gegen die deutschen Okkupanten stattfanden; sie lebte in Prag zu der Zeit, als der Anschlag auf Heydrich erfolgte, an dem er starb. Keine Erinnerungen daran werden mitgeteilt. Sie lebte, bezogen auf den Alltag und das Glück im kleinen, für ihre Familie und Freunde. Ihr war auch nicht bewußt, daß Freundlichkeiten von Tschechen ihnen gegenüber selten von Zustimmung, sondern meistens von Vorsicht und Angst geleitet waren. Deshalb war sie kurz vor Kriegsende in besonderem Maße überrascht, als sich Freundlichkeit in Ablehnung und Feindseligkeit wandelten.

In ihrer Einleitung schreibt Frau Hübler, heute könne sie das einst Erlebte in die historischen Zusammenhänge einordnen. Ihr sei bewußt, daß sie, auch wenn sie niemandem etwas getan habe, als Deutsche mit der Besatzungsmacht identifiziert wurde. Was sich kaum in diese Einsicht integrieren läßt und was Frau Hübler lebenslang beschäftigen wird, ist der im Konkreten erlebte allgemeine Haß gegen alles Deutsche, dem sie über ein Jahr lang ausgesetzt war. Ihre Erinnerungen hat sie nicht nur für andere aufgeschrieben, sondern auch für sich selbst. Sie will ihre Vergangenheit bewältigen in dem Sinne, daß sie sie verstehen und aushalten können will, ohne zu hasen und ohne Unrecht zu verschweigen.

Sie erinnert sich, daß sich schon vor Kriegsende führende Nationalsozialisten und Angestellte deutscher Dienststellen in Prag samt ihren Familien aus der Stadt in Richtung Deutschland abgesetzt hatten. Der Prager Aufstand endete mit einer Absprache zwischen den deutschen und tschechischen Kampftruppen, die den deutschen Soldaten und den noch verbliebenen Angehörigen deutscher Dienststellen vor dem Einmarsch der Roten Armee den freien Abzug aus der Stadt gewährte. Deutsche Zivilpersonen, unter ihnen viele alte Menschen, Frauen und Kinder, blieben in der Stadt zurück.

Mit Hunderten von ihnen wurde Frau Hübler und ihr eineinhalbjähriger Sohn interniert und über zwei Wochen in der Reithalle der Prager Hyberna-Kaserne zusammengepfercht. Damit begann für sie ein Jahr, das u. a. von Demütigungen, Angst, Hunger, Zwangsarbeit und ständiger Ungewißheit geprägt war. Das gewinnt Gestalt in den ausführlichen Erinnerungen von Frau Hübler an dieses Jahr, es kann nachempfunden werden. Hier soll das Erlebte nicht in wenigen Sätzen umrissen werden, das hieße, es zu Minimalisieren und seine Authentizität zu zerstören.

Im Mai 1946 wurden Frau Hübler und ihr Sohn aus dem Internierungslager entlassen, in Viehwaggonen werden sie in die amerikanisch besetzte Zone Deutschlands gebracht. Nach ihrer Entlassung war sie sich sicher, daß sie niemals wieder in die Tschechoslowakei reisen würde. Im Laufe der Jahre hat sich ihre Einstellung geändert. Wie sich dieses entwickelt hat, das zu wissen, hätte lehrreich sein können. 1965 ist sie mit einer Bekannten nach Prag und Kuttenberg gereist und Anfang der achtziger Jahre noch einmal mit ihrem Mann. Während ihrer ersten Reise kam es zu Gesprächen mit Tschechinnen und Tschechen in Prag und Kuttenberg. Um ein Reflektieren über die Vergangenheit ging es dabei nicht. Nach dem was Frau Hübler schreibt, blieben die Gespräche auf einer allgemeinen Ebene: die Familien, der Werdegang der Kinder. Das Wichtigste an diesen Reisen war für sie anscheinend, deutlich empfinden zu können, daß ihr als Deutscher kein Haß mehr entgegengebracht wird. Dadurch müssen ihre, als „glückliche“ erlebten Jahre in Prag, nicht lebenslang mit Zweifeln entwertet werden.

In Frau Hüblers Erinnerungsband wechselt der zeitliche Standpunkt häufig, von dem aus sie schreibt. Aus späterer Sicht sind Überlegungen und Erklärungen, welche Standpunkte von Tschechen aufnehmen, und solche, die jene Tschechen benennen, die sie nicht traktierten, sondern ihnen mehr oder weniger offen halfen. Dann wieder Passagen, die ganz aus dem angstvollen oder empörten Blick der Nachkriegszeit geschrieben sind. Den Bericht durchzieht das ständige Bemühen um Verstehen, um Verstehen von Zusammenhängen; zugleich muß das persönlich Erlittene weitgehend unverstanden bleiben, im Sinne von: dafür Verständnis haben.

Das, was Frau Hübler in der Nachkriegszeit während der Internierung erlitten hat, bleibt Unrecht, und ihr Verletztsein wird nie ganz vergehen. Frau Hübler hat einen Weg gefunden, es auszuhalten und selbst nicht mehr zu hassen. Sie setzt das, was sie erlitten hat, in Vergleich zu dem „unendlichen Unrecht und Elend“, daß von Deutschen über die Menschen gebracht wurde; und dann, so meint sie, verschwinde ihr Schicksal förmlich darin, „so hart ich es auch empfunden habe“.

Zum Schluß sei noch einmal auf zwei schlichte Wahrheiten pointiert hingewiesen, die uns die Erinnerungen von Frau Hübler lehren: Wer den Okkupanten in ein Land folgt, wird mit ihnen identifiziert, er muß damit rechnen, zur Verantwortung gezogen zu werden, auch wenn er persönlich niemandem etwas zuleide getan hat. Und wer nach Krieg oder Okkupation, nach Phasen der Unterdrückung, nicht differenziert, wer sich rächt und handelt abseits von Humanität, auch der begeht Unrecht.

Frankfurt/M.

Utta Müller-Handl

Quellen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen. Bearbeitet von Bernhard Parisius und Manfred Pult.

Historische Kommission für Nassau, Wiesbaden 1992, XXX und 679 S.

Das vorliegende Quelleninventar belegt ebenso umfassend wie detailliert die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen nach 1945. In den vier Besatzungszonen des besiegten Deutschland, die selbst schwerste Schäden in den Wohngebieten und Industrieanlagen erlitten hatten, waren es über 12 Millionen Menschen,

die ihre Heimat und zumeist ihre ganze Habe verloren und nun in der Fremde ein Unterkommen zu finden, eine Existenz aufzubauen und eine neue Heimat zu gewinnen hatten. Das Bundesland Hessen hat einen großen Beitrag zu dieser Aufgabe geleistet.

Von 1945 bis Mitte 1949 haben in Hessen über 650 000 Flüchtlinge und Vertriebene Aufnahme gefunden. Die größte Gruppe dieser „Neubürger“ in Hessen kam aus der Tschechoslowakei, fast 400 000 Menschen. Das spiegelt sich wider im Index des Quellenbandes, kein Herkunftsgebiet der Flüchtlinge und Vertriebenen ist derart häufig vertreten wie die ČSR bzw. Tschechoslowakei oder das Sudetenland. Forscher, die besonders an der Eingliederung der Sudetendeutschen in Hessen interessiert sind, werden vielfach fündig werden. Hier sei auf den Bestand des Stadtarchivs in Baunatal hingewiesen mit der Kartei der sogenannten SPD-Umsiedlerstelle, in der Material zur Wohnraum- und Arbeitsplatzvermittlung für Angehörige der „Antifa-Transporte“ aus der Tschechoslowakei, mit Transportlisten und Transportberichten zu finden ist, außerdem auf den vom Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden übernommenen Nachlaß von Gustav Hacker, dem langjährigen hessischen Landwirtschaftsminister und Vorsitzenden des Blocks der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE), zudem auf die Handakten, die Wenzel Jaksch als Leiter des hessischen Landesamtes für Flüchtlinge anlegte, sowie auf die etwa 7 lfd. Meter Akten der Ackermann-Gemeinde Frankfurt/M., von der Gründung bis 1960, die vom Hessischen Hauptstaatsarchiv übernommen wurden.

Die *Präsentation des Quelleninventars* ist zugleich der erste Band einer neuen Schriftenreihe, die der Erforschung des komplexen Eingliederungsprozesses im Bundesland Hessen dient. Anhand des Quelleninventars sind die Ankunft und die Unterbringung der Flüchtlinge und Vertriebenen, ihre Arbeitssuche und ihre Alltagsorgen wie ihre politische und kulturelle Orientierung gut zu dokumentieren. Die Akten und Materialien reichen von 1945 bis 1975.

Zum einen ist die Sammlung zu kennzeichnen als Inventarisierung und Bestandsicherung wie der Eröffnung von Zugängen zu weit gestreutem Material, zusammengetragen aus hessischen Staats-, Kommunal-, Kirchen- und Wirtschaftsarchiven. Kennzeichnend ist, daß auch kleine Archive erfaßt wurden, z. B. 89 Stadtarchive. Das ermöglicht in besonderem Maße ortsgeschichtliche Forschung wie das konkrete Eingehen auf Nöte und Sorgen, auf Konflikte und ihre Bewältigung. Dadurch wird es möglich, nachzuvollziehen, wie die Betroffenen, die Zeitzeugen also, die Ereignisse damals erlebt und verstanden haben.

Über diesen Horizont hinaus stellt das Quelleninventar, das ja die Eröffnung einer Schriftenreihe ist, zugleich die Herausforderung dar, das damalige Geschehen aus dem Bewußtsein und dem Erkenntnisinteresse unserer Zeit heraus besser zu verstehen.

Sladek, Paulus: Not ist Anruf Gottes. Dokumente zur Geschichte der Vertriebenen-seelsorge. Festgabe zum sechzigjährigen Priesterjubiläum. Hrsg. v. Rudolf Ohlbaum.

Institut für Kirchengeschichte von Böhmen und Mähren, Königstein/Taunus und Ackermann-Gemeinde, München 1991, 568 S.

Anlässlich des Priesterjubiläums von P. Dr. habil. Paulus Sladek O. S. A. (28. Juni 1991) erschien unter der maßgeblichen Beteiligung der sudetendeutschen Ackermann-Gemeinde und des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien in Königstein/Taunus eine Festgabe für den Geehrten durch die Fürsorge von Rudolf Ohlbaum. Das Buch bietet eine Dokumentation über das Wirken von P. Sladek während seiner Zeit als Studentenseelsorger und Universitätsdozent in Prag, nach 1945 als Mitbegründer der kirchlichen Hilfsstelle in München, der katholischen Arbeitsstelle für Heimatvertriebene und als nimmermüder Seelsorger und Anwalt der Heimatvertriebenen.

Der Herausgeber hat drei Publikationen in zwei große Abschnitte geteilt. Der erste (S. 2–444) gibt eine Übersicht über die von P. Sladek von 1930 bis 1982 publizierten Veröffentlichungen wie Aufrufe, Leserbriefe, Predigten und Auszüge aus theologischen und kirchengeschichtlichen Schriften; der zweite skizziert Weg und Wirken des Jubilars (S. 447–534). Ein bibliographischer Abschnitt (S. 535–554) verzeichnet die bisher in Zeitschriften, Zeitungen und wissenschaftlichen Publikationen eruierten Veröffentlichungen, 343 an der Zahl.

Die im ersten Teil abgedruckten Dokumente betreffen nur vereinzelt die Prager Zeit bis 1945, der Großteil setzt sich mit der Lage der Vertriebenen ab 1947, dem Verhältnis zum Episkopat und mit der seelsorglichen Betreuung durch die Kirche auseinander. Die hier aufgeführten Dokumente sind gewissermaßen Etappen für die kirchliche Eingliederung der Vertriebenen in Süd- und Südwestdeutschland. Die Integration erfolgte durch Wallfahrten, Sondergottesdienste, religiösen Tagungen, Heimattreffen, Erfassung der Jugend, Errettung der religiösen Kulturwerte und der Familientraditionen.

Die Aktivitäten von P. Sladek erschöpften sich jedoch nicht nur in bloßen Anregungen und in der Organisation von Veranstaltungen. Er griff in erster Linie als religiöser Publizist, als Vortragender und leidenschaftlicher Prediger für die Rechte der ihrer Heimat beraubten Menschen ein. Seine Mahnung gipfelte immer in den Anruf, daß gerade die Kirche berufen sei, den Menschen wieder eine neue Heimat zu schaffen. Denn Heimat sei nicht primär Vaterhaus und Landschaft, sondern gesellschaftliches Gefüge von Menschen, die einander anerkennen und in gemeinsamen sozialen und religiösen Überzeugungen und Ordnungen verankert sind. P. Sladek gab trotz Rückschlägen und Enttäuschungen nie auf, auch wenn er sah, daß selbst katholische und evangelische Zeitschriften seine zur Rezension übersandten Broschüren über die sozialen, kulturellen und politischen Aspekte der Vertriebenen nicht wahrnahmen, so daß er bekannte: *Scripta expulsorum non leguntur*. Resignierend mußte er feststellen, daß sogar die Kirchenpresse in den Vertriebenenfragen lediglich eine karitative Aufgabe sah. In der aufkommenden Euphorie anlässlich der Abschlüsse der Ostverträge, die die Vertreibungen totschiwigen, kämpfte er gegen die Diffamierungen

derjenigen Vertriebenen, die an ihrem Heimatrecht festhielten (s. u. a. in dem Brief an den damaligen MdB Richard von Weizsäcker vom 26. 4. 1972). In zahlreichen Briefen an Politiker, Professoren und Zeitungen verwahrte er sich im Zusammenhang mit der Königsteiner Erklärung 1971, der Stellungnahme der Vertriebenenseelsorger zu den Ostverträgen, dagegen, die Vertreibung der Deutschen nicht länger als historisch und moralisch gerechtfertigt zu erklären. Während man in den Ostverträgen von der BRD Versöhnung forderte, redeten die Vertragspartner von Polen, der Tschechoslowakei und Rußland nur von einer politischen Normalisierung, leugneten jegliches Unrecht und übergingen schweigend die Vertreibung der Deutschen. Auch den kirchlichen Stellen und deren Repräsentanten warf er Blindheit gegenüber den millionenfachen Verletzungen der Menschenrechte an den Vertriebenen vor.

Der biographische Abschnitt bietet eine eingehende Würdigung der Seelsorge unter den Heimatvertriebenen in Süddeutschland, vornehmlich dank der Initiative und des persönlichen Einsatzes von P. Sladek. Dieser ließ sich nach 1946 weder durch kirchenrechtliche Maßnahmen noch durch die negative Haltung der Bischöfe, besonders des Kardinals Faulhaber, davon abhalten, die Betreuung der Vertriebenen durch Förderung der pastoralen und karitativen Tätigkeiten weiterzuführen. In mehreren theologischen Abhandlungen hat er sich auch mit den Themenbereichen Menschenrechte, Friede und Versöhnung auseinandergesetzt und geistig viel zur Bewältigung des Vertriebenenschicksals beigetragen. Den Aufbau der katholisch geprägten Kulturwerke, der Ackermann-Gemeinde für die Sudetendeutschen, der Eichendorff-Gilde für die Schlesier und des Gerhardswerks für die Südostdeutschen sowie die Arbeit der katholischen Hilfsstelle für die Heimatvertriebenen darf man in erster Linie P. Sladek zuschreiben.

Eichenau

Josef Hemmerle

Slovník zakázaných autorů 1948–1980 [Lexikon der verbotenen Autoren 1948–1980].
Hrsg. v. Jiří Brabec u. a.

Státní pedagogické nakladatelství, Praha 1991, 541 S.

Slovník českého románu 1945–1991 [Lexikon des tschechischen Romans 1945–1991].
Hrsg. v. Blahoslav Dokořil und Miroslav Zelinský.

Sfinga, Ostrava 1992, 317 S.

Der *Slovník zakázaných autorů* ist ein leicht überarbeiteter Nachdruck des *Slovník českých autorů* (Lexikon der tschechischen Autoren), der 1982 in Toronto als Ergänzung zu den in der damaligen Tschechoslowakei offiziell edierten Schriftstellerlexika erschien (vgl. BohZ 26/1985, 245). Seinerzeit größtenteils auf der Basis von Selbstausskünften der aufgeführten Personen durch namhafte, der nicht-offiziellen Kulturszene angehörige Wissenschaftler erstellt und im wesentlichen bereits 1978 abgeschlossen, ist das Werk mittlerweile vergriffen und insbesondere in der Tschechischen Republik nur einem kleineren Interessenskreis problemlos zugänglich. Da nun einschlägige Handbücher im wissenschaftlichen Bereich dringend benötigt werden, die Erarbeitung eines umfassenden Autorenlexikons aber noch geraume Zeit dauern dürfte,

entschlossen sich die Herausgeber zu einer Neuauflage. Hierbei korrigierten sie manche Versehen, ergänzten bzw. kürzten in Einzelfällen Angaben und trugen gegebenenfalls die Todesdaten von Autoren nach, ohne jedoch ansonsten den bisherigen, bis 1981 reichenden zeitlichen Rahmen zu überschreiten. Darüber hinaus strichen sie 22 von 456, zumeist gegenüber der Erstfassung erst in die Toronto-Version aufgenommenen Stichworten mit der recht vagen Begründung, sie entsprächen nicht den ursprünglich formulierten Kriterien, und fügten eine Liste von 93 Personen bei, zu denen es leider an grundlegenden Informationen gemangelt habe (darunter so bekannte Wissenschaftler wie P. Demetz und O. Odložilík). So bleibt das Werk zwar weiterhin als bio-bibliographische Materialsammlung verdienstvoll, hat aber in seiner neuen Gestalt kaum an Wert gewonnen, ja wirkt in seiner zeitlichen Beschränkung zuweilen wie ein schon etwas anachronistischer Torso, wenn etwa die Lebensläufe von heute führenden Politikern mit ihrer Inhaftierung in den späten siebziger Jahren abbrechen.

Eine recht willkommene Ergänzung hierzu ist denn auch der *Slovník českého románu*, der trotz seiner schematischen Begrenzung auf 150 Stichworte zu Romanen und Romanerzählungen einen fast repräsentativen Querschnitt durch die gesamte Entwicklung der tschechischen Prosa seit 1945 bietet. Die Herausgeber bezogen alle im In- wie im Ausland tätigen bedeutenderen Prosaiker der jüngeren Vergangenheit ein, sofern sie in dieser Zeit mit auch nur einigermaßen bemerkenswerten Romanen hervortraten, so daß man nur wenige bekanntere Namen vermissen wird (etwa J. Čep, M. Majerová sowie den sehr umstrittenen J. Drda, die nach 1945 vorwiegend Kurzgeschichten und Essays verfaßten). In ihrer Auswahl berücksichtigten sie dabei neben künstlerischen Kriterien auch kulturpolitische Aspekte sowie die Publikumswirksamkeit der Werke, so daß gar Řezáčs Roman *Nástup* (1951, dt. „Die ersten Schritte“) Berücksichtigung fand, nicht dagegen aber die ästhetisch sehr schwachen autobiographischen Romane A. Zápotockýs. Entsprechend ist der Zeitraum von 1948 bis 1956 gleichwohl nur in geringem Umfang vertreten, während in der Epoche nach 1968 naturgemäß einerseits Repräsentanten der nicht-offiziellen Literaturszene dominieren, andererseits Verfasser von offiziell publizierten Werken, die eher zur a-politischen Unterhaltungsliteratur tendieren. Hierbei ist zudem die Prosa Škvoreckýs und Kunderas (sechs bzw. fünf Stichworte) deutlich gegenüber jener eines Filip, Fuks, Hostovský, Klíma, Neff, Otčenášek, Páral, Putík, Šotola und Vaculík (je drei behandelte Werke) oder erst recht anderer Autoren abgehoben. Die Romane selbst werden nicht nur inhaltlich und ästhetisch kommentiert, sondern auch stets in einem umfassenden literarischen Kontext eingebettet, was ausführliche Hinweise zum Gesamtwerk der jeweiligen Autoren und detailliertere Angaben zur tschechischen (seltener anderssprachigen) Sekundärliteratur abrunden. Man mag bezüglich der Gewichtung einzelner Prosaiker wie der Auswahl ihrer besprochenen Werke gelegentlich etwas geteilter Meinung sein, doch ändert dies nichts daran, daß die Herausgeber ein insgesamt sehr nützliches Lexikon vorgelegt haben.

Jičínský, Zdeněk: Právní myšlení v 60. letech a za normalizace [Das Rechtsdenken in den sechziger Jahren und in der Zeit der Normalisierung].

Prospektrum, Praha 1992, 209S.

Die Broschüre enthält sechs, in den Jahren 1979 und 1980 niedergeschriebene Kapitel über Gesetzgebung und juristisches Denken in der Tschechoslowakei, von der Erlassung der sozialistischen Verfassung des Jahres 1960 angefangen bis zum „Prager Frühling“ 1968 und im darauffolgenden Jahrzehnt der „Normalisierung“. Der Autor, der zehn Jahre lang als Dozent an der Politischen Hochschule des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und anschließend sechs Jahre lang als Professor der allgemeinen Rechts- und Staatstheorie an der juristischen Fakultät der Prager Karls-Universität gewirkt hat, 1968 zum Abgeordneten des ersten Tschechischen Nationalrats bestellt und zu seinem Stellvertretenden Vorsitzenden sowie zum Vorsitzenden seines Verfassungsausschusses gewählt worden war, hat sie – nach dem Verlust seiner politischen Funktionen, nach dem Ausschluß aus der Kommunistischen Partei und der Entfernung von seinem Lehrstuhl an der Universität – 1984 als Samisdat-Schrift veröffentlicht.

Die ersten beiden Kapitel befassen sich mit der Gesetzgebung der sechziger Jahre, der Verfassung der Sozialistischen Republik, dem Bürgerlichen Gesetzbuch, dem Arbeitsgesetzbuch und den Strafrechtskodifikationen. Anders als in den bisherigen Darstellungen steht nicht die als Vorbild dienende Gesetzgebung der Sowjetunion im Vordergrund, vielmehr werden die spezifisch tschechischen Züge dieser Gesetze hervorgehoben und betont, daß die in Österreich-Ungarn im Laufe eines jahrhundertelangen Zusammenlebens der Völker entstandene Rechtskultur sich grundlegend von der russischen Gesellschaft in ihrer sowjetischen Form unterschieden habe. Das Kapitel über die örtlichen Volksgerichte, die in der Tschechoslowakei 1961 nach sowjetischem Vorbild eingeführt, aber im April 1969 wieder beseitigt wurden, weil sie die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt haben, soll offenbar der Illustration der auch an anderen Stellen des Buches vertretenen Auffassung dienen, daß es damals an kritischen Stimmen gefehlt habe, die den Gesetzgeber davon abgehalten hätten, die auf Illusionen und utopischen Visionen beruhende Reform der Gerichte in Angriff zu nehmen, die angesichts der sozialen Realitäten zum Scheitern verurteilt war. Die Gesetzgeber hätten nicht nur bestimmen wollen, was sein soll, sondern auch „was ist und wie es ist, obwohl es so nicht ist“.

In den drei folgenden Kapiteln nahmen Fragen des Staats und des Rechts nur einen kleinen Teil der Darstellung ein, sie sind eingebettet in Überlegungen allgemein politischer Art, etwa über die spezifischen Züge des tschechischen Kommunismus und seine Unterschiede gegenüber dem übrigen sozialistischen Lager. Im Kapitel über den – als „inspirierendes Experiment“ bezeichneten – Prager Frühling wird vor allem das Aktionsprogramm der Kommunistischen Partei vom April 1968 analysiert und verglichen mit dem dadurch ausgelösten Programm der Volkspartei und den Grundsätzen der Sozialistischen Partei, vor allem aber mit den von juristischen Gremien und Dienststellen in den folgenden Wochen erlassenen Stellungnahmen und Resolutionen des Obersten Gerichts, der Generalprokurator, des Justizministeriums, der Prager Rechtsfakultät, des Instituts für Staat und Recht der Akademie der Wissenschaft u. a.

Die Periode der „Normalisierung“ wird dahingehend charakterisiert, daß der Staat über alle wirtschaftlichen, politischen, ideologischen und Machtmittel gegenüber jedem einzelnen Mitglied der Gesellschaft verfügt und sich die Zustimmung der Mehrheit durch einen – im Hinblick auf die niedrige Arbeitsproduktivität und Arbeitsmoral – verhältnismäßig anständigen Lebensstandard erkaufte. Während die Werke der von ihren Lehrstühlen entfernten Professoren aus den Bibliotheken ausgeschieden wurden und ihre Schriften in neuen Arbeiten nicht mehr erwähnt werden durften, publizierten die zu ihren Nachfolgern ernannten Professoren, was von ihnen erwartet und gefordert wurde, z. B. Apologien des Wahlsystems. Die juristische Literatur dieser Jahre sei wissenschaftlich steril gewesen, vor allem sei die Rechtstheorie zum Instrument der ideologischen Petrifikation geworden.

Das Buch gibt aber nicht nur einen – wenngleich selektiven und subjektiv gefärbten – Einblick in das juristische Denken und die Rechtsideologie der herrschenden kommunistischen Partei der dem Prager Frühling unmittelbar vorausgehenden und nachfolgenden Jahre, es dient gleichzeitig zur Einführung in die gegenwärtige Rechtsordnung der Tschechischen Republik, denn hier stehen ja noch alle wichtigen Gesetze dieser Jahre in Geltung, etwa die zwischen 1961 und 1965 erlassenen Kodifikationen des bürgerlichen Rechts, des Arbeitsrechts, des Strafrechts, des Zivil- und des Strafverfahrensrechts, die durchwegs in der nach 1989 modifizierten Fassung in den Jahren 1992 und 1993 in der Gesetzessammlung wiederverlautbart wurden. Im Vorwort, das der Verfasser – inzwischen wieder auf seinen Lehrstuhl an der Universität zurückgekehrt, zum Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft kooptiert und zu ihrem Stellvertretenden Vorsitzenden gewählt – der Neuausgabe vorangestellt, wendet er sich gegen eine pauschale Verurteilung der Vergangenheit und ihre Bezeichnung als Zeit der Unfreiheit und Rechtslosigkeit. Daraus leitet er auch seine Forderung ab, die Rechtskontinuität gegenüber der bis 1989 geltenden Rechtsordnung nicht zu unterbrechen, sondern verantwortungsbewußt zu untersuchen, was vom bisherigen Recht in Geltung zu belassen ist. Ähnlich unterstreicht das Schlußwort, das der neuernannte Professor für Rechtstheorie František Šamalík dem Buch beifügt, die Bedeutung des Prager Frühlings für die gegenwärtige Situation und verweist auf die spezifischen Leistungen des tschechischen Kommunismus, der 1968 noch nicht „von einer ausländischen Macht total abhängig“ war. Die Zukunft, die der 17. November 1989 erschlossen hat, dürfe nicht die vergangenen vierzig Jahre auslöschen.

Linz an der Donau

Helmut Slapnicka

Národy, národnosti a etnické skupiny v demokratickej spoločnosti. Interdisciplinárny seminár Smolenice 4.–6.2.1991 [Völker, Nationalitäten und ethnische Gruppen in einer demokratischen Gesellschaft. Ein interdisziplinäres Seminar in Smolenice vom 4.–6.2.1991].

Filozofický ústav SAV – Filozofický ústav ČSAV, Bratislava-Praha 1991, 234S.

Das Philosophische Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften veranstaltete im Februar 1991 gemeinsam mit dem Philosophischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie – also etwa ein Jahr nach der Befreiung der Tschechoslowakei und ungefähr ein Jahr vor ihrem Zerfall – eine Tagung zu dem Thema, an dem dieser

Staat seit seiner Gründung litt und an dem er nun endgültig zerbrach. Hätte man sich während dieser Tagung mit kleinen konkreten Detailfragen befaßt, so hätte der Leser beispielsweise erfahren können, wie die beiden Institute – eine slowakische und ein tschechoslowakisches – nebeneinander existierten, wie die Beziehungen zwischen ihnen praktisch beschaffen waren oder in welchen Formen ihre Zusammenarbeit erfolgte; vielleicht auch, welche Probleme ihre Zusammenarbeit belasteten und welche Konflikte ungelöst geblieben waren. Bis auf eine kleine Bemerkung, daß dies die erste Begegnung zwischen Vertretern der „tschechischen“ und der „slowakischen“ *wissenschaftlichen Gesellschaft* (Gremien) nach 22 Jahren war, erfahren die Leser jedoch nichts über derartige konkrete Zusammenhänge; bedauerlicherweise, da ein Einblick in die Schwierigkeiten des tschechisch-slowakischen Zusammenlebens am Beispiel der Philosophen sicherlich zum Verständnis der damals politisch brisanten und als Thema hier zur Diskussion gestellten Problematik hätte beitragen können.

Obwohl „interdisziplinär“ konzipiert, beschäftigen sich die meisten der knapp vierzig abgedruckten Beiträge mit allgemein spekulativen Aspekten einschlägiger Probleme. Der Sammelband ist in vier Teile gegliedert, die folgende Überschriften tragen:

- Die Konzeption des einheitlichen tschechoslowakischen Volkes und die Formierung der tschechischen und slowakischen nationalen Identität im 20. Jahrhundert (S. 11–106);
- Staatsrechtliche Probleme der Beziehungen des tschechischen und slowakischen Volkes (S. 107–240);
- Ökonomische Aspekte der Beziehung zwischen dem tschechischen und slowakischen Volk in Vergangenheit und Gegenwart (S. 141–170);
- Die gegenwärtige Stellung und die Entwicklungsprobleme der Nationalitäten und ethnischen Gruppen der ČSFR (S. 171–230).

Die Überschriften und der Umfang der einzelnen Teile deuten an, wo der Schwerpunkt der Diskussionen lag: vor 1989 hätte man es als den „ideologisch-politischen“ Bereich bezeichnet. Heute nennt man das freilich nicht so; vielmehr ist die Rede von philosophischen Ideen, manchmal „höheren integrativen“ Ideen, von „pojeti“ (Auffassungen), von Programmen. Umfangmäßig stehen Berichte über die Ungarn in der Slowakei, die Roma und über die Vertreibung der Deutschen an zweiter Stelle, zuletzt kamen staatsrechtliche und wirtschaftliche Aspekte.

Die im Titel des Sammelbandes hervorgehobene begriffliche Abgrenzung zwischen „Volk, Nationalität und ethnische Gruppe“ wird nicht diskutiert, wenn man von den breit ausgeführten Überlegungen über die unterschiedlich begründete und begründbare nationale Identität der Tschechen und der Slowaken absieht. Überhaupt geht man in allen Beiträgen recht großzügig mit diesen Begriffen um. Weder dem „Theoretisieren“ noch den empirischen Grundlagen widmen die meisten Beiträge ihre Aufmerksamkeit – deshalb trifft die Bezeichnung „ideologisch-politisch“ für diesen Diskurs zu.

Die läßt sich am Beispiel der Diskussion über die Erste Tschechoslowakische Republik deutlich illustrieren. Obwohl mehrere Historiker in diesem Zusammenhang das

Wort ergreifen, konzentriert sich ihre Aufmerksamkeit auf vermeintlich „allgemeine“ Aspekte, nämlich die Ideologie des sogenannten Tschechoslowakismus, der an einer Stelle als die „offizielle“ Ideologie (S. 20) bezeichnet wird. Es wird aber kein Versuch unternommen, die historischen Zusammenhänge des damaligen öffentlichen Diskurses zu differenzieren oder konkrete historische Erscheinungen ausfindig zu machen – freilich mit der Ausnahme von Thomas G. Masaryk, dem mehrere Beiträge gewidmet sind. Konkrete politische Entwicklungen, Parteien, Willensbildungsprozesse, Konflikte etc. werden nicht thematisiert. Die Vorkriegsrepublik erscheint darüber hinaus ausschließlicly als ein Staat der Tschechen und Slowaken, als hätte die hier diskutierte Problematik nicht auch die damals zahlreichen in diesem Staat lebenden Angehörigen anderer Völker betroffen, u. a. die Deutschen, Ungarn oder Juden. Über die Forschungslage zu dieser Thematik wird nicht diskutiert; vielmehr hat es den Anschein, als ob alle Anwesenden von der Überzeugung ausgegangen wären, im Besitz des Wissens darüber, „wie es gewesen ist“, zu sein.

In dieser Vagheit degeneriert jede kritische Auseinandersetzung zu Formen verschleierte Rechtfertigung und Ablehnung konkreter politischer Ideologien, statt daß eine kritische Bemühung um distanzierte rationale Analyse bemerkbar wäre (was gelegentlich schon während des Symposiums angemerkt worden ist). Es fällt dabei auf, daß die Diskutanten der Ansicht waren, weitgehend ohne heute gemeinhin für einen wissenschaftlichen Diskurs als unverzichtbar gehaltene Elemente auszukommen, das heißt, daß sie auf die Einbeziehung theoretischer sozial- und politikwissenschaftlicher Forschungsansätze wie die Nationalismusforschung, die Modernisierungstheorien, politische Kultur- oder Mentalitätsforschung verzichteten.

Ebensowenig werden die Erkenntnisse der internationalen Stereotypenforschung berücksichtigt, die beispielsweise in der polnischen Diskussion vergleichbarer Probleme in den letzten Jahrzehnten zu einem großen Wandel in der Auseinandersetzung mit den Belastungen der polnisch-deutschen Beziehungen beigetragen hat. Hinsichtlich der tschechisch-slowakischen Beziehungen fand keine vergleichbare Entwicklung statt, und man ist versucht, nach dem Zusammenhang zwischen der Stagnation in der Wahrnehmung der tschechisch-slowakischen Problematik und dem Zerfall des Staates zu fragen.

Der Diskussionsrahmen des vorliegenden Sammelbandes entspricht weitgehend den Wahrnehmungen und der Begrifflichkeit der Vorkriegszeit; darüber hinaus ist er stärker von apologetischen Intentionen als von analytisch-kritischer Herangehensweise gekennzeichnet; so erfahren wir beispielsweise, daß „Masaryks Projekt in der Zwischenkriegszeit in der ersten Reihe infolge ungünstiger internationaler politischer Einflüsse“ nicht realisiert worden ist (S. 41). Zwei neue Elemente sind allerdings in den Diskussionen zu verzeichnen, sogar bei den Vertretern einer deutlich formulierten Rechtfertigungshaltung gegenüber jenem Staat: Es wurde wiederholt von mangelhaftem „Takt“ und „Verständnis“ der Tschechen gegenüber den Slowaken und von einer Form nationalen Bewußtseins, das auf dem sogenannten „bürgerlichen“ (občanský) Prinzip beruhe, als einer Alternative zum ethnisch begründeten Nationsverständnis gesprochen. Diese beiden Gedanken tauchen nicht nur in den hier präsentierten „interdisziplinären“ Diskussionen der Wissenschaftler auf, sondern konnten

auch wiederholt in den vergangenen beiden Jahren in den tschechischen Massenmedien als eine Art ideellen Zugeständnisses gegenüber der slowakischen Unzufriedenheit gefunden werden.

Für einen fleißigen Leser tschechischer und slowakischer Zeitungen und Zeitschriften in den vergangenen drei Jahren bieten die hier veröffentlichten Beiträge kaum etwas Neues. Bei der erzwungenen Kürze – rund vierzig Beiträge wurden damals in zwei bis drei Tagen diskutiert – können sie auch kaum informativer sein oder komplexere Gedankengänge als die üblichen Massenmedien entwickeln. Damit bieten sie einen interessanten Einblick in den Diskussionsstand der tschechischen und slowakischen Öffentlichkeit angesichts des bevorstehenden Zerfalls des Staates. Wenn man bedenkt, daß es sich hier um eine Diskussion im Rahmen der höchsten wissenschaftlichen Gremien des Landes handelte, verwundert es wenig, daß die Trennung häufig als „ungewollt und doch unvermeidlich“ empfunden wurde.

München

Eva Hahn

Mason, David S.: Revolution in East-Central Europe. The Rise and Fall of Communism and the Cold War.

Westview Press, Boulder-San Francisco-Oxford 1992, 219S.

Seit dem Sturz der kommunistischen Regime erscheinen zwar viele Sammelbände über Ost- und Ostmitteleuropa, aber nur wenige Monographien. Der Grund dafür mag darin liegen, daß viele Experten auf diesem Gebiet ihre bisherigen Forschungsansätze neu zu überdenken gezwungen sind und deshalb für den Augenblick lieber kleinere Aufsätze als größere Studien in Angriff nehmen. Die allgemeine Überraschung, mit der der Zusammenbruch der kommunistischen Regime wahrgenommen wurde, spricht nämlich dafür, daß die überlieferten analytischen Ansätze der Osteuropazeithistoriker und -politologen keineswegs die Wirklichkeit adäquat reflektierten und daß nun über Osteuropa in einer neuen Weise nachgedacht werden muß. David Masons Buch liefert dazu willkommene Anregungen.

Der Verfasser, der sich in erster Linie an Studenten wendet, bietet eine kurze Zusammenfassung der Entstehung und Errichtung der kommunistischen Systeme und konzentriert sich auf jene Entwicklungen, die zu dessen Ende geführt haben. Im gleichen Maß behandelt er dabei die wirtschaftlichen und politischen Aspekte, die er auch bei seiner Betrachtung der anstehenden und zu erwartenden Probleme beim Aufbau der demokratischen politischen und marktwirtschaftlichen Wirtschaftssysteme für bedeutend hält, entwickelt aber seine Überlegungen vergleichend für alle postkommunistischen Länder und baut sie stets in den breiten Kontext des internationalen Geschehens ein. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, die aktuellen und aus der Berichterstattung der letzten drei Jahre bekannten Informationen in einen spannenden historischen und räumlichen Rahmen zu setzen. Man kann nur wünschen, daß sein Buch nicht nur amerikanischen Studenten, sondern auch zahlreichen Journalisten in die Hände geraten möge, die es zur kritischen Hinterfragung gängiger Klischees nutzen könnten.

Aber auch für die Zeithistoriker bietet Masons Buch vieles Bedenkenswerte. Es ist wahrscheinlich unvermeidlich, wenn man sich um eine derart zusammenfassende Betrachtung so komplexer Entwicklung bemüht, daß manch ein Detail Kritik hervorruft. So, beispielsweise, können die kommunistischen Parteien Ungarns und Bulgariens in der Zwischenkriegszeit kaum als stark bezeichnet werden (S. 13) oder, um ein anderes Beispiel zu nennen, sollten die meisten Wahlen in Osteuropa nach dem Zweiten Weltkrieg wohl kaum als „competitive und fair“ bezeichnet werden (S. 12).

Mit größerem Unwillen wird ein Historiker allerdings auch Masons Darstellung der kommunistischen Transformation der osteuropäischen Gesellschaften, vor allem in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren, lesen. Hier versucht der Autor zwei zunächst scheinbar widersprüchliche Perspektiven miteinander zu verbinden. Einerseits geht er von der Behauptung aus, daß „given the circumstances of 1945 ... it was almost inevitable that the Soviet Union would come to dominate Eastern Europe“, und macht daher die Sowjetunion zum wichtigsten Träger der Nachkriegsentwicklungen: „Indeed, in the three years following the Yalta Conference, the Soviets systematically established Soviet-style communist regimes throughout the area“ (S. 11). Andererseits vermeidet er nahezu vollständig Hinweise auf die Gewaltanwendung, mit Hilfe derer die osteuropäischen Gesellschaften gleichgeschaltet und ihre politischen, institutionalen und Wirtschaftssysteme sowjetisiert wurden. Gelegentlich ist zwar die Rede von „restrictions on independent organizations and media“ oder von einer „series of purges of Eastern European communist leaders who were considered too nationalistic in their approach“ (S. 17–19), doch kann sich der Leser kaum des Eindrucks erwehren, daß es sich dabei um eine Verharmlosung des stalinistischen Terrors handelt. Eine noch größere Verwunderung erweckt dann die wiederholte Verwendung einer Sprachform, die impliziert, als hätten die „Eastern Europeans“ selbst die neuen Formen der kommunistischen Herrschaft gewählt und gestaltet („the Eastern Europeans adopted a parallel political structure of party and government“ S. 18) oder als hätte es sich um nur eine Variante der üblichen parlamentarischen Institutionen gehandelt („at the national level, there was a national parliament elected by direct popular vote every four or five years“ S. 18).

Jedoch bei weiterer Lektüre wird dem geduldigen Leser klar, warum David Mason derartig scheinbar widersprüchliche Auffassungen vom Kommunismus vertritt. Er versucht nämlich, jene beiden Aspekte der kommunistischen Herrschaft miteinander zu verbinden, die meist nur getrennt berücksichtigt werden und zu unterschiedlichen Kommunismusbildern führen: den überragenden Einfluß der Sowjetunion und die aktive Mitgestaltung der Osteuropäer selbst. Meist wird nämlich die Betonung der Rolle Moskaus in Osteuropa von einem Bild der „geknechteten“ Osteuropäer begleitet, oder aber die aktive Beteiligung der Bevölkerung wird hervorgehoben, und dementsprechend werden die äußeren Einflüsse verharmlost. Mason leugnet die sowjetische Mitverantwortung nicht, verschweigt aber auch nicht, daß, bis auf Ausnahmen, die kommunistischen Regime von der stillschweigenden bis aktiven Zustimmung großer Teile der Bevölkerung in allen betroffenen Ländern mitgetragen wurden. Schließlich beteiligte man sich im allgemeinen an den Wahlen, auch wenn sie keine freien Wahlen waren.

Damit ist es dem Autor möglich, die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen zu entideologisieren und zu historisieren. Er betrachtet sie nicht als „einmalige“ historische Erscheinungen und kann so unterschiedliche sozialwissenschaftliche Theorien anwenden. Die theoretischen Studien von James C. Davies, Ted Robert Gurr, Denton Morrison, Samuel Huntington, John McCarthy, Mancur Olson und anderen über soziale Bewegungen erlauben es ihm beispielsweise, die Entwicklung der oppositionellen Kräfte plausibler zu erklären als bisher üblich. Er stellt aber auch die Verhaltensweisen der kommunistischen Eliten in neuem Licht dar und bietet neue Einsichten in die Zusammenhänge zwischen den Entwicklungen in den einzelnen Ländern.

Weniger anregend sind allerdings Masons Überlegungen zu den bevorstehenden Problemen auf dem Weg zur Stabilisierung demokratischer politischer Systeme. Das mag mit seinen sozialwissenschaftlichen Perspektiven zusammenhängen, die eher dazu geeignet sind, reale Entwicklungen zu erklären, als über historische Kontinuitäten nachzudenken. Interessant sind hingegen Masons Hinweise auf den Wandel der osteuropäischen Gesellschaft unter der kommunistischen Herrschaft, der heute meist in der verbreiteten Nostalgie einer verklärten Vergangenheit entweder unberücksichtigt bleibt oder Klagen über die verderblichen Einflüsse der langen Diktatur hervorruft. Mason geht davon aus, daß die osteuropäischen Staaten sich im allgemeinen sowohl wirtschaftlich wie politisch und kulturell schon in der vorkommunistischen Zeit vom Westen unterschieden haben, beobachtet aber auch, daß sie in vieler Hinsicht ähnlichen Entwicklungen wie die vergleichbaren westlichen bzw. südeuropäischen Staaten seit dem Zweiten Weltkrieg unterworfen waren.

München

Eva Hahn

Die politischen Kulturen Ostmitteleuropas im Umbruch. Hrsg. v. Gerd Meyer.
A. Francke Verlag, Tübingen-Basel 1993, 354 S. (Tübinger Mittel- und Osteuropastudien 5).

Mit den ostmitteleuropäischen Gesellschaften hat sich die politische Kulturforschung bis vor kurzem schwergetan. Das Verhältnis zwischen der offiziell behaupteten politischen Kultur der sozialistischen Länder und den tatsächlichen Orientierungen ihrer Bürger ließ sich bis 1989 nur abschätzen. Heute steht Meinungsumfragen, anhand derer die „subjektive Dimensionen des Politischen“, d. h. die Einstellungen und Haltungen der Bürger zu ihrem politischen System und ihre Vorstellungen über Politik, ermittelt werden können, nichts mehr im Wege. Für die postsozialistischen Umbruchgesellschaften ist die Aussagekraft solcher Studien allerdings umstritten. Denn diese erstellen ein Bild politischer Orientierungen, das möglicherweise flüchtig ist und schnell durch neue Entwicklungen korrigiert wird.

Der Vorzug des von dem Tübinger Politologen Gerd Meyer herausgegebenen Bandes über die politischen Kulturen Ostmitteleuropas im Umbruch liegt darin, daß er sich aus einer Reihe kleinerer Einzelstudien zusammensetzt. Die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes versuchen sich nicht an einem Gesamtbild der ungarischen, polnischen und tschechoslowakischen Gesellschaften seit dem Umbruch von 1989. Vielmehr diskutierten sie die Chancen und Gefahren einer demokratischen Stabilisierung Ostmitteleuropas anhand einzelner Fragenkomplexe. Das Interesse gilt

dabei einerseits Traditionslinien und Kontinuitäten der Region, die zum Teil bis ins vergangene Jahrhundert zurückverfolgt werden (so im Beitrag von F. Ryszka), andererseits den seit den achtziger Jahren einsetzenden Wandlungsprozessen und der Entwicklung bis zum Jahr 1992. Einen weiteren Schwerpunkt bilden Analysen der Parteienlandschaft und das Wahlverhalten in den drei Ländern seit 1990.

Einleitend skizzieren die Beiträge von G. Meyer und I. Hanke die grundlegenden Probleme des institutionellen und mentalen Wandels in den Gesellschaften Ostmitteleuropas. Sie zeichnen ein illusionsloses Bild der Hypothek, die vierzig Jahre Sozialismus hinterlassen haben, und der Gefahren, die auf dem Weg zu einer demokratischen politischen Kultur drohen – weisen aber andererseits auf das „tiefe Bedürfnis nach Wandel“ hin, das die postsozialistischen Gesellschaften vereint. Die Entstehung einer kritischen Öffentlichkeit als eine der Voraussetzungen für den politischen Umbruch dokumentiert der beeindruckende Beitrag von Wienfried Thaa. Auf die Rolle der Intelligenz und Herausbildung neuer politischer Eliten gehen die Beiträge von B. Pokol, A. Bozóki und L. Brokl/Z. Mansfeldová ein.

Für Ungarn läßt sich die Entwicklung der in der Gesellschaft herrschenden Haltungen zu Politik und Staat, der Erwartungen, Hoffnungen und auch der einsetzenden Desillusionierung für die Jahre seit 1985 anhand des vorgelegten Datenmaterials sehr gut verfolgen. Auch aus Polen werden interessante Umfrageergebnisse zur Einschätzung der eigenen Gesellschaft und ihrer Wertmaßstäbe sowie der Haltung zu anderen Völkern vorgestellt. Leider fehlen vergleichbare Daten zur tschechischen bzw. tschechoslowakischen Gesellschaft. Die Beiträge, die sich mit der (damaligen) ČSFR befassen, konzentrieren sich stark auf Wahlanalysen und die neu entstehende Parteienlandschaft (J. Havránek, Z. Klíma). Über die Grundmuster politischer Kultur in der postsozialistischen Tschechoslowakei und deren historische Wurzeln gibt der Aufsatz von F. Svátek einen Überblick.

Ein sehr vorsichtiger Optimismus und eine Reihe von Fragezeichen bei der Einschätzung der Chancen Ostmitteleuropas auf dem Weg zu einer demokratischen politischen Kultur verbindet die Autoren der einzelnen Beiträge. Einige Fragen, die 1992 offenblieben, wurden inzwischen von der politischen Entwicklung beantwortet. Das schmälert den Weg des vorliegenden Bandes keineswegs. Auf weitere Studien dieser Art, die einzelne Phasen des Wandels der politischen Kultur Ostmitteleuropas dokumentieren, kann man hoffen. Wenn man diesen Aspekt des Transformationsprozesses über einen längeren Zeitraum hinweg systematisch beobachtet, dann könnte daraus die Grundlage für einen Vergleich der ostmitteleuropäischen Entwicklung mit der Erfahrung anderer postdiktatorischer Gesellschaften entstehen. Denn nicht zuletzt ist der Vergleich von politischen Kulturen und ihrer Demokratiefähigkeit eines der zentralen Anliegen der politischen Kulturforschung.

Berlin

Christiane Brenner

Das neue Osteuropa von A-Z. Staaten, Völker, Minderheiten, Religionen, Kulturen, Sprachen, Literaturen, Geschichte, Politik, Wirtschaft. Neue Entwicklungen in Ost- und Südosteuropa. Hrsg. v. Peter Rehder.

Droemer Knauer, München 1993 (2., verb. Auflage), 864 S., über 600 Abbildungen und Karten.

Nichts kann die Bedeutung des vorliegenden umfangreichen Nachschlagewerks besser illustrieren als die Tatsache, daß es – Anfang 1990 konzipiert – schon in der zweiten Auflage erschienen ist. Die rapiden Umwandlungen im östlichen Teil des europäischen Kontinents überholen zwar ein derartiges Nachschlagewerk nahezu täglich; sie erwecken aber gleichzeitig gerade durch ihre Unübersichtlichkeit den Bedarf nach derart umfassenden, aktuellen und systematischen Informationen. Man muß nur erkennen, was hier unter der Bezeichnung „Osteuropa“ geboten wird.

Das vorliegende Handbuch enthält Grundinformationen über früher kaum bekannte Gegenden wie Abchasien oder über Völker wie die Tschetschenen, die nun häufig in den Überschriften der Tagespresse auftauchen; man kann hier aber auch alles Gängige über den großen Wandel in den europäischen Nachbarstaaten Deutschlands finden. Von der Geschichte bekannter polnischer Wallfahrtsorte bis zum litauischen Alphabet scheint dieses Nachschlagewerk alles zu liefern, wovon nun heute in den Massenmedien oder in den einschlägigen Volkshochschulkursen die Rede ist.

Für einen Historiker ist ein solches Buch freilich vor allem deshalb interessant, weil es zur Herausbildung eines neuen Osteuropabildes beiträgt. Das Bild des gleichgeschalteten kommunistischen Osteuropa ist auf den Fernsehbildschirmen vor unseren Augen zusammengebrochen und im Laufe der vergangenen vier Jahre demontiert worden. Das neue Bild, das uns die Medien bieten, beschränkt sich weitgehend auf Regierungskrisen, Wahlen und Arbeitslosenzahlen mancher postkommunistischer Länder, ergänzt durch Berichte über kriegerische Auseinandersetzungen in anderen. Damit wurde das ehemals populäre Bild von Osteuropa als Bedrohung durch sowjetische Waffenpotentiale durch ein kaum weniger unsere Zukunftsängste schürendes Bild ersetzt. Ein umfassend informierendes Handbuch erfüllt daher eine wichtige Funktion: Es erweitert die notwendigerweise klischeehaften Osteuropadarstellungen, wie sie die aktuelle Berichterstattung bietet.

Auf den ersten Blick fallen vor allem die ergänzenden Photo- und Bildreproduktionen auf. Dem Leser wird damit gleich Erfreulicherer vor Augen geführt, als es die besorgniserregenden Nachrichten tun. In der dreißig Seiten umfassenden Darstellung von Bulgarien findet er beispielsweise neun kleine Reproduktionen von graphischen Darstellungen idyllischer Volkstrachten und Szenen aus dem Bauernleben, wie sie das 19. Jahrhundert liebte. „Gehöft in Sohindo!“, „Brauttracht im Dorf Opan“, „Katholisch-bulgarische Nonnen in Orese“ und „Rosenernte bei Kazanlak“ sind nur einige Beispiele für die Anregung, der Leser möge sein Bild von Bulgarien durch erfreuliche Vorstellungen ergänzen. Bei den beiden Schlagworten „Mähren“ und „Mährisch-Schlesien“ finden wir eine Radierung vom alten Landhaus in Brünn sowie von der Pfarrkirche in Troppau, ergänzt vom Trachtenbild „Iglauerin, Hanake und Jazek aus Jablunkau“. Es mag schwierig sein, gefällige Bilder aus dem modernen östlichen Europa zusammenzusuchen; ob es hilfreich ist, auf die alten Klischees zurückzugreifen, damit sollte sich jedoch die Historikerzunft ernsthaft auseinandersetzen, nicht

zuletzt, weil sie gegenwärtig im allgemeinen viele Diskussionen den Analysen von Mythenbildungen und deren kulturellen, sozialen und politischen Folgen und Funktionen widmet.

Zum Nachdenken fordert freilich auch die Entscheidung der Herausgeber über die Abgrenzung des von ihnen als „Osteuropa“ bezeichneten Raumes heraus. Im vorliegenden Handbuch mit dem Titel „Das neue Osteuropa“ wurden so offensichtlich ehemals kommunistische Länder bezeichnet, die in Europa oder auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion liegen. Mit dem Schlagwort „Abchasien“ am Beginn und „Zobel“ als „einem der typischen Bewohner der sibirischen Taiga“ am Ende wird damit „Osteuropa“ überaus extensiv erfaßt. Unklar bleibt allerdings, warum die ehemalige DDR – als ein kommunistischer Staat – oder Finnland – als ein nichtkommunistischer, jedoch zweifellos „osteuropäischer“ Staat – nicht behandelt werden.

Die inkonsequente Anwendung politischer und geographischer Begriffsbestimmung birgt in sich die Gefahr, die Bezeichnung „Osteuropa“ auch weiterhin zu emotionalisieren. Ob dem künftigen Bild von Osteuropa eine solche Vorgehensweise dienlich ist, sollte gewissenhaft geprüft werden. Wenn die fernasiatischen Regionen anhand nicht mehr bestehender politischer Kriterien zu Osteuropa hinzugezählt und die erfolgreichen Osteuropäer ausgeschlossen werden, kann man sich kaum wundern, wenn die Bewohner des östlichen Teils des europäischen Kontinents auch weiterhin ihre geistigen Energien auf die praktisch nutzlose Frage verschwenden, ob sie nun kulturell ihren deutschen Nachbarn oder aber der Welt der „Zobel“ näherstehen.

Ein umfassendes Register mit zahlreichen Querverweisen macht dennoch die hier zusammengetragene Menge von Informationen äußerst nützlich. Die einzelnen Artikel wurden von insgesamt sieben Autoren (fünf Slawisten und zwei Historikern) geschrieben und sind jeweils namentlich gekennzeichnet. Die Verfasser waren sichtlich gehalten, ihre Texte gleich zu strukturieren und damit Informationen vergleichbar zu machen. Dies ist ihnen freilich nur dort gelungen, wo entsprechende Informationen vorhanden sind. Die Tschechoslowakei (die Teilung war bei der Fertigstellung des Manuskripts schon absehbar, jedoch noch nicht vollzogen) wurde von Tilman Berger bearbeitet. Es fällt beim Vergleich mit Ungarn und Polen auf, daß seltener konkrete Informationen über die sozialen, politischen und kulturellen Entwicklungen vorliegen und eher auf verallgemeinernde Trendbeschreibungen zurückgegriffen wurde. Dem scheint allerdings nicht die Nachlässigkeit des Verfassers, sondern die im allgemeinen anzutreffende intensivere Pflege der sozialwissenschaftlichen Forschung in den beiden Nachbarländern der ehemaligen Tschechoslowakei zugrunde zu liegen. Daß jedoch in Ungarn im Jahre 1989 Bücher in „Auflagenhöhe von 108,4 Mio. Exemplaren“ (S. 782), in der Tschechoslowakei dagegen in den achtziger Jahren nur „jährlich 7000 Titel mit einer Gesamtauflage von ca. 100 000 Exemplaren“ (S. 731) erschienen sind, scheint doch verwunderlich zu sein.

KURZANZEIGEN

Anderl, Gabriele: Die Kommandanten des jüdischen Ghettos in Theresienstadt – ein Arbeitsbericht. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 3 (1992) 563–577.

Die Lebensläufe der drei Kommandanten des Konzentrationslagers Theresienstadt, Seidl, Burger, Rahm, werden bis zu ihrer Verhaftung nach 1945 skizziert. Alle drei waren von Herkunft Österreicher, traten freiwillig in die NSDAP oder SS ein und waren nach 1939 in der Zentralstelle für jüdische Auswanderung tätig, bevor sie jeweils die Leitung des Ghettos in Theresienstadt übernahmen und 1945 (z. T. in Abwesenheit) für ihre Verbrechen verurteilt wurden.

Bachmann, Harald: Der letzte böhmische Ausgleichsversuch 1914 und die Prager Hochschulen im Spiegel der österreichischen Presse. Jahrbuch für sudetendeutsche Museen und Archive 1 (1991) 244–253.

Seit dem Mißerfolg des Ministerpräsidenten v. Koerber im Rahmen der gründlich vorbereiteten Ausgleichsverhandlungen zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen wurden mehrmals Anläufe zur Wiederaufnahme der Konferenzen unternommen (1908, 1911, 1912/13). Auch sie kamen zu keinem Ergebnis. Im Februar 1914 unternahm Ministerpräsident Graf Stürgkh einen letzten Versuch. Die österreichische Presse kommentierte die Vorgänge, vor allem die Stellungnahme der akademischen Senate der deutschen und der tschechischen Universität Prag. Diese sind hier abgedruckt.

Bahlcke, Joachim: Falcko-České království (Motivy a působení zahraničněpolitické orientace Falce od české královské volby po ulmskou smlouvu 1619–1620) [Das pfälzisch-böhmische Königtum (Motive und Rückwirkungen der außenpolitischen Orientierung der Kurpfalz von der böhmischen Königswahl bis zum Ulmer Vertrag 1619–1620)]. ČMM 111 (1992) 227–251.

Die Übernahme des böhmischen Thrones bedeutete für die Kurpfalz das Wagnis einer Neuorientierung ihrer bisher auf das Reich und nach Westen ausgerichteten Außenpolitik. War das Königtum des „Winterkönigs“ tatsächlich ein zum Scheitern verurteiltes Experiment, das der maßlosen Selbstüberschätzung der eigenen Kräfte zum Opfer fiel? Der Autor versucht in dieser Frage eine Neubewertung der pfälzischen Außenpolitik. Im Vordergrund stehen dabei die Fragen, inwieweit die Kurpfalz sich dem neuen Herrschaftsraum anpaßte, ihre Politik neu definierte und die ständische Mobilisierung in ihr eigenes Regierungskonzept zu integrieren verstand.

Bahlcke, Joachim: Konföderation und Widerstand. Die politischen Beziehungen der böhmischen und mährischen Ständegemeinde vom Bruderzwist bis zum Aufstand gegen Habsburg (1608–1619). FHB 13 (1990) 235–288.

Im Umfeld der ostmitteleuropäischen Konföderationsbewegung Anfang des 17. Jahrhunderts greift der Autor das böhmisch-mährische Verhältnis heraus und hinterfragt, warum ausgerechnet die beiden historisch und strukturell am engsten verwandten Kronländer in der Krise der Dynastie einen unterschiedlichen politischen Weg einschlugen. Die vermeintlichen Widersprüche von Konföderation und Widerstand, von Integration und Desintegration, werden aus dem asymmetrischen Modell des böhmischen Staatsaufbaus und der ungelösten Frage der Länderbeziehungen untereinander erklärt.

Baker, Vaughan Burdin: Selective Inattention: The Runciman Mission to Czechoslovakia, 1938. EEQ 24/4 (1991) 425–445.

In dieser Studie wird versucht, die Runciman-Mission in einem neuen Licht zu untersuchen: erstens als eine Fallstudie zur Erforschung der Wahrnehmungs- und Denkweisen der britischen Diplomatie jener Zeit und zweitens im Kontakt der damaligen innenpolitischen Auseinandersetzungen Großbritanniens. Die Ergebnisse zeigen, daß die in der Historiographie gängigen Interpretationen der Runciman-Mission die Tatsache verkennen, daß sie zahlreiche ihr eigentlich bekannte Informationen mißachtete, vor allem jene, die den damaligen Bemühungen um die Friedenserhaltung durch Appeasement widersprachen.

Bašta, Jaroslav / Baštová, Dara: Neznámý slovanský kmen na Domažlicku? [Ein unbekannter slawischer Stamm in der Tauser Region?]. MZČK 27 (1991) 7–24.

Neue Grabungen in der Tauser Region haben Spuren einer Besiedlung durch die „Naaber Slawen“ bereits gegen Ende des 7. Jahrhunderts zutage gefördert. Die Befunde überliefern ein geschlossenes staatsähnliches Gebilde, dessen Zentrum, ein Burgwall, sich bei Schitarschen (Štítary) befand. Vor allem aus Keramikfunden läßt sich schließen, daß sich das Gemeinwesen bereits in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts aufgelöst hat und in der přemyslidischen Herrschaft aufgegangen ist.

Baumann, Winfried: Wenzels IV. Verlust der deutschen Königskrone. Die Verhandlungen in Waldmünchen. Beiträge zur Geschichte im Landkreis Cham 8 (1991) 99–116.

Die Frage, ob Cham je als Ort für Wenzels Vermählung mit Johanna von Bayern vorgesehen war, beschäftigt die Forschung spätestens seit Kluckhuhn. Sie ist jetzt wieder von Bosl und Veldtrup aktualisiert worden. Mit der Geschichte des Hauses Luxemburg ist auch Waldmünchen verbunden, wohin die Verhandlungen nach Wenzels IV. Absetzung anberaumt wurden (1401).

Baumann, Winfried: Tschechen in Regensburg. Beobachtungen aus 1100 Jahren. Heimat Ostbayern (1992) 35–44.

Die Regensburgerlebnisse fahrender, reisender, wandernder Tschechen ziehen durch alle Epochen und Kapitel bayerisch-böhmischer Beziehungen spätestens seit 845. In langen Jahrhunderten wurden sie immer wieder qualitativ verändert. Den wahrnehmenden Besuchern aus dem Osten offenbarte sich die Donaustadt in politischer, gesellschaftlicher und individueller Hinsicht (Durych, Hašek, Nováková, Jirásek, Sedláček u. a.).

Baumann, Winfried: Bayerische Literatur in tschechischen Übersetzungen, Germanistentreffen Bundesrepublik Deutschland – ČSFR: 6.–10.10.1992. Dokumentation der Tagungsbeiträge. Bonn 1993, 117–133.

Wenn Völker als Nachbarn zueinander sprechen, so geschieht das vor allem durch das Medium Literatur. Diese Vermittlung zwischen Bayern und Tschechen begann und endete – wie kann es denn auch anders sein – jeweils unter bestimmten politischen Prämissen. Und in thematischer Hinsicht verfiel sie sich besonders am typischen „Urvieh“ aus den weißblauen Gemarkungen (M. Schmidt gen. Waldschmidt, J. Linke, L. Thoma).

Bělina, Pavel: František Hebenstreit ze Streitenfeldu (1747–1795). Josefínista, utopista, rebel [Franz Hebenstreit von Streitenfeld (1747–1795). Josefíner, Utopist, Rebell]. ČČH 89 (1991) 356–374.

Der Beitrag konzentriert sich auf die gesellschaftlichen Reformvorstellungen des 1795 als Mitglied des jakobinischen Zirkels um Andreas Riedel hingerichteten Hebenstreit. Als Anhänger der Französischen Revolution auch in ihrer „terreur“-Phase trat Hebenstreit für die Überführung von Privat- in Gemeineigentum ein und proklamierte die Rückkehr zum Urchristentum, zu den „ursprünglichen“ ländlichen Gemeinschaften, die im Mittelalter noch fortlebten, oder den Ordnungsvorstellungen jesuitischen Sonnenstaates in Paraguay.

Blümlová, Dagmar: Formování osobnosti Václava Tilleho – podněty a inspirace [Die Persönlichkeitsbildung Václav Tilles – Anregungen und Inspirationen]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/2 (1990) 59–80.

Václav Tille gehört als Romanist, Volkskundler, Theaterkritiker und Theaterhistoriker zu den herausragenden Vertretern der tschechischen positivistischen Wissenschaft. Der Beitrag befaßt sich vor allem mit den Studienjahren Tilles, der an der Prager Universität Geschichte und Geographie belegte und in seinem intellektuellen Werdegang u. a. auch von Masaryk geprägt wurde.

Bohátcová, Mirjam: Die erste offizielle Prager Feier zum Jubiläum des Buchdrucks (1740). Gutenberg-Jahrbuch 68 (1993) 159–171.

Die Autorin zeichnet die Entwicklung der Legende nach, derzufolge Johannes Gutenberg aus Kuttendorf stammte und der Buchdruck somit in Böhmen seine Wur-

zeln hätte. Im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten kam die Legende jedoch nicht zum Tragen; ebensowenig war sie Gegenstand der Jubiläumsdrucke, die hier eingehend beschrieben und erstmals im vollständigen Wortlaut zitiert werden.

Borská-Urbánková, Milena: Zásobování Prahy obilím v 18. století ve světle Tereziánského katastru [Die Getreideversorgung Prags im 18. Jahrhundert im Lichte des Theresianischen Katasters]. PsbH 24 (1991) 51–96.

Auf Grundlage der bisher unausgewerteten Viktualienbücher (Prag, Stadtarchiv) werden die Reglementierung des Lebensmittelhandels und die Auswirkungen künstlich niedrig gehaltener Preise auf den Markt und die Landwirtschaft untersucht. Folgen waren eine ständige Unterversorgung aufgrund zu geringer Lieferungen, die zudem von auswärtigen Händlern aufgekauft wurden, sowie ein blühender Schwarzmarkt. Nach den Angaben im Theresianischen Kataster listet die Autorin die Gemeinden auf, die Getreide nach Prag lieferten; daraus ergibt sich, daß Prag hauptsächlich von unfruchtbaren Regionen mit unterentwickeltem Lokalmarkt versorgt wurde. Die sozial motivierte Politik, so das Fazit, kehrte sich ins Gegenteil um.

Brix, Emil: Die „Entösterreicherung“ Böhmens. Prozesse der Entfremdung von Tschechen, Deutschböhmen und Österreichern. ÖOH 34/1 (1992) 5–12.

Die Trennungsprozesse von Tschechen, Österreichern und der deutschsprachigen Bevölkerung der böhmischen Länder wird in knappen Thesen anhand der historischen Stationen der „Entösterreicherung“ von Tschechen wie Deutschen seit der gescheiterten Revolution von 1848 über die Knotenpunkte 1918, 1938, 1945 und 1948 bis hin zum möglichen Wendepunkt 1989 betrachtet. Ausgangsbasis ist die These von einer Dreiecksbeziehung zwischen Deutschland, Österreich und der tschechischen Nation bzw. der Staatsnation der Tschechen und Slowaken.

Bystričný, Valerián: Otázka garancie hraníc Československa po mníchovskej konferencii [Die Frage der Garantie der Grenzen der Tschechoslowakei nach der Münchener Konferenz]. SLP 1990, 115–125.

Die Garantie der Grenzen der Tschechoslowakei nach der Abtretung der sudeten-deutschen Gebiete wurde bereits in dem britisch-französischen Ultimatum vom 19. September 1938 angesprochen, in dem beide Mächte die Bereitschaft zeigten, die neuen tschechoslowakischen Grenzen gegen einen unprovokierten Angriff zu garantieren. Der Beitrag zeichnet die diplomatischen Auseinandersetzungen beider Staaten mit dem Dritten Reich nach, die schließlich dazu führten, daß auch diese eingeschränkte britisch-französische Garantiezusage nicht eingehalten wurde.

Čechura, Jaroslav: Chotěšov v 15. století [Chotieschau im 15. Jahrhundert]. MZČK 27 (1991) 51–78.

Anhand von Archivmaterialien stellt der Autor den Grundbesitz des Prämonstratenserinnenklosters Chotieschau dar und untersucht seine Entwicklung seit der vorhussitischen Zeit über die Säkularisierung 1419 bis zur neuerlichen Konsolidierung gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Neben faktographischer Information gibt die Aus-

wertung der Quellen vor allem Auskunft über die Strukturen der Wirtschaft und Verwaltung.

Český historik Jiří Kořalka. Tisk k šedesátým narozeninám (7.2.1931) [Der tschechische Historiker Jiří Kořalka. Publikation zum sechzigsten Geburtstag]. Hrsg. vom Muzeum husitského revolučního hnutí. Tábor 1991, 37 S.*

In chronologischer Reihenfolge werden die 849 Publikationen (auch diejenigen unter Pseudonym) Kořalkas aus den Jahren 1953 und 1990 einschließlich aller Rezensionen und Übersetzungen aufgeführt. Sie betreffen vor allem die Geschichte der nordböhmischen Arbeiterbewegung, die deutsch-tschechischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, die Hussitenforschung, Regionalgeschichte und František Palacký. Einleitend würdigt Petr Čornej den Jubilar vor allem als Herausgeber von Husitský Tábor.

Dickson, P. G. M.: Joseph's II Reshaping of the Austrian Church. The Historical Journal 36 (1993) 89–114.

Der Beitrag ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts. Er basiert auf vor kurzem erst entdeckten Wiener Quellen, die im Rahmen der vielbesprochenen Reformen im Verhältnis von Kirche und Staat, dem Josephinismus, eine Forschungslücke füllen. Danach erweist sich die administrative Praxis 1781–1790 bei der Klostersauflösung und Enteignung von Kirchengut weniger effizient, als man bisher vermutete. Und das gutenteils, weil sich die Basis der kirchlichen Einkünfte als kleiner erwies als die Voranschläge.

Do u š a, Jaroslav: Plakáty, nápisy a fotografie v Plzni od 21. listopadu 1989 do 3. ledna 1990 [Plakate, Anschläge und Photographien in Pilsen zwischen dem 21. November 1989 und dem 3. Januar 1990]. MZČK 27 (1991) 171–236.

Die ungewöhnliche „Quellenedition“ bietet eine vollständige Zusammenstellung der Plakate und anderer Anschläge, die in Pilsen in der akuten Phase der Samtenen Revolution die Information seitens der Medien ersetzen. Die Auflistung ist chronologisch (jeweils zum Datum) gegliedert; die einzelnen Textzitate sind mit genauen Ortsangaben versehen. Nachträgliche Recherchen ergaben, daß nicht nur sämtliche Nachrichten aus Prag auf privaten Wegen nach Pilsen gelangten, sondern auch alle gedruckten Anschläge. Daneben dokumentiert das Material auch das Entstehen politischer Initiativen in Pilsen selbst.

Edelmayer, Friedrich: Der Deutschliberalismus und das böhmische Staatsrecht während des Ministeriums Adolf Auersperg. In: Studien zum Deutschliberalismus in Zisleithanien 1873–1879. Herrschaftsfundierung und Organisationsformen des politischen Liberalismus. Hrsg. v. Leopold Kammhofer. Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften, Wien 1992, 143–174.

Die bekannte Forderung nach der Berücksichtigung des historischen Staatsrechts im Streit zwischen Tschechen und Deutschen auf dem Boden des altösterreichischen Reichsrats beschäftigt den Autor noch einmal in einer genaueren Analyse ihrer Aufgipfelung um die Mitte der siebziger Jahre. Bemerkenswert ist die ausführliche Berücksichtigung der zeitgenössischen Presse Wiener wie auch böhmischer Provenienz in ihrem besonderen Charakter sowohl als Quelle als auch zur Meinungsführung.

Fejtő, François (avec la collaboration d'Ewa Kulesza-Mietkowski): *La fin des démocraties populaires. Les chemins du post-communisme*. Éditions du Seuil, Paris 1992, 568 S.

Im Anschluß an sein bekanntes Werk „Histoire des démocraties populaires“ analysiert Fejtő gemeinsam mit seiner Co-Autorin Kulesza-Mietkowski die politische und soziale Entwicklung der ostmittel- und südosteuropäischen Staaten seit der Gründung von „Solidarność“ im Jahr 1980, die in erster Linie durch „die Kraft der Tatsachen“, so die Autoren, zu den umwälzenden Ereignissen der Jahre 1989–1992 führte. Im ersten Teil versuchen die Verfasser, eine „Pathologie“ des realsozialistischen Systems zu erstellen, und arbeiten eine dem gesamten Raum zugrundeliegende Entwicklungstendenz heraus. Anschließend folgt eine länderspezifische Darstellung, wobei die Verfasser unterstreichen, daß die Strukturen des Kommunismus in den schwach industrialisierten, ehemals von Byzanz und den Osmanen geprägten, orthodoxen Ländern Südosteuropas wesentlich stärker verankert waren als in den nach einer offenen „Bürgergesellschaft“ tendierenden mitteleuropäischen Gebieten, die vor 1918 der Habsburgermonarchie angehörten. Im letzten Teil folgt eine Bestandsaufnahme der Entwicklungstendenzen, Gefahren und Risiken in der Phase des Post-Kommunismus. Die Autoren plädieren für eine enge und koordinierte mitteleuropäisch-regionale Zusammenarbeit, wie sie im „Dreieck von Visegrád“ und in der „Hexagonale“ ansatzweise versucht wurde, solange eine Integration im gesamteuropäischen Rahmen an der Nichterfüllung grundlegender wirtschaftlicher und sozialer Bedingungen scheitern muß.

Gottsmann, Andreas: „Stockböhen“ oder „Russenknechte“? *Das Bild der Tschechen in der deutschsprachigen Presse im Revolutionsjahr 1848/49*. ÖOH 34/2 (1992) 284–311.

Anhand von zahlreichen Zitaten wird dargestellt, wie in den deutschsprachigen, vor allem Wiener, Prager und Grazer Zeitungen der Jahre 1848/49 über die tschechische Politik berichtet wurde. In den Kommentaren der deutschliberalen und der radikalen Blätter werden die Feindbilder und Ängste vor einem „slawischen Reiche“ deutlich. Die tschechische Position, die nach dem Pfingstaufstand allgemein an Beachtung verlor, wurde von den deutschen Zeitungen Prags fast durchweg wohlwollender beobachtet als von den Wiener Zeitungen.

Heimann, Heinz-Dieter: *Hausordnung und Staatsbildung. Innerdynastische Konflikte als Wirkungsfaktoren der Herrschaftsverfestigung bei den wittelsbachischen Pfalzgrafen und den Herzögen von Bayern. Ein Beitrag zum Normenwandel in der Krise des Spätmittelalters*. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 1993, 324 S. (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte N.F. 16).

Diese Bochumer Habilitationsschrift berührt die böhmischen Länder bei ihrer Untersuchung des bislang in der Forschung recht vernachlässigten „Hausschriftguts“ nur am Rande. Immerhin hatte auch Karl IV., Rivale und Schwager der hier untersuchten Dynastie, mit seiner Autobiographie und anderen Unternehmungen zu der

Gattung beigetragen, so wie die Goldene Bulle auch für die Pfalzgrafen bei Rhein zum besonderen Gegenstand ihrer innerdynastischen Erörterungen wurde. Belangreich ist auch der seit längerem bekannte, aber erst jetzt von Heimann in seiner Fortwirkung angesprochene Fürstenspiegel des Kartäusers Michael von Prag, dem Pfalzgrafen Ruprecht II. 1387 gewidmet und unmittelbares Vorbild für Staatstheoreme in der sogenannten „Rupertinischen Konstitution“. Allgemeine, auch böhmische Parallelen wecken Heimanns Aussagen zum vielgestaltigen und schöpferischen Krisencharakter für die frühmoderne Staatsbildung.

Hiltsch, Peter: Die tutsch kronik von Behem lant. Der Verfasser der Dalimilübertragung und die deutschböhmische Identität. In: Ex ipsiis rerum documentis. Festschrift für Harald Zimmermann. Hrsg. v. K. Herbers, H. H. Kortüm und C. Servatius. Thorbecke-Verlag, Sigmaringen 1991, 103–115.

Die deutsche Übertragung der bekannten tschechischen Reimchronik des sog. Dalimil aus dem 14. Jahrhundert übernimmt von ihrer Vorlage die böhmische und insofern fremdenfeindliche Sicht, ändert und ergänzt jedoch die den in Böhmen lebenden Deutschen geltenden negativen Äußerungen „Dalimils“. Der Autor der Übersetzung, ein Prager Geistlicher, dürfte ein deutscher Angehöriger des Kreuzordens mit dem roten Stern, des einzigen genuin böhmischen (Hospital-)Ordens, gewesen sein.

Hiltsch, Peter: Familiensinn und Politik bei den Přemysliden. Jaromir-Gebehard, Bischof von Prag und Kanzler des Königs. In: Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann. Hrsg. v. H. Mordek. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1991, 215–231.

Die facettenreiche Biographie Jaromir-Gebehards († 1090) aus der Přemyslidenfamilie läßt die Rolle verwandtschaftlicher Beziehungen in der politischen Landschaft des 11. Jahrhunderts exemplarisch erkennen. Trotz seiner Freundschaft mit Gregor VII. von der Kirchenreform völlig unbeeinflusst, verkörpert Gebehard den ehrgeizigen Typus des hochadligen Bischofs, dessen Selbst- und Machtbewußtsein durch konradinische und přemyslidische Herkunft geprägt ist. Daneben markiert seine Tätigkeit als Bischof und Kanzler den Beginn der Emanzipation der böhmischen Kirche von der herzoglichen Gewalt und den beginnenden Aufstieg des Kanzleramtes am Königshof.

Hiltsch, Peter: Zur Rolle von Herrscherinnen. Emma Regina in Frankreich und in Böhmen. In: Westmitteleuropa – Ostmitteleuropa. Vergleich und Beziehungen. Festschrift für Ferdinand Seibt. Hrsg. v. W. Eberhard, H.-D. Heimann und R. Luft. Oldenbourg Verlag, München 1992, 81–89.

Die Herkunft der bedeutenden böhmischen Fürstin Emma († 1006), Ehefrau des Herzogs Boleslaw II., galt lange als rätselhaft. Dies besonders deswegen, weil sie in ihrem Wittum Melnik Münzen mit der Aufschrift „Emma Regina“ prägen ließ. 1963 wurden in Frankreich Münzen mit der gleichen Umschrift gefunden und der west-

fränkisch-französischen Königin Emma, Ehefrau Lothars II. († 986), zugeordnet. Die im Beitrag untersuchten historischen, genealogischen und numismatischen Indizien machen eine Identität beider Personen sehr wahrscheinlich.

Hladký, Ladislav: Sociální demokracie v chorvatských zemích a její styky s českým dělnickým hnutím v období před první světovou válkou [Die Sozialdemokratie in den kroatischen Ländern und ihre Beziehungen zur tschechischen Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg]. SLP 1990, 35–45.

Im Gegensatz zu den recht intensiven Beziehungen der Tschechoslawischen sozialdemokratischen Partei zu den sozialdemokratischen Bewegungen in Südslawien und in Bosnien blieben die Kontakte der tschechischen Arbeiterbewegung zur Arbeiterbewegung in Kroatien vergleichsweise sporadisch, was vor allem damit zusammenhing, daß Kroatien staatsrechtlich zur ungarischen Reichshälfte gehörte. Erst seit 1908 kam es zu intensiveren Beziehungen und nennenswerteren materiellen und kulturellen Initiativen der tschechischen sozialdemokratischen Bewegung zur Unterstützung der kroatischen Sozialdemokraten.

Hojda, Zdeněk: Collegia Nordica v Olomouci a Braniewě 1578–1619 [Die Collegia Nordica in Olmütz und Braunsberg 1578–1619]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/1 (1990) 49–95.

Die an den Jesuitenkollegs in Olmütz und Braunsberg entstandenen und als „Collegia Nordica“ bezeichneten Seminare hatten die Aufgabe, Studenten aus den skandinavischen Ländern heranzuziehen und für die Missionsarbeit in ihrer protestantischen Heimat auszubilden. Der Beitrag untersucht neben der nationalen Zusammensetzung der Studenten (Schweden, Dänen, Norweger und Finnen) und den allgemeinen Ausbildungsverhältnissen auch die Frage nach dem weiteren Werdegang derjenigen, die die „Collegia Nordica“ absolviert hatten.

Huber, Kurt A.: Bischof Heinrich Zdik († 1150) – ein Prämonstratenser? AKBMS 12 (1993) 38–48.

Die von der neueren Forschung (Bretholz, Novotný, Backmund, Hilsch) kritisch und vorsichtig behandelte Prämonstratenserthese, die von früheren Ordenshistorikern (auch von Dobner, Palacký, Dudík) angenommen wurde, wird erneut anhand der Quellentexte beleuchtet. Für die Zugehörigkeit des Reformbischofs und Klosterstifters (Strahov 1142) zum Zweig der Regularkanoniker, der nach Prémontré benannt wird, spricht ein hoher Wahrscheinlichkeitsgrad.

Huber, Kurt A.: Bischöfliche Visitationen in Břevnov und Braunau unter Kaiser Franz I. (1792–1835). In: Tausend Jahre Benediktiner in den Klöstern Břevnov, Braunau und Rohr. Bearbeitet von Johannes Hoffmann. St. Ottilien 1993, 539–553 (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Ergänzungsband 33).

Seit 1802 bemühten sich Episkopat und Wiener Regierung um die Überwindung der Auflösungserscheinungen in der überkommenen klösterlichen Observanz und

Disziplin. Franz I. verordnete 1802, 1822 und 1827 bischöfliche Visitationen der Klöster und die Berichterstattung darüber. In den genannten böhmischen Benediktinerklöstern fanden solche 1824, 1827, 1830 (Břevnov) und 1818, 1826, 1830 (Braunau) statt. Die Bischöfe von Prag und Königgrätz äußerten sich im großen ganzen zufrieden mit den angetroffenen Zuständen und bescheinigten den Klöstern, daß sie dem Staat und der Kirche nützlich seien. Das Stiftsgymnasium in Braunau erwies sich dabei als besonderer Aktivposten.

Huber, Kurt A.: Die Verehrung des hl. Gotthard (Godehard) in den böhmischen Ländern. AKBMS 12 (1993) 19–37.

Als Ergänzung und teilweise Korrektur der grundlegenden Forschung J. Fellenbergs („Die Verehrung des hl. Godehard von Hildesheim in Kirche und Volk“, 1970) unterstreicht dieser Beitrag die Einführung des Gotthardskultes in Böhmen unter den Bischöfen Johannes (1135–1139) und Daniel I (1148–1167), also noch vor dem Einsetzen der deutschen Ostsiedlung. Auch in Mähren gehen die Gotthardpatrozinien höchstwahrscheinlich bereits – entgegen der Meinung Fellenbergs – auf Bischof Zdik (1126–1150) zurück.

Hůrský, Josef: Organizace českých zahraničních studentů v Praze v letech 1930–1940. K 60. výročí založení spolku [Die Organisation der tschechischen ausländischen Studenten in Prag in den Jahren 1930–1940. Zum 60. Geburtstag der Gründung des Vereins]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/2 (1990) 81–87.

Der 1930 gegründete „Klub der tschechoslowakischen ausländischen Akademiker“, der 1940 aufgelöst wurde und de jure noch 1945–1947 existierte, zählte zu seinen Mitgliedern in Prag studierende Auslandstschechen und -slowaken aus Jugoslawien, Österreich, Bulgarien, Polen und den USA. Der Klub organisierte für seine Mitglieder Vorträge und Exkursionen, verfügte über einen Sozialfonds und sorgte vor allem für die Gleichstellung der ausländischen Studenten mit den Studenten aus der Tschechoslowakei.

Jaworski, Rudolf: Die deutschen Minderheiten in Polen und in der Tschechoslowakei während der Zwischenkriegszeit. ÖOH 33 (1991) 251–268 (Themenheft: Im Spannungsfeld von Nation und Staat. Nationalitätenfragen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa).

Die Stellung der beiden größten deutschen Minderheiten in Europa, die wenigstens teilweise unmittelbar an den Grenzen siedelten, werden für die Jahre 1918–1938 komparativ betrachtet. Anhand von vier Aspekten: Ausgangsbasis und Haltung beider deutscher Minderheiten, Einstellung und Politik der beiden Staatsvölker ihnen gegenüber, Rolle in der Minderheiten- und Volkstumspolitik des Deutschen Reiches bis hin zu Hitler und Stellung zum Nationalsozialismus, werden die Unterschiede herausgearbeitet. Entscheidend war, daß es für die deutsche Minderheit in der ČSR um die politische Beteiligung am Staat ging, während in Polen die bloße Existenzsicherung vordringlich war.

Jeleček, Leoš: Některé ekologické souvislosti vývoje zemědělské krajiny a zemědělství v českých zemích [Einige ökologische Zusammenhänge der Entwicklung der landwirtschaftlichen Gebiete und der Landwirtschaft in den böhmischen Ländern]. ČČH 89 (1991) 375–394.

Der Verfasser unterscheidet drei Phasen in der langfristigen Entwicklung technisch und sozial definierter Eingriffe in landwirtschaftliche Gebiete und die Landwirtschaft überhaupt (bis zum Ende des Neolithikums, bis zum Ausklang der feudalen Ära, 19. und 20. Jahrhundert). Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht die These von der stabilisierenden Rolle des Graslandanteils im Hinblick auf die historisch-ökonomische und ökologische Entwicklung der Landwirtschaft auch und gerade unter dem Aspekt der zunehmenden Effizienz ihrer Produktion.

Jindra, Zdeněk: Úvahy o česko-německých hospodářských vztazích na přelomu 19. a 20. století [Betrachtungen über die tschechisch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert]. Hospodářské dějiny – Economic history 20 (1992) 63–74.

Anhand der deutschen und tschechischen Standard- und Überblickswerke zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, die in den letzten 30 Jahren erschienen, werden die verschiedenen Interpretationen zur Wirtschaftsentwicklung und zu den ökonomischen Verflechtungen von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern und in Mitteleuropa aufgezeigt.

Kárný, Miroslav: Lidské ztráty československých židů v letech 1938–1945 [Opfer unter den tschechoslowakischen Juden 1938–1945]. ČČH 89 (1991) 410–420.

Anhand der bisher vorliegenden wichtigsten Untersuchungen zur Zahl der Opfer des Holocaust stellt der Verfasser noch einmal Überlegungen zur Verlässlichkeit dieser Zahlen im Hinblick auf die Tschechoslowakei an und beziffert die Zahl der in den böhmischen Ländern (80 000), der Slowakei (70 000), dem okkupierten Teil der Slowakei (42 000) und in Karpatenrußland (80 000) ermordeten Juden mit insgesamt 272 000.

Kejř, Jiří: Příspěvky k dějinám pražské právnické univerzity [Beiträge zur Geschichte der Prager Juristenuniversität]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/2 (1990) 9–24.

Der Aufsatz umfaßt zwei Abhandlungen zur Geschichte der Prager Juristenuniversität im ausgehenden 14. Jahrhundert, von denen die erste das Gutachten eines Prager Juristen zum böhmisch-französischen Vertrag von 1347 bzw. 1356 aus dem Jahre 1381, als neue Verhandlungen begannen, analysiert; der zweite Beitrag untersucht die Tätigkeit des irischen Bischofs John O'Corcoran an der Prager Juristenuniversität in den Jahren 1377–1380.

Klimek, Antonín: Zrození státníka. Edvard Beneš 28. 5. 1884–24. 9. 1919 [Die Geburt eines Staatsmannes. Edvard Beneš 28. 5. 1884–24. 9. 1919]. Praha 1992, 31 S. (Slovo k historii 38).

Die Persönlichkeit des tschechoslowakischen Präsidenten Beneš steht schon lange im Zentrum der Forschung von A. Klimek (der erste Band der großen Beneš-Biographie ist schon im Druck). In der populären Hefereihe „Ein Wort zur Geschichte“ präsentiert Klimek jetzt eine Kurzfassung von Benešs Jugend: von der Geburt im westböhmisches Städtchen Kožlany über seine – in manchem nicht komplikationslose – Gymnasialzeit und die Hochschulstudien in Prag, Dijon und Paris, die spätere journalistische, sozial orientierte, Tätigkeit bis zum Ersten Weltkrieg und – an der Seite von Masaryk und Štefánik – seinen Kampf für die Errichtung eines tschechoslowakischen Staates. Klimeks Arbeit endet mit Benešs Rückkehr von der Versailler Konferenz nach Prag. Das Heft zeigt nicht nur eine interessante Serie wenig bekannter oder gar unbekannter Photographien und Dokumente, sondern analysiert mit kritischer Sympathie den Reifeprozess eines umstrittenen Politikers.

Kováč, Dušan: Das nationale Selbstverständnis der deutschen Minderheit in der Slowakei. ÖOH 33 (1991) 269–284 (Themenheft: Im Spannungsfeld von Nation und Staat. Nationalitätenfragen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa).

Vor allem die nationalbewußte und politische Entwicklung der verschiedenen deutschen Volksgruppen in der Slowakei um Preßburg, in der Zips und in der Mittelslowakei wird chronologisch von der Monarchie über die ČSR und den Slowakischen Staat bis hin zu 1945/49 dargestellt. Dabei werden die lange wirksame latente Assimilationsbereitschaft zum Ungarntum, die regionalen Unterschiede bei der politischen Orientierung und parteilichen Organisation und die Stellung der Deutschen zum Staat hervorgehoben.

Kural, Václav: Pražský Abwehr proti odboji [Die Prager Abwehr gegen den Widerstand]. SLP 1990, 126–139.

Der Beitrag geht der Frage nach, auf welche Art und Weise es den Sicherheitsdiensten des Dritten Reiches gelang, große Teile des tschechischen Widerstandes zu liquidieren und insbesondere die zweite Garnitur der Widerstandsbewegung weitgehend zu vernichten. Berücksichtigt wird in diesem Zusammenhang in erster Linie die Tätigkeit der von Canaris nach dem 15. März 1939 in Prag und Brünn im Rahmen der Abwehr eingerichteten Abteilung III-F, deren weitverzweigtes und vor allem Polen und Serbien erfassendes Agentennetz den tschechischen und slowakischen Nachrichtendienst im Rahmen der Widerstandsbewegung auch über diese beiden Länder aufrollte.

Langer, Adalbert: Leo Graf Thun und Adalbert Stifter. Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 137 (1992) 157–174.

Das Trennende zwischen Stifter und Thun, die fast zur gleichen Zeit Rechtswissenschaft studiert haben – Stifter in Wien, Thun in Prag –, waren das Naturrecht und die

Kantsche Philosophie. Als Unterrichtsminister konnte Thun eine neue Studienordnung für Juristen ohne Naturrecht und ohne Kant durchsetzen und der Historischen Rechtsschule den Weg ebnen, der im Rechtspositivismus endete. Stifter hielt an dem fest, was ihm seine Lehrer – Egger und Zeiller, hinter denen Kant erkennbar ist – mitgegeben haben, das Naturrecht, das der Gesetzgeber zu finden, nicht zu erfinden hat.

Laudiero, Alfredo: Nineteenth-Century Bohemia in Contemporary Czechoslovak Historiography: Changing Views. The Slavonic and East European Review 68 (1990) 476–497.

Die tschechische Geschichtsschreibung der Jahre 1948 bis 1989 zur politischen Entwicklung der böhmischen Länder zwischen 1848 und 1900 wird kritisch analysiert, wobei der Austroslawismus und die Einstellung zur tschechischen Bourgeoisie und ihren „liberalen“ Parteien (Jung- und Alttschechen) als Gradmesser für Veränderungen dient. Festgestellt wird ein Themen- und Bewertungswechsel nach 1970: das historiographische Interesse verschob sich von der Periode 1848–1870 auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und als historischer Wendepunkt wurde wieder 1890 anstelle von 1870 anerkannt; die tschechische nationale Entwicklung wurde nach 1970 positiver und weniger ideologiebelastet beurteilt.

Lenderová, Milena: Tři královéhradecké pokusy o organizaci zájmového hedvábnictví (Hedvábnická jednota, Hedvábnický ústav, Hedvábnický spolek, 1861–1945) [Drei Königgrätzer Versuche über die Organisation der Interessen der Seidenraupenzüchter (Hedvábnická jednota, Hedvábnický ústav, Hedvábnický spolek, 1861–1945)]. Hospodářské dějiny – Economic history 20 (1992) 33–42.

Die seit dem 18. Jahrhundert in Böhmen manufakturrell betriebene Seidenproduktion tendierte stets zu Produzentenzusammenschlüssen. Neben anderen Fachverbänden mit Sitz in Prag und anderen Städten bestanden in Königgrätz 1863–1895 die Hedvábnická jednota (Verband der Seidenraupenzüchter), seit 1924 das als Annex zur Handels- und Gewerbekammer fungierende Hedvábnický ústav (Seidenraupenzüchter-Institut) und der 1942 gegründete Hedvábnický spolek/Verein der Seidenraupenzüchter, deren Tätigkeit, Erfolg und Zusammensetzung bis 1946 untersucht werden.

Leoncini, Francesco: La „rivoluzione delicata“ alla luce della storia cecoslovacca [Die „Sanfte Revolution“ im Kontext der tschechoslowakischen Geschichte]. In: La fine del blocco sovietico [Das Ende des Sowjetblocks]. Hrsg v. F. Argentiari. Ponte alle Grazie editori, Firenze 1991, 190–202.

Die Quelle der Novemberbewegung von 1989 in der Tschechoslowakei ist dem Autor zufolge im Gedankengut des tschechischen Philosophen Jan Patočka, in seiner humanistischen und ethnischen Ausrichtung, zu suchen, an die die Oppositionsgruppe Charta 77 anknüpfte. Die internationalen Umstände (wie z. B. der Fall der Berliner Mauer und der Bush-Gorbatschow-Gipfel von Malta) hätten gleichfalls eine wichtige Rolle beim Sturz des kommunistischen Regimes gespielt. Zwei Modelle von unstreitig

demokratischer Prägung seien in der Geschichte der Tschechoslowakei realisiert worden, nämlich die Erste Republik und der „Prager Frühling“. Auf dieses Erbe (die fortschrittliche Demokratie Masaryks und den „Dubček-Sozialismus“) muß, so der Autor, die neue politische Klasse der Tschechen und Slowaken großes Gewicht legen. Verbunden werden sollten diese politischen Erfahrungen mit Havels moralischem, „vor-politischem“ Streben nach „Leben in der Wahrheit“ im gesellschaftlichen Alltag.

Loewenstein, Bedřich: Jak integrovat chudé? Lid a chudoba v pohledu 18. a počátku 19. století [Wie sollen die Armen integriert werden? Volk und Armut aus der Sicht des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts]. ČČH 89 (1991) 219–231.

Ausgehend von den englischen und französischen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts, in denen das Volk als „faules und sündhaftes“, seine Lage selbst verschuldetes Element erschien, diskutiert der Verfasser die frühen Reformvorschläge der sozialen Frage (u. a. Kindermann, Fichte), von denen einige in ihrem Protest gegen die sozialen Folgewirkungen des Industriekapitalismus zum Vehikel letztlich irrationaler – weil Ursachen und Folgen verwechselnder – philosophischer Proteste wurden.

Luft, Robert: Politischer Pluralismus und Nationalismus. Zu Parteienwesen und politischer Kultur in der tschechischen Nation vor dem Ersten Weltkrieg. ÖZG 2/3 (1991) 72–87.

Die Entwicklung des tschechischen Parteiensystems in Böhmen und Mähren im 19. Jahrhundert wird im Kontext mit sozialen und gesellschaftlichen Faktoren und der Nationalbewegung in Thesen zusammengefaßt dargestellt. Dabei wird nicht nur die dominierende Rolle der Parteien gegenüber Vereinen und Verbänden und die „Versäulung“ der tschechischen Gesellschaft erörtert, sondern auch deren Folgen für die politische Kultur und auf politische Entscheidungsprozesse.

Lukeš, Zdeněk/Svoboda, Jan/Klein, Dieter: Der Architekt Josef Zasche (1871–1957). ÖOH 34/3 (1992) 396–409.

Der Gablonzer Josef Zasche gehört zu den wichtigsten deutschen Architekten des frühen 20. Jahrhunderts in Böhmen. Seine bedeutenderen Bauten, die vom reinen Jugendstil bis zu klassizistisch geprägten Formen architektonischer Reformbewegungen reichen, werden kurz genannt. Sehr fruchtbar war Zases Zusammenarbeit mit tschechischen Architekten – vor allem mit Jan Kotěra und dessen Schülern – und dem Bildhauer Franz Metzner beim Bau von Geschäftsgebäuden im Zentrum Prags vor wie nach dem Ersten Weltkrieg.

Majer, Jiří: Přátelství Kašpara Šternberka a Johanna Wolfganga Goetha [Die Freundschaft zwischen Graf Kaspar Sternberg und Johann Wolfgang Goethe]. MZČK 27 (1991) 87–102.

Anhand des 1902 publizierten Briefwechsels zwischen Goethe und Sternberg zeichnet der Autor die Entwicklung des 1820 geknüpften Kontaktes nach. Das ge-

meinsame Interesse betraf vornehmlich die Naturwissenschaften und deren Förderung; später dehnte es sich auf das Bestreben aus, über eine wissenschaftliche Zusammenarbeit im gesamten deutschsprachigen Raum eine Annäherung über politische Grenzen hinweg zu bewirken.

Mark, Jaroslav: Jan Patočka o dějinách a dějepisectví [Jan Patočka über Geschichte und Geschichtsschreibung]. ČČH 89 (1991) 198–218.

Patočkas Reflexionen über Geschichte und Geschichtsschreibung stellen unter methodologisch-geschichtstheoretischen Gesichtspunkten kein geschlossenes Konzept dar; sie folgen eher Impulsen, die sich aus den Entwicklungsschüben und Wandlungen der tschechischen Gesellschaft ergaben. Obwohl sich die Gegensätze zwischen den philosophischen Positionen Patočkas und der traditionellen tschechischen Geschichtsphilosophie mit ihrem Interesse am „Sinn der tschechischen Geschichte“ mit fortschreitender Zeit verringerten, stand Patočka als Kritiker vieler Wertorientierungen der nationalen Geschichtsschreibung außerhalb des „mainstream“ der tschechischen Geschichtsphilosophie.

Mannová, Elena: Vereine im Adaptionprozesse der Immigranten; dies: Intoleranz in Vereinen, Vereine in intoleranter Umgebung. In: Ethnokulturelle Prozesse in Großstädten Mitteleuropas. Hrsg. v. Národopisný ústav SAV. Bratislava 1992, 26–36 und 79–88.

Beide Beiträge, im selben Sammelband, bilden zwei Kapitel mit interessantem Echo zu jener Forschungsaktivität, die den Vereinen seit etwa 20 Jahren als einem besonderen Vehikel der Entstehung bürgerlicher Gesellschaften ihre Aufmerksamkeit zukehrt, weshalb ihr das Collegium Carolinum auch 1983 eine Tagung gewidmet hatte. Hier nun erfahren wir von slowakischen, tschechischen und deutschen Vereinen in Preßburg-Bratislava, von der Autorin konsequent nach dem Entwicklungsstand unterschieden, und auch interessante Einzelheiten von der bekannten nationalen Intoleranz im Zusammenhang mit dem nationalen Charakter der Gründungen.

Mařík, Antonín: První světová válka na Tepelsku [Der Erste Weltkrieg in der Tepler Region]. MZČK 27 (1991) 103–123.

Die Fallstudie untersucht auf der Grundlage von Präsidialschriften aus dem Bezirksamt Tepl die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf eine strukturschwache ländliche Region. Berücksichtigt werden die folgenden Problemkreise: charitatives Engagement, Einkommensverhältnisse der Bevölkerung, Lebensmittelversorgung, Betriebe, Schulen, Flüchtlinge, Krieganleihen und Sammlungen, Requisition von Fahrzeugen, politisches Klima. Der Autor konstatiert, daß es der Bevölkerung angesichts der akuten Probleme an politischem Bewußtsein fehlte.

Matrika narozených kostela sv. Jindřicha na Novém Městě pražském (1584–1600). Edice [Die Geburtsmatrikel der St. Heinrichskirche in der Prager Neustadt (1584–1600) Edition]. Hrsg v. Jaroslava Mendelová. Archiv hlavního města Prahy, Praha 1992, 231 S. u. 4 Abb. (Documenta Pragensia. Monographia).

Nach einer Analyse (Svatojindřišská matrika 1584–1600 jako demografický pramen. Documenta Pragensia 7/2 [1987] 340–355) legt die Autorin die älteste Prager Taufmatrikel nun auch in kritischer Textedition vor, ergänzt durch eine Einführung sowie Häuser-, Namen- und Berufsregister. Es handelt sich um eine wichtige Quelle für Forschungen auf so unterschiedlichen Gebieten wie Onomastik, historische Topographie und Bevölkerungsentwicklung, aber auch Sozial- und Kulturgeschichte.

Mlynárik, Ján: T. G. Masaryk v slovenskej historiografii [T. G. Masaryk in der slowakischen Historiographie]. ČČH 89 (1991) 185–197.

Die slowakische historiographische Produktion wurde nach 1918 zunächst von tschechischen Historikern angeregt (Volf, Chaloupecký, Pražák), die in der Slowakei lehrten. Die positive Beurteilung Masaryks in der slowakischen Geschichtswissenschaft der Zwischenkriegszeit wurde auch von denjenigen Historikern geteilt, die politisch zum nationalradikalen und autonomistischen Spektrum gehörten. Erste Ansätze zu einer Revision des Masarykschen Bildes in der kommunistischen Historiographie nach 1948 finden sich bei Lipták (1968) und Hronský (1988).

Moïsi, Dominique/Rupnik, Jacques: Le nouveau continent. Plaidoyer pour une Europe renaissante. Calmann-Lévy, Paris 1991, 200 S.

Die Verfasser vergleichen in ihrem Essay den Zusammenbruch des kommunistischen Systems im Jahr 1989 mit den großen historischen Zäsuren von 1815, 1919 und 1945. Als besorgniserregend werten sie aus französischer Perspektive die Möglichkeit einer Schwächung der Europäischen Gemeinschaft angesichts der instabilen Lage im östlichen Europa, wodurch das wiedervereinigte Deutschland ohne festes „encadrement“ in einer übernationalen Einrichtung eine zu gewichtige Rolle übernehmen würde. Um die „Wiedergeburt Europas“ in die richtigen Bahnen lenken zu können, fordern die Autoren deshalb die Erstellung eines neuen Marshall-Plans, der die zentraleuropäischen Staaten in Hinblick auf ihre zukünftige Integration in der EG bevorzugen sollte; die Öffnung der westeuropäischen Märkte für Produkte aus dem Osten; gezielte Unterstützung bei der Ausbildung von technischem und administrativem Personal; einen konkreten Zeitplan für die Assoziierung der ostmitteleuropäischen Staaten an die EG; die Umwandlung der KSZE in eine europäische UNO und der NATO in ein gesamteuropäisch-atlantisches Bündnis, dem auch Frankreich beitreten sollte; Verstärkung der Rolle des Europäischen Parlaments einerseits und der Regionalisierung der EG andererseits; Wiederherstellung eines zentraleuropäischen kulturellen „Netzwerks“, wie es vor 1914 existiert hatte; Förderung des Austauschs von Lehrpersonal und Studenten.

Neřoldová, Lenka: Hospodářská správa Karlovy a Rečkovy koleje (80. léta 16. století – 1622) [Die Wirtschaftsverwaltung des Karls- und des Reček-Kollegs von den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts bis 1622]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/1 (1990) 31–48.

Die allgemeine Verwaltung der beiden Kollegs in wirtschaftlichen Angelegenheiten wurde teils durch Jahreskontrollen in den zu beiden Kollegs gehörenden untertänigen Dörfern, überwiegend aber in den Kollegs selbst durchgeführt; ausführlich untersucht wird im Rahmen der Finanzverwaltung die Kontrollpraxis über die Tätigkeit der Kollegsverwalter durch die Kollegiaten. Die Verfasserin betont die Bedeutung der Verwaltungsreform von 1612, die alle Möglichkeiten der Universität auf wirtschaftlicher Ebene erweiterte und verbesserte.

Nosková, Helena: Čeští a slovenští novoosídlenci na Sokolovsku a místní německé obyvatelstvo po roce 1945 [Die tschechischen und slowakischen Neusiedler im Gebiet von Falkenau und die lokale deutsche Bevölkerung nach dem Jahr 1945]. ČL 78 (1991) 106–116.

Der Beitrag behandelt die Neubesiedlung des Gebiets um Falkenau nach dem Zweiten Weltkrieg und die damit verknüpften wirtschaftlichen und sozialen Probleme vor allem unter dem Aspekt eines kulturellen „Vermischungsprozesses“, der nur allmählich zu einer soziokulturellen Stabilisierung der neuen Bevölkerung führte, die sich aus zahlreichen Migrantengruppen zusammensetzte, in erster Linie Tschechen aus Südböhmen und Wolhynien, Slowaken aus der Slowakei, aus Ungarn und aus dem rumänischen Erzgebirge.

80 let Gymnazia v Jeseníku – 80 Jahre Gymnasium in Freiwaldau. Hrsg. vom Gymnasium in Freiwaldau zum 80. Gründungsjubiläum. Olomouc 1993, 82 S.

Hier handelt es sich um ein besonderes Beispiel der gemeinsamen Vergangenheitsbewältigung zwischen den ehemaligen, inzwischen vertriebenen, sudetendeutschen Schülern und der jetzigen tschechischen Schulleitung. Zum Gründungsjubiläum wurde eine Festschrift zusammengestellt, die die gesamte Schulgeschichte umfaßt. Einzelne Kapitel, von den jeweils Beteiligten geschrieben, behandeln damit vielfältige historische Aspekte. Fotos, biographisches Material und Schülerverzeichnisse ergänzen das Buch, das beispielhaft neue Bahnen eines gemeinsamen tschechisch-deutschen böhmischen historischen Bewußtseins andeutet.

Pěšek, Jiří: Pražská univerzita, městské latinské školy a měšťanské elity předbělohorských Čech 1570–1620 [Die Prager Universität, die städtischen Lateinschulen und die bürgerlichen Eliten in Böhmen vor dem Weißen Berg 1570–1620]. ČČH 89 (1991) 336–355.

In dieser prosopographischen Studie werden 603 Lebensläufe ehemaliger Studenten der Prager Universität, die im Anschluß an das Studium als Lehrer an städtischen Lateinschulen wirkten, unter diversen Gesichtspunkten untersucht. Ein wichtiges

Ergebnis ist die Feststellung, daß Studium und Lehrertätigkeit an den Lateinschulen einem relativ armen, aber gebildeten Personenkreis, der jedenfalls nicht dem Bürgerum der größeren städtischen Zentren entstammte, den Aufstieg in die städtischen Eliten ermöglichte.

Pešek, Jiří: Univerzitní správa městských latinských škol v Čechách a na Moravě na přelomu 16. a 17. století [Die Universitätsverwaltung der städtischen Lateinschulen in Böhmen und Mähren an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/2 (1990) 41–58.

Das Netz derjenigen städtischen Partikular- bzw. Lateinschulen in Böhmen, die der Verwaltung der Prager Universität unterstanden, deckte sich im großen und ganzen mit dem tschechischsprachigen und unter dem Einfluß des böhmischen Utraquismus stehenden Kerngebiet Böhmens. Die städtischen Lateinschulen in diesem Gebiet wurden mit Absolventen der Prager Universität besetzt; insgesamt handelte es sich um 114 Lateinschulen.

Pešek, Jiří/Svatoš, Michal: Die soziale Zusammensetzung der Prager Studentenschaft im 14.–16. Jahrhundert. Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego – Prace Historyczne 93 (1991) 19–28.

Die soziale Zusammensetzung und Karriere der Studenten der böhmischen Nation an der Juristen- und Artisten-Fakultät in Prag wird für die vor- und nachhussitische Zeit zusammenfassend behandelt und dabei vor allem auf die Rolle der Städte und Dörfer und die regionale Mobilität verwiesen.

Pešek, Jiří: The University of Prague, Czech Latin Schools, and Social Mobility 1570–1620. History of Universities 10 (1991) 117–136.

Für die Rekrutierung lokaler städtischer Eliten spielte das Studium an Lateinschulen, die unter Aufsicht der Prager Universität standen, und eine spätere Lehrtätigkeit eine wichtige Rolle. Untersucht werden regionale und soziale Herkunft der Studenten, die an Lateinschulen in einer Art Rotation lehrten, bevor sie in Wirtschafts- und Verwaltungsstellen aufstiegen. Der berufliche Werdegang dieser Personengruppe nach ihrer Lehrtätigkeit wird mittels dreier Tabellen analysiert.

Pešková, Jarmila: Ordines lectionum jako pramen poznání výuky na artistické fakultě pražské univerzity v letech 1570–1619 [Die ordines lectionum als Quelle der Erkenntnis der Lehre an der Artistenfakultät der Prager Universität in den Jahren 1570–1619]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/1 (1990) 9–30.

Auf der Grundlage der Vorlesungsverzeichnisse aus dem genannten Zeitraum weist die Verfasserin nach, daß der Philosophieunterricht an der Artistenfakultät insbesondere mit Texten von de la Ramée über das Lehrangebot anderer Universitäten hinausging; an lutheranischen Universitäten war de la Ramée seit den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts verboten. Insgesamt vermied die Prager Universität die

anderswo übliche Reduzierung des Philosophiestudiums auf den orthodoxen Aristotelismus und die teils eher rhetorische Dialektik des de la Ramée.

Pokorný, Jiří: Gutenberg – Kutteneberg. Gutenberg-Jahrbuch 66 (1991) 76–85.

Der Versuch von Patrioten (insbesondere von Schriftstellern wie Jaroslav Vrt'átko und Karel Alois Vinařický) in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, auf Grund des Namens den Erfinder des Druckes mit beweglichen Lettern, Johannes Gutenberg, als Kutteneberger für die tschechische Nation zu reklamieren, wird beschrieben und dabei das geistige Klima der Zeit wie auch die Distanz der bekannten tschechischen Historiker zu dieser These aufgezeigt.

Rusko, Sovětský svaz a my [Rußland, die Sowjetunion und wir]. SLP 1990, 257–309.

Diese Abhandlung umfaßt die Beiträge zu einer Diskussion, die im März und April 1990 im Prager Institut für die Geschichte Osteuropas geführt wurde. Anlaß zu dieser Diskussion war die kritische Neubewertung des Verhältnisses der Tschechen zu Rußland bzw. der Sowjetunion, angefangen von der Russophilie der tschechischen Aufklärer über die tschechoslowakisch-sowjetischen Beziehungen der Zwischenkriegszeit und im Zweiten Weltkrieg bis zur Geschichte der ČSR/ČSSR im Rahmen des sowjetischen Blocks und einer Einschätzung der Situation der ČSFR im europäischen Kontext unter den Bedingungen des Zusammenbruchs des sowjetischen Imperiums und der deutschen Wiedervereinigung.

Scheufler, Vladimír: Domácká výroba v Praze [Die Heimproduktion in Prag]. ČL 78 (1991) 52–56.

Die Heimproduktion in Prag, die am Ende des 19. Jahrhunderts etwa 20000 Personen umfaßte, wird in ihrer rechtlichen, sozialen und ökonomischen Entwicklung hier vor allem im Hinblick auf ihre wichtigsten Zweige untersucht; dazu gehören die Schmuckherstellung, die Kettenherstellung, die Korbflechterei, die Konfektionsherzeugung (insbesondere die Korsett- und Krawattenherstellung), die Puppenherstellung und die Handschuhmacherei. Einige dieser Heimgewerbe überdauerten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Šimeček, Zdeněk: Proměny novinářství v českých zemích a Rosenmüllerovy noviny (1719–1727) [Der Wandel des Journalismus in den böhmischen Ländern und die Rosenmüllers Zeitung (1719–1727)]. ČCH 89 (1991) 48–64.

Mit dem Versuch, ab 1719 in Prag eine Zeitung in tschechischer Sprache (Český Postylio) herauszugeben, die vor allem über kirchliche Verhältnisse und die adelige Gesellschaft berichtete und sich die Propagierung des böhmischen Landes-patriotismus zum Ziel setzte, scheiterte der Altstädter Drucker Rosenmüller an der Konkurrenz des in Wien erscheinenden Wienerischen Diariums und der Tatsache, daß der böhmische Adel nur in geringem Maße bereit war, die Zeitung zu abonnieren.

Škrdle, Vladimír: *Postoj československé veřejnosti k německé antifašistické emigraci v letech 1933–1935* [Die Haltung der tschechoslowakischen Öffentlichkeit zur deutschen antifaschistischen Emigration in den Jahren 1933–1935]. *SLP* 1990, 100–114.

Der Zustrom reichsdeutscher Emigranten in die Tschechoslowakei seit 1933 weckte im rechten politischen Spektrum des Landes Befürchtungen hinsichtlich möglicher politischer Komplikationen im Verhältnis zum Dritten Reich, die in zahlreichen kritischen Kommentaren ihren Ausdruck fanden. Insbesondere die sozialdemokratischen Parteien entfalteten jedoch eine umfangreiche Hilfstätigkeit, deren materielle Aspekte der Beitrag detailliert darstellt.

Slapnicka, Helmut: *Das tschechoslowakische Verfassungsprovisorium. Osteuropa-Recht* 37 (1991) 257–285.

Die Arbeit berichtet über die Verfassungsentwicklung in der Tschechoslowakei in den ersten 20 Monaten nach der Wende vom November 1989. Damals wurden durch 28 Verfassungsgesetze mosaikartige Änderungen des bisherigen Verfassungsrechts durchgeführt, die Beseitigung der führenden Rolle der Kommunistischen Partei und die Entmachtung der Nationalen Front, die Abkürzung der Legislativperiode und die Änderung in der Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaften, Änderungen der Eigentumsordnung, der Bezeichnung und der Symbole des Staates sowie der Aufgabenabgrenzung zwischen Föderation und Teilrepubliken, die Erlassungen einer Charta der Grundrechte oder die Einführung der Gemeindegeldverwaltung und des Referendums.

Slapnicka, Helmut: *Gemeindeautonomie in der Donaumonarchie und in den Nachfolgestaaten. ÖOH* 34/1 (1992) 72–89.

Charakteristische Aspekte der Gemeindeordnung wie Gleichstellung aller Gemeinden, Heimat- und Bürgerrecht, Gemeindeorgane, selbständiger und übertragener Wirkungskreis, Finanzwirtschaft, Gemeindeaufsicht oder Sprachenrecht werden ausgehend von der Rechtslage in der Monarchie in deren Nachfolgestaaten skizziert. Unterschiede seien meist aus besonderen Landestradiationen zu erklären; das Schwergewicht liegt dabei auf der Tschechoslowakei und Österreich. 1918 stelle keine Zäsur dar. Kein Nachfolgestaat erachtete es für erforderlich, die übernommene Gemeindeordnung prinzipiell zu ändern, vielmehr erfolgten schrittweise inhaltliche Modifizierungen, die die Gemeinde vom autonomen Verband zur untersten staatlichen Verwaltungsinstanz wandelten.

Slapnicka, Helmut: *Juristen als Wegbereiter des aufsteigenden Bürgertums des 19. Jahrhunderts in den Böhmischem Ländern. Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 125 (1988) 35–60 (und Sonderabdruck).

Die Beseitigung des adeligen Ämterprivilegs und die Verlagerung von Rechtsprechung und Verwaltung auf ein juristisch vorgebildetes Berufsbeamtentum führte

während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur schrittweisen Verdrängung des Adels durch Beamte und Richter bürgerlicher Herkunft. Nach 1848 werden für ein Jahrzehnt die Beamten zur tragenden Säule des Staates, der Liberalismus verhilft in den neugeschaffenen Landtagen und im Wiener Abgeordnetenhaus den Advokaten zur Herrschaft. Gegen Ende des Jahrhunderts tritt die zentrale Bedeutung des Beamtentums wieder deutlich in Erscheinung.

Slavík, Jan: Pád první republiky [Der Fall der Ersten Republik]. SLP 1990, 177–200.

Der Beitrag entstand kurz nach dem Münchener Abkommen, konnte in der Zweiten Republik nach einem Einspruch der Zensur nicht veröffentlicht werden, wurde 1948 vom Staatssicherheitsdienst im Zusammenhang mit der politischen Verfolgung des Verfassers konfisziert und sollte 1968 in der Zeitschrift *Revue dějin socialismu* publiziert werden, was aber durch die Okkupation der Tschechoslowakei durch die Truppen des Warschauer Paktes verhindert wurde. Die Studie thematisiert vor allem die außenpolitischen Zusammenhänge der Zerschlagung der Ersten Tschechoslowakischen Republik.

Smolová, Věra: Rada Starého města pražského v letech 1650–1715 [Der Rat der Prager Altstadt in den Jahren 1650–1715]. PSbH 24 (1991) 5–37.

Unter Berücksichtigung unpublizierten Quellenmaterials werden die Zusammensetzung des Altstädter Stadtrates, das Verfahren seiner Einsetzung sowie seine Zuständigkeit dargestellt. Im Mittelpunkt stehen sozialgeschichtliche Fragen: nach dem sozialen Status der Ratsmitglieder, deren Berufen, Bildungsstand, Vermögen und Repräsentationsformen, außerdem das Zahlenverhältnis der tschechisch- und deutschsprachigen Ratsmitglieder; hier stellt die Autorin fest, daß sich das Deutsche erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts durchsetzte. Angefügt sind Mitgliederlisten aller 17 Stadträte des behandelten Zeitraumes.

Špecinger, Otakar: Z historie ovocnářského sušárenství [Aus der Geschichte der Dörrobstherstellung]. Hospodářské dějiny – Economic history 20 (1992) 21–32.

Das Trocknen gehörte vor den modernen Kühl- und Konservierungsmöglichkeiten zu einer der wichtigsten Haltbarkeitsmethoden für Obst. Die Traditionen von Anbau (Sortenwahl), Herstellung (regionale Schwerpunkte) und Ausfuhr werden für Böhmen im 18. und 19. Jahrhundert skizziert.

Štaif, Jiří: Konceptualizace českých dějin Františka Palackého [Die Konzeptualisierung der böhmischen Geschichte bei František Palacký]. ČČH 89 (1991) 161–184.

Während Palacký in seinen ersten Synthesen der böhmischen Geschichte diese noch weitgehend als einen kulturellen Entwicklungsprozeß auffaßte, in dem sich tschechisch-slawische und deutschgermanische ethnische Elemente vermischten, arbeitete er in seinem Standardwerk „*Dějiny národu českého v Čechách a na Moravě*“ die tschechische nationale Identität in der böhmischen Geschichte weit stärker heraus.

Palackýs Interpretationsmuster zeigt dabei eine Tendenz zur Konstruktion eines „idealen Vermächtnisses“ der böhmischen Geschichte wie auch politischer Wertorientierungen für die praktische Politik der Tschechen im 19. Jahrhundert.

Svatoš, Michal: Pražské univerzitní vesnice do roku 1622 [Dörfer im Besitz der Prager Universität bis zum Jahr 1622]. Stáletá Praha 20 (1990) 148–156.

Auf der Grundlage älterer Forschungen gibt der Beitrag einen Überblick über die Organisationsstruktur und die Wirtschaftsgeschichte der Karls-Universität. In chronologischer Folge werden die durch Kauf oder Schenkung erworbenen Besitzungen der verschiedenen Kollegien aufgezählt und die daraus erzielten Einkünfte angegeben.

Uhlíř, Zdeněk: Prokopa Písaře „Liber de arte moriendi“ [Der „Liber de arte moriendi“ des Prokop Písař]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 30/2 (1990) 25–40.

Der Beitrag befaßt sich mit den Vorlesungen des Prokop Písař an der Prager artistischen Fakultät im Jahr 1460; das Thema dieser Vorlesungen (ars moriendi) wird in den breiteren zeitgenössischen Kontext dieses spezifischen Genres eingeordnet. Während das Genre der ars moriendi in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts im personalistischen Sinne die existentielle Situation des Todes zu erfassen suchte, konzentrierte sich das Interesse im 15. Jahrhundert auf Fragen der pastoralen Fürsorge, die dem gewandelten Charakter der Volksfrömmigkeit entsprachen.

Unfried, Berthold/ Kárník, Zdeněk: Institutionelle Veränderungen in der tschechischen Historiographie. ÖZG 2/1 (1991) 81–94.

Inhaltliche und thematische Neuorientierungen und die Neuorganisation von geschichtswissenschaftlichen Institutionen der Karls-Universität, der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und anderer Organisationen in Prag seit dem Dezember 1989 werden skizziert und dabei auf die (geplanten) Publikationstätigkeiten eingegangen.

Velímský, Tomáš: Příspěvek k dějinám patriciátu v českých městech 13.–14. století [Beitrag zur Geschichte des Patriziats in den böhmischen Städten des 13.–14. Jahrhunderts]. ČČH 89 (1991) 321–335.

Anhand von schriftlichen Quellen, die mit den Ergebnissen der archäologischen Forschung im historischen Stadtkern von Most/Brüx verglichen werden, rekonstruiert der Verfasser die Geschichte der Patrizierfamilie Bischof/Episcop, die über Generationen hinweg einflußreiche Positionen in der Stadt innehatte; ein Mitglied der Familie war königlicher Unterkämmerer. Der Verfasser warnt vor voreiligen Schlüssen aus den archäologischen Fundstücken im Hinblick auf die soziale Schichtung der Stadt.

Winters, Stanley B: Passionate Patriots: Czechoslovak National Democracy in the 1920s. ECE 18/1 (1991) 55–68.

Seit ihrer Gründung 1919 propagierte die Nationaldemokratische Partei mehrere Ideale, die sie, so die Analyse des vorliegenden Beitrags, von anderen tschechischen Parteien unterschieden: integralen Nationalismus, freies Unternehmertum, klare Trennung zwischen Kirche und Staat sowie klare Opposition gegen sozialistisches Gedankengut. Als Erbin des klassischen Liberalismus aus dem 19. Jahrhundert entwickelte die Partei eine staatsorientierte Ideologie mit autoritären Tendenzen, charakteristisch für die mitteleuropäischen Varianten des Konservatismus während der Zwischenkriegszeit. Der Verfasser skizziert und analysiert diese Entwicklung, vor allem während der zwanziger Jahre.

Winters, Stanley B: Science and Nationalism: The Career of Bohumil Němec. Czechoslovak and Central European Journal (formerly Kosmas) 10/2 (1991) 69–83.

Der Aufsatz faßt umfangreiche Forschungen des Verfassers über den Botaniker Bohumil Němec (1873–1966) zusammen, der von 1907 bis 1939 als Universitätsprofessor in Prag wirkte. Im Mittelpunkt steht Němec' intensive politische Tätigkeit, u. a. als Parlamentsabgeordneter, 1920–29 als Senator, 1933–35 als Vorsitzender des Tschechoslowakischen Nationalrates und 1935 als Präsidentschaftskandidat der Agrarpartei. Behandelt wird aber auch seine wissenschaftliche Laufbahn unter dem kommunistischen Regime, u. a. seit 1953 als ordentliches Mitglied der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften.

Záloha, Jiří: Zabavení majetku hlubocké větve Schwarzenberků gestapem v roce 1940 [Die Beschlagnahme des Besitzes des Hluboká-Zweiges der Schwarzenbergs durch die Gestapo im Jahre 1940]. ČČH 89 (1991) 65–77.

Der 1940 von der Gestapo beschlagnahmte Besitz Adolf Schwarzenbergs, der sich 1939 als Gegner des Dritten Reiches nach Italien abgesetzt hatte, wurde von einem Treuhänder verwaltet, der den Besitz gegen Angriffe der deutschen Parteiorgane in relativ gutem Zustand bis zum Ende des Krieges zusammenhalten konnte. Nach dem Krieg wurde der Besitz nationalisiert und 1947 durch ein Sondergesetz in das Eigentum des Landes Böhmen überführt.

Zemek, Metoděj: Österreichische Architekten südmährischer Schlösser (17. bis 19. Jahrhundert). ÖOH 33 (1991) 569–584.

Unter besonderer Berücksichtigung österreichischer Architekten wird die Baugeschichte einschließlich der Umgestaltungen bis gegen 1900 der Liechtensteinischen Schlösser Eisgrub (Lednice) und Feldsberg (Valtice) und deren Parkanlagen sowie der Schlösser Frain (Vranov), Nikolsburg (Mikulov), Vötau (Bítov) und Milotitz (Milotice) verfolgt.

Žemlička, Josef: „Politický kalendář“ přemyslovských Čech [Der „politische Kalender“ des vorpřemyslidischen Böhmen]. ČČH 89 (1991) 31–47.

Der Beitrag untersucht die Frage, wann und wo im frühmittelalterlichen Böhmen die beratenden Versammlungen zusammengetreten sind, die vom Fürsten in gerichtlichen, legislativen oder vermögensrechtlichen Fragen einberufen wurden. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts blieben diese Versammlungen auf die Feiertage des Hl. Veit und des Hl. Wenzel konzentriert; erst im 13. Jahrhundert begann die Verknüpfung der „Kolloquien“ mit den vier Fastenzeiten. Wichtigster Versammlungsort blieb Prag, die Bindungen an die einstigen Fürstenhöfe rissen ab.

Žudel, Juraj/Očovský, Štefan: Die Entwicklung der Nationalitätenstruktur in der Südslowakei. ÖOH 33 (1991) 285–315 (Themenheft: Im Spannungsfeld von Nation und Staat. Nationalitätenfragen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa).

Die numerische und relative Entwicklung nationaler Minderheiten (nach den jeweiligen Definitionen der Volkszählungen) in 15 heutigen Kreisen der südlichen Slowakei von Preßburg bis Trebišov wird für die Jahre 1880 bis 1980 knapp aufgezeigt, wobei auch die Assimilationstendenzen bei Deutschen, Ungarn und Zigeunern (Roma) angesprochen werden. Neun Tabellen und fünf Karten veranschaulichen die Veränderungen der Nationalitätenstruktur.

SUMMARIES

IN THE WAKE OF THE CATASTROPHE OF THE ESTATES IN BOHEMIA

Margret Lemberg

Making use of archival sources that had not been researched until now, this study draws a picture of the engagement between Albrecht Johann Smřický and Amelie Elisabeth of Hanau. The search for a bride for the heir-apparent of one of Bohemia's wealthiest landowning families in the early seventeenth century, the engagement and Smřický's preparations for the wedding in the midst of a revolution are all carefully documented, as are also his sudden death in November 1618 and the quarrel about the inheritance which began immediately after his funeral. The fact that not only several noble families in both Hanau and Bohemia, but also the archbishop of Cologne and the Emperor himself were involved in the ensuing quarrel makes this an interesting piece of research into social history. It brings about many new insights, particularly about close links between Bohemia and the surrounding countries of Central and Western Europe.

ARMS, INTEREST, AND PIETY: DUTCH CALVINISTS AS FINANCIERS OF THE THIRTY YEARS' WAR

Regina Schulte

Not infrequently, in the framework of the historical debate about the origins of modern capitalism, one comes across a small group of eminent businessmen and bankers, who had their hand, among other things, in providing finance for the Thirty Years' War. Regardless of whose side they were on, these were mainly Protestants and Calvinists, most of them of Flemish origin; they went abroad because in the southern part of the Netherlands the conditions for freedom of religious and economic action were deteriorating. On the background of Weber's theory that a connection exists between Protestantism and Capitalism, the fact hitherto has escaped attention that although an influential group of financiers shared a common origin and religious conviction, members of this group could be found on the Catholic as well as on the Protestant side. In this article, the biographies of the Amsterdam-based arms trader Louis de Geer who provided the money for Gustav Adolf of Sweden, and of Hans de Witte, the banker appointed to the court of Emperor Ferdinand II, are taken to illustrate some aspects which are of paramount importance for putting the history of Bohemia in perspective.

THE BADENI LANGUAGE DECREES FOR MORAVIA:
FLIRTING WITH THE EUROPEAN IDEA

Hannelore Burger

Fitting well into the framework of the contemporary debates about a common Europe, this study examines the Badeni language decrees for Moravia dating back to 1897, which up until now have not received the same attention as the project of a language decree for Bohemia. The author interprets it as a final effort, undertaken with explicit support from the part of the Crown, to seek, by the expedient of bilingual administration in bilingual crown lands, a transnational solution for the nationalities conflict as opposed to a concept based of the notion of national autonomy. When this effort failed, a complete separation of the nationalities was initiated, definitely with the so-called *Mährischer Ausgleich* of 1905. Thus, this study proves that historic experience offers invaluable advice for the current efforts directed at bringing about a common Europe.

PŘEMYSL PITTER'S PROTEST: AN UNNOTICED CZECH
VOICE AGAINST THE ATROCITIES IN THE
INTERNMENT CAMPS IN 1945

Tomáš Pašák

The preacher and journalist Přemysl Pitter (1895–1976), known during the years 1923–40 as editor of the pacifist periodical *Sbratření* (Fraternization), in 1938 had founded a recreation home for Jewish children, and set up an important relief organization for former inmates of concentration camps in 1945. After the end of the war he also looked after numerous German children and youths. His diaries, his correspondence, and the reports he wrote are testimony to his horror at the fate of Germans in postwar Czechoslovakia and reflect his efforts to provide support. This article furnishes new insights into the world of thought and the experiences of Přemysl Pitter, who was awarded the *Bundesverdienstkreuz*, the Federal German Order of Merit, First Class, in 1973, and on the occasion of his 100th anniversary added to the group of persons celebrated by the UNESCO.

BOHEMIA AND THE EMPIRE
IN THE EARLY MODERN AGE

Volker Press†

This article was submitted to the editors by Volker Press, professor at Tübingen University, a few months before his sudden death. Press asked whether they thought that the study merited being edited for publication. It was high time, in his opinion,

to start a Czech-German dialogue on this important topic. He made it clear that he intended to devote more of his time to the history of the Bohemian lands, to which his Bavarian origin made him feel a considerable affection. In publishing the text unaltered, the editors wish to pay a tribute to Volker Press, who was one of the preeminent experts on early modern age among German historians. They entirely share his purpose of fostering a renewed discussion, by both sides concerned, of the millennium of German-Czech neighbourhood, which in its origins and its development is unique in Europe. This is all the more important after the host of false interpretations applied to it in this century's historiography.

RÉSUMÉS

DANS LE TOURBILLON DE LA CATASTROPHE DE LA NOBLESSE EN BOHÈME

Margret Lemberg

Au vu de nouvelles sources historiques jusqu'ici inexploitées, l'auteur étudie les fiançailles interrompues d'Albrecht Johann Smiřický avec Amélie Elisabeth de Hanau. La recherche d'une fiancée pour l'héritier d'une des plus riches familles de gros propriétaires de Bohême au début du 17^e siècle, les fiançailles, les préparations du mariage du membre du Directoire au milieu d'une révolution, sa mort subite en 1618 et la querelle enflammée aussitôt après son enterrement au sujet de l'héritage sont ici minutieusement documentées. Le fait que non seulement plusieurs familles nobles entre Hanau et Bohême mais que l'évêque de Cologne et le roi lui-même aient pris part à la querelle offre une image nouvelle et palpitante de l'histoire sociale de cette époque. Au travers de cet exemple, la Bohême se révèle comme un pays fortement lié à l'Europe centrale et occidentale.

ARMEMENT, INTÉRÊTS ET PIÉTÉ: LES CALVINISTES NÉERLANDAIS EN TANT QUE FINANCIERS DE LA GUERRE DE TRENTE ANS

Regina Schulte

Dans les débats historiques sur les origines du capitalisme moderne resurgissent régulièrement les noms de certains grands marchands et de banquiers éminents qui ont été aussi impliqués dans le financement de la guerre de Trente ans. Sans tenir compte du bord auquel ils appartenaient, il apparaît qu'il s'agissait fréquemment de protestants et de calvinistes dont la plupart d'entre eux étaient d'origine flamande. Beaucoup émigrèrent quand les conditions pour l'épanouissement religieux et économique se détériorèrent dans les Pays-Bas du Sud. Dans la thèse de Weber qui établit la relation entre le protestantisme et le capitalisme, on n'avait pas jusqu'ici remarqué que, bien que précisément un groupe de financiers influents avait en commun foi et origine, les marchands et les banquiers exerçaient cependant leurs activités individuellement tout autant du côté protestant que catholique. A partir de l'exemple de deux biographies, celle de Louis de Geer, marchand d'armes d'Amsterdam et financier de Gustave Rodolphe de Suède et celle de Hans de Witte, le banquier royal de l'empereur Ferdinand II, l'auteur établit des liens et soulève des questions qui sont d'une importance primordiale pour comprendre l'histoire de Bohême.

LES DÉCRETS SUR LES LANGUES DE BADENI POUR LA MORAVIE: UN ESSAI DE REFLEXION EUROPÉENNE

Hannelore Burger

Dans le cadre de discussions actuelles sur une Europe commune, l'auteur fait un retour en arrière et analyse les décrets sur les langues de Badeni de 1897 pour la Moravie auxquels on a moins porté d'attention jusqu'ici qu'à la tentative non réussie de régler l'emploi officiel des langues en Bohême. L'auteur l'interprète comme l'ultime tentative, et cela avec l'appui ouvert de la couronne, de trouver une solution transnationale au conflit des nationalités pour l'opposer à la solution „national-autonomiste“ en établissant deux langues administratives aux deux pays bilingues de la couronne. Après l'échec de cette tentative, on en est arrivé finalement à la séparation nationale avec le Compromis morave de 1905. Cet essai apporte de précieuses réflexions qui pourraient servir aux tentatives actuelles d'édification de la communauté européenne.

LA PROTESTATION DE PŘEMYSL PITTERS: UNE VOIX INCONNUE TCHÈQUE CONTRE LA CRUAUTÉ DANS LES CAMPS D'INTERNEMENT EN 1945

Tomáš Pašák

Le prêtre et publiciste Přemysl Pitter (1895–1976), connu dans les années 1923–1940 comme éditeur du magazine pacifiste *Sbratření* („Fraternisation“), fonda en 1938 une maison de repos pour enfants juifs et il établit par la suite en 1945 un organisme caritatif chargé d'organiser les retours des internés des camps de concentration. Il s'occupa ainsi de nombreux enfants et d'adolescents allemands. Ses journaux, ses lettres et ses rapports reflètent son horreur face à sa confrontation aux destins d'Allemands dans la Tchécoslovaquie de l'après-guerre et il est décrit aussi comment il a essayé de les aider. Cet essai permet d'appréhender sous un jour nouveau les expériences vécues par Přemysl Pitter et de saisir quelles pensées l'animaient. En 1973, il a été décoré de la „Bundesverdienstkreuz“ de première classe. A l'occasion de son centenaire, son nom a été inscrit au cercle des personnes célébrées par l'UNESCO.

LA BOHÈME ET LE SAINT-EMPIRE AUX TEMPS NOUVEAUX

Volker Press†

Quelques mois avant sa mort prématurée, Volker Press avait envoyé une ébauche d'un essai aux éditeurs et leur avait demandé si ce serait intéressant de le développer. Selon lui, il était d'actualité d'entamer un dialogue tchéco-allemand sur ce sujet

important. Volker Press fit savoir qu'il désirait se pencher beaucoup plus intensément qu'il ne l'avait fait jusqu'à présent sur l'histoire des pays de Bohême de laquelle il se sentait très proche en raison de ses origines bavaroises. En publiant ce texte, les éditeurs rendent ainsi hommage à Volker Press, un des meilleurs spécialistes allemands de l'histoire des Temps Nouveaux. Les éditeurs se sentent particulièrement liés aux préoccupations de Volker Press, celles de discuter les relations millénaires entre Allemands et Tchèques de nouveau et ensemble parce qu'elles ont été beaucoup déformées par l'historiographie de notre siècle et parce que leur origine et leur évolution a peu de parallèles en Europe.

RESUMÉ

VE VÍRU ČESKÉ STAVOVSKÉ KATASTROFY

Margret Lemberg

Na základě nových, doposud neprozkoumaných archivních pramenů se v předkládaném článku líčí nedokončené zasnuby Albrechta Jana Smiřického s Amálií Elisabethou z Hanau. Hledání nevěsty pro dědice jedné z nejbohatších velkostatkářských rodin Čech počátku 17. století, zasnuby a přípravy k svatbě člena direktoria uprostřed revoluce, jakož i jeho nenadálé úmrtí v listopadu 1618 a ihned po jeho pohřbu vzplanulé spory o pozůstalost jsou zde pečlivě dokumentovány. Neboť se tohoto sporu zúčastnilo nejenom několik šlechtických rodin mezi Hanau a Čechami, ale i arcibiskup kolínský a sám císař, leží před námi napínavá sociálněhistorická studie, bohatá na nové náhledy. Čechy se přitom jeví jako země, hluboce spjatá se střední a západní Evropou.

ZBROJENÍ, ÚROKY A ZBOŽNOST: NIZOZEMŠTÍ KALVINISTÉ JAKO FINANČNÍCI TŘICETILETÉ VÁLKY

Regina Schulte

V historické debatě o původu moderního kapitalismu se vždy objevuje řada vynikajících podnikatelů a bankéřů, kteří byli zapojeni i do financování třicetileté války. Nezávisle na tom, na které straně stáli, byli to často protestanti a kalvinisté, většina z nich vlámského původu; odtud se vysídlili, neboť se podmínky pro náboženský a ekonomický rozvoj v jižním Nizozemí zhoršily. Ve weberské tézi o souvislosti mezi protestantismem a kapitalismem bylo ovšem přehlédnuto, že právě zde sdílela skupina vlivných finančníků sice vyznání a původ, jednotliví podnikatelé a bankéři byli však činní jak na protestantské, tak i na katolické straně. Na příkladě dvou životopisů – amsterodamského obchodníka se zbraněmi a finančníka švédského krále Gustava Adolfa Louise de Geera a Hanse de Wittesa, který byl císařským dvorním bankéřem Ferdinanda II. – jsou zde zjišťovány souvislosti a stavěny otázky, které mají klíčový význam pro historické chápání českých dějin.

BADENSKÁ JAZYKOVÁ NAŘÍZENÍ PRO MORAVU: EVROPSKÉ MYŠLENKOVÉ HŘÍČKY

Hannelore Burger

V rámci současných diskusí o společné Evropě je nám zde s pohledem do minulosti předkládána výzkumná práce o Badenských jazykových nařízeních pro Moravu z roku 1897, kterým se doposud dostalo daleko méně pozornosti, než nepodařenému pokusu o jazykovou úpravu v Čechách. V této jazykové úpravě vidí autorka poslední, s výslovným souhlasem panovníka podniknutý pokus, najít pomocí dvojjazyčného úřadování v dvojjazyčných korunních zemích transnacionální řešení národního konfliktu proti řešení nacionálně autonomistickému; po ztroskotání tohoto pokusu došlo nejpозději v moravském vyrovnání z roku 1905 k národnímu rozvodu. Tímto způsobem nabízí tento článek hodnotné podněty k tomu, jak lze z historických zkušeností při současných evropských snahách o sjednocení vyvodit poučení.

PROTEST PŘEMYSLA PITTERA: NEZNÁMÝ ČESKÝ HLAS PROTI HRŮZÁM V INTERNAČNÍCH TÁBORECH V ROCE 1945

Tomáš Pasák

Kazatel a publicista Přemysl Pitter (1895–1976), známý v letech 1923–1940 jako vydavatel pacifistického časopisu *Sbratření*, založil roku 1938 zotavovnu pro židovské děti, a roku 1945 důležitou pomocnou organizaci pro navrátilce z koncentračních táborů. Přítomně pečoval i o mnoho německých dětí a mladistvých. Jeho deníky, dopisy a zprávy odrážejí zděšení nad osudy Němců, s nimiž se v poválečném Československu setkal, podobně je tomu i ve zprávách o jeho pomocných akcích. Takto získáme nový náhled do zkušeností a myšlenkového světa Přemysla Pittera, který byl roku 1973 vyznamenán Křížem o spolkové zásluhy I. třídy a při příležitosti jeho 100. narozenin byl přijat do kruhu osob, uctívaných organizací UNESCO.

ČECHY A ŘÍŠE V RANÉM NOVOVĚKU

Volker Press†

Následující text zaslal vydavatelům Volker Press, profesor tübingenské univerzity, několik měsíců před svou neočekávanou smrtí, s otázkou, jestli by se vyplatilo, tento článek rozpracovat. Nebož je totiž na čase, započít česko-německý dialog o tomto důležitém tématu. Volker Press naznačil, že by se chtěl v budoucnosti věnovat víc než dosud dějinám českých zemí, s kterými se cítí být prostřednictvím svého bavorského původu spjat. Nepozměněným otiskem tohoto textu Volkera Presse chtějí vydavatelé uctít památku jednoho z nejznamenitějších německých historiků raného novověku. Jeho naléhání, tisícileté sousedství mezi Čechy a Němci, jehož vznik a průběh nemá jen tak obdoby, po všech deformacích v historiografii tohoto století znovu a společně diskutovat, se cítí vydavatelé obzvláště zavázáni.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
BNGP	Bulletin Národní galerie (Prag)
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČČH	Český časopis historický
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Matice moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
ČSPSČ	Časopis Společnosti přátel starožitností českých
DArb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Salt Lake City, Utah)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FHB	Folia historica bohemica
HČ	Historický časopis (Preßburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)

MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
MZČK	Minulostí Západočeského kraje
ÖOH	Österreichische Osthefte
ÖZG	Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)
PHS	Právněhistorické studie (Prag)
PP	Památky a příroda
PKSČ	Příspěvky k dějinám KSČ (Prag)
RES	Revue des études slaves (Paris)
SbAP	Sborník archívních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SOF	Südostforschungen (München)
SovSl	Sovetskoe slavjanovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSb	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
UŘ	Umění a řemesla (Prag)
VČA	Věstník České akademie
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VKČSN	Věstník Královské české společnosti nauk
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)

MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Manfred Alexander, Leipziger Ring 11a, 50374 Erftstadt-Liblar
Dr. Joachim Bahlcke, Ebertstraße 49, 10249 Berlin
Dr. Stefan Bauer, Keferstraße 9, 80802 München
Dr. Christoph Boyer, Donnersbergerstraße 57, 80634 München
Prof. Dr. Detlef Brandes, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf
Christiane Brenner, M. A., Finowstraße 8, 12045 Berlin
Dr. Hannelore Burger, Rosenthalgasse 11A/7, A-1140 Wien
Dr. Bohumil Černý, Na Mlejniku 30, CZ-147 00 Praha 4
Dr. Ivana Čornejová, Troilova 3, CZ-108 00 Praha 10
Heidrun Dolezel, M. A., Mauerhof 8, 37124 Rosdorf
Prof. Dr. Peter Drews, Universität Freiburg, Universitätsstraße 9, 79098 Freiburg
Ursula Häckermann, M. A., Käthe-Kollwitz-Weg 228, 23558 Lübeck
Dr. Eva Hahn, Musenbergstraße 28a, 81929 München
Dr. Josef Hemmerle, Jennerweg 4, 82223 Eichenau
Dr. Peter Heumos, Weidenweg 10, 85764 Oberschleißheim
Prof. Dr. Jörg K. Hoensch, Am Engelwirtsberg 51, 66125 Saarbrücken
Dr. Wolfgang Kessler, Hauptstraße 69, 41236 Mönchengladbach
Prof. Dr. John Klassen, Trinity Western University, 7600 Glover Rd., Langley, British Columbia, Canada V3A 6H4
Margret Lemberg, Am Glaskopf 3, 35039 Marburg/Lahn
Prof. Dr. Bedrich Loewenstein, Machnower Straße 39, 14165 Berlin
Robert Luft, Aventinstraße 6, 80469 München
Dr. Jaroslav Marek, Masarykova Univerzita, Arne Nováka 1, CZ-602 011 Brno
Prof. Dr. Bernard Michel, Paris I-Sorbonne, 16 boulevard Soult, F-75012 Paris
Prof. Dr. Hermann Müller, Leipziger Straße 26, 63512 Hainburg
Utta Müller-Handl, Rohrbachstraße 11, 60389 Frankfurt/M.
Dr. Tomáš Pašák, Na Hanspaulce 5, CZ-160 00 Praha 6
Prof. Dr. Walter Schamschula, 30 El Camino Real, Berkeley, CA 94 705, USA
Prof. Dr. Regina Schulte, Ruhr-Universität, Gebäude GA 4/132, Postfach 102 148, 44780 Bochum
Prof. Dr. h.c. Ferdinand Seibt, Joseph-Haydn-Straße 14, 85540 Haar
Univ.-Prof. Dr. Helmut Slapnicka, Max-Reger-Straße 17, A-4020 Linz